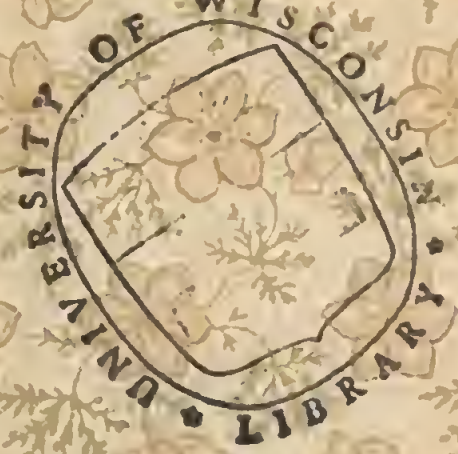
Lyrische Gedichte
Balladen
und Erzählungen

PRESERVATION
MICROFILM
AVAILABLE

Memorial Library
University of Wisconsin - Madison
728 State Street
Madison, WI 53706-1494



Joh. Nep. Vogl

Lyrische Gedichte, Balladen und Erzählungen.

Lyrische Gedichte

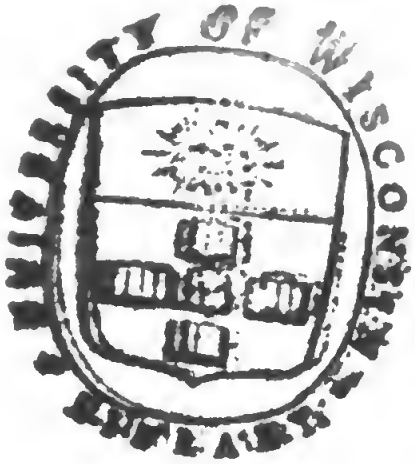
Balladen und Erzählungen

von

Johann Nepomuk Vogl

Wien 1902
Verlag von Carl Konegen

Digitized by Google



Memorial Library
University of Wisconsin - Madison
728 State Street
Madison, WI 53706-1494

Gesellschafts-Buchdruckerei Brüder Hollinek, Wien.

Digitized by Google

PT
2547.1
V4
L9
1902

PT
2547
V4
U4
492

PT
2547
V4
A6
1902

Vorwort.

Die vorliegende Ausgabe von Schriften Chr. Nep. Vogls verdankt ihre Entstehung einer Anregung des Stadtrates der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien. Obgleich Vogl auf verschiedenen Gebieten der Literatur tätig gewesen ist, war es die Absicht der Verlagshandlung, die Ausgabe auf seine lyrischen Gedichte, Balladen und Erzählungen in Prosa zu beschränken.

Die Verlagshandlung.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Einleitung.

Lyrische Gedichte:

Der deutsche Sänger 3
Schneeglöckchen läutet 4
Wo die Frühlingslüfte schweifen 5
Ein Sternlein überm Walde glänzt 6
Mückentanz 7
Waldkonzert 8
Vom Johanniskäferchen 10
Nächtlicher Gruß 11
Morgenlüftchen 12
Waldesluft 13
Wolkenlieder 14
Käthelein 16
Blumenneugier 17
Waldeinsamkeit 18
Waldphantasma 20
Tannennacht 22
Irrgang 23
Im Regen 24
Lied einer Mutter 26
Abendlandschaft 27
Im Ungewitter (Ode) 28
Gelbveiglein 32
Das Sterbeglöckchen 33
Heidenebel 34

Digitized by Google

Seite

Schatten 35
Botenlied 36
Das letzte Blatt 37
Ständchen im Sturm 38
Ruhe 40
Waldnebel 41
Herbstmelancholie 42
Was willst du mehr? 43
Verlorne Jugend 44
War's nicht ein Traum? 45
Ich komme nach 46
Nimm's, wie es ist 47
Ich und mein Schatten 48
Den Künftigen 49
Trinklehre 50
Sahara 51
Die Nase im Wein 53
Tempora mutantur 54
Deutschlands Ehre 55
Winterlieder 56
Erster Schnee 58
Waldlieder im Winter 59
Klosternelke 61
Die Seiltänzerin 62
Auf der Brücke 63
Russisches Liedchen 64
Unter Häusern 65
Erkennen 66
Warte doch nur 67

Balladen und Romanzen:

Das Turnier zu Wien 71
Kaiser Karls Jagdritt 73
Attila am Meere 76
Die beiden Toten zu Speyer 78
Heinrich der Vogler 80

Seite

Die vier Evangeliſten in der Sophienkirche zu Konſtantinopel 82
Der Kreuzesritter 84
Sankt Auguſtin und der Knabe 88
St. Jutta 91
St. Walpurgis 94
Fra Renatus 98
Die Sieger 102
Prinz Eugen 104
Der Beſiegte 106
Der Beſſerſtein 108
Der Meiſtertrunk 111
Die Hexe zu Riegersburg 114
Die drei Freier 117
Die Schönheit im Staube 118
Fiſch und Vogel 120
Donauweibchen 121
Herr Rudhart und ſein Töchterlein 123
Das vergeſſene Lied 126
Die Brüder 128
Die vierte Stimme 131
Der Botaniker 133
Das Kind in der Wolfsſchlucht 134
Die beiden Mütter 136
Ein Friedhofsgang 138
Das Erkennen 139
Die Kinder 140
Des Urgroßvaters Geſellſchaft 141
Die Mutter im Grabe 143
Die böſe Hand 144
Der Weg zum Paradieſe 148
Kinderleben 152
Der alte Dorfſpielmann 155
Der Kaiſer ſchläft 157
Stiller Ritt 159
Erhörung 160
Appell 163

Seite

Das Valet 165
Die Schildwache 167
Der Kordonist 171
Die Leichenfrau 174
Magyarentod 177
Der Grabeswächter 179
Propertia Rossi 184
Der letzte Dienst 188
Donna Anna 191
Der Gesang 194
Der Wolke Wanderung 196
Zwei Särge 198
Der Wildschütz und sein Geselle 199
Die Friedhofsschenke 201
Der letzte Tänzer 205
Doktor Faust in Salzburg 209
Vom Mirakelkeller in Wien 212

Erzählungen:

Der Gaberbauernhof 217
In die weite Welt 241
Aus dem Grabe 252
Eine Christbescherung 266
Vom großen Christoph, welcher über das Kirchendach schaut 286
Corasau 294
Die drei Gauner von Tiundaland 301
Frau Holle und ihre Katzen 314

Digitized by Google

Einleitung.

Johann Nepomuk Vogl wurde am 2. Februar 1802 in Wien geboren und starb daselbst am 16. November 1866. Sein Vater, Martin Vogl, aus Hollabrunn in Niederösterreich gebürtig, war ein geachteter Kaufmann. Seine Mutter Anna, geb. Lensch, stammte aus Frauenkirchen am Neusiedler See. Vogl wollte sich ursprünglich der Malerei zuwenden, zu der er schon in früher Jugend Talent und während seines ganzen Lebens Vorliebe bezeugte. Da aber sein Vater auf eine gesicherte Lebensstellung drang, trat Johann Nepomuk, der gegen die Fortführung der väterlichen Firma entschiedene Abneigung hegte, im Alter von siebzehn Jahren, als Beamter in die Kanzlei der Niederösterreichischen Stände. Schon drei Jahre später vermählte er sich mit Sophie Mathieu, der Tochter eines französischen Obersten, der in der österreichischen Armee Dienste genommen hatte. Sie starb frühzeitig und hinterließ ihm vier Kinder, die er nacheinander zu Grabe geleitete. In zweiter Ehe war er mit der Witwe des Schriftstellers Nikolaus Österlein vermählt.

In seinem amtlichen Wirkungskreise verblieb Vogl bis zum Jahre 1859. Seine Vorgesetzten berücksichtigten stets in dem Beamten Vogl den Dichter, so daß die Berufsbeschäftigung kein Hemmnis für seine literarische Tätigkeit bildete, deren erste Proben in Schickhs „Wiener Zeitschrift“ und in Hormayrs „Vaterländischem Archive“ erschienen sind. Erst im Jahre 1830 trat Vogl mit einem selbständigen Büchlein, „Fruchtkörner aus deutschem Grund und Boden“, in die Öffentlichkeit, um dann rasch verschiedene Sammlungen

seiner lyrischen Gedichte, Trinklieder, Balladen und Erzählungen folgen zu lassen. Außerdem übernahm er mit der Zeit die Redaktion mehrerer Taschenbücher und Journale und begründete im Jahre 1845 den österreichischen Volkskalender, der sich jahrzehntelang der größten Beliebtheit erfreute.

Als Johann Nepomuk Vogl seine schriftstellerische Tätigkeit begann, wandte sich die Aufmerksamkeit der literarischen Kreise in erhöhtem Maße Österreich zu und Dichter von dem Range eines Grillparzer, Bauernfeld, Halm und Raimund, Zedlitz, Grün, Lenau, Stifter u. a. vermochten die damals oft ausgesprochene Erwartung wohl zu rechtfertigen, daß die deutsche Poesie für die nächste Zeit ihre vornehmste Pflegestätte in Österreich finden werde. Ein nicht geringes Maß jener wohlwollenden Beachtung wurde auch Johann Nepomuk Vogl zuteil, obgleich er sich an allgemeiner literarischer Bildung und Tiefe der Weltanschauung mit den Genannten nicht messen konnte.

Schon gegen Ende der Dreißiger-Jahre war er einer der populärsten Dichter Österreichs. In allen Zeitschriften und Taschenbüchern begegnete man seinem Namen, bei dem größten Teile der Kritik voller Anerkennung seiner starken und volkstümlichen Begabung. Viele seiner Balladen und Romanzen wurden in das Englische, Französische, Italienische, Spanische, Russische und Ungarische übersetzt; eine große Menge seiner Lieder fand durch treffliche Kompositionen von Ad. Müller, Emil Titl, A. M. Storch, S. A. Hölzl, J. Dont u. a. in allen Gesellschaftskreisen Verbreitung und Beifall. Dazu fehlte es ihm nicht an mancherlei öffentlichen Ehrenbezeugungen literarischer Korporationen und die Universität Jena zeichnete ihn durch Verleihung des Doktordiploms aus.

Ungeachtet all dieser Erfolge haben sich die Dichtungen Johann Nepomuk Vogls in der Wertschätzung der Nachwelt nicht in dem Maße erhalten, welches sie zur Zeit ihres Erscheinens gefunden hatten. Schon die Ereignisse des Jahres 1848 drängten seinen Namen in den Hintergrund und die folgenden Jahrzehnte haben den größten Teil seiner Schriften

vollends der Vergeſſenheit überliefert, was er durch die große Ungleichmäßigkeit ſeiner Arbeiten ſelbſt verſchuldet hat. Eine innerlich ungebundene Natur, war er jeder mühſamen Betätigung ſeiner Kunſt abhold, und obgleich ihm manches in unmittelbarer, friſcheſter Anſchaulichkeit gelungen iſt, das durch kein Klügeln und Beſinnen zu erzielen geweſen wäre, tragen doch die meiſten ſeiner Arbeiten die Spuren einer Sorgloſigkeit der inneren Durchbildung und Konzeption, die ſie um die volle Wirkung bringt.

Vogls Tätigkeit erſtreckte ſich faſt auf alle Gebiete der Dichtkunſt. Er hat lyriſche Gedichte, Balladen und Romanzen, Erzählungen und Schauſpiele geſchrieben und ſich außerdem als Überſetzer fremdſprachiger Dichtungen Beifall erworben. Begonnen hat er als lyriſcher Dichter und nicht viele Poeten ſeiner Zeit haben es mit ihren Liedern dem Muſiker mehr zu Dank gemacht als er. Viele ſeiner lyriſchen Gedichte, die er ſchlicht und innig, mit leiſe klagender Schwermut und doch ohne Spur von Sentimentalität, ja zuweilen, wie ſeine Trinklieder, mit glücklichem Humor vorträgt, ſind von mehreren Muſikern zu gleicher Zeit vertont worden und haben ſich ihre Wirkung bis heute bewahrt. Im ganzen war aber ſein Weſen mehr auf Betätigung des Lebens als auf duldendes Empfangen der Eindrücke desſelben gerichtet. Was er als Lyriker ausſpricht, entbehrt des eigentlichen individuellen Gehaltes. Selbſt den wenigen erotiſchen Tönen, die er hie und da anſchlägt, fehlt die perſönliche Färbung. Es ſind zumeiſt allgemeine Empfindungen, die er auf Natur und Landſchaft überträgt oder von ihrem Anblick empfängt. Und gerade ſeine beſchreibenden Gedichte, „Mückentanz“, „Waldphantasma“, „Im Ungewitter“ u. a. zeigen, um wieviel mehr Vogl die Geſtaltung außer ihm liegender Zuſtände, als die der inneren Vorgänge der eigenen Bruſt angemeſſen war. Tatſächlich hat er auch ſein Beſtes auf dem Gebiete der Ballade und Romanze geſchaffen, auf dem ſich faſt alle öſterreichiſchen Dichter jener Zeit verſuchten, ja auf das ſich viele von ihnen beſchränkten.

Während aber die meiſten von ihnen unter dem Einfluſſe Schillers und ſpäter des ſchwäbiſchen Dichterkreiſes

verharrten, hat sich Vogl bei Goethe, Bürger, Uhland, dem Schatze des Wunderhorns, der altenglischen Ballade und der spanischen Romanze gleicherweise Rats erholt und an solchen Vorbildern geschult, durch Mannigfaltigkeit der Stoffe und der Art ihrer Behandlung eine Wirkung ausgeübt, die ihn — obgleich ihm Gottfried Leitner als heimischer Balladensänger vorausgegangen war — den Zeitgenossen als „Vater der österreichischen Ballade“ gelten ließ.

Im Gegensatze zu den heimischen Sangesgenossen, die sich mit Vorliebe auf das Gebiet des Rittertums beschränkten, entnimmt Vogl seine Motive und Situationen den verschiedensten Völkern und Zeiten. Vergangenheit und Gegenwart, Sage und Legende, Tragisches und Komisches, Krasses und Liebliches vermochte er mit gleicher Leichtigkeit zu gestalten. An Vollendung der Form mögen ihm einzelne seiner Landsleute voraus sein, nur wenige aber an dem wesentlichsten Vorzuge des epischen Dichters, an der Kunst zu erzählen. Immer vermag er schon durch wenige einleitende Verse zu fesseln und durch Vermeidung alles überflüssigen Beiwerkes das Interesse an dem Geschehnis festzuhalten.

Dieses ist bei ihm freilich häufig nur von anekdotischem Wert, wie denn innere Beziehungen zu den bewegenden Fragen der Zeit seinem Schaffen überhaupt fremd sind. Doch wußte er auch an sich bedeutungslose Vorgänge durch lebendige Gestaltung so sehr zu steigern, daß die Fabel vieler seiner Balladen, selbst in Kreisen, wo man den Dichter und sein Werk kaum kannte, mündliche Verbreitung und Nacherzählung fand. Immerhin wird man unter seinen Balladen viele finden, die durch ihren wahrhaft poetischen Gehalt und ihren reinen volkstümlichen Vortrag die überaus große Popularität, die sie sich errungen hatten, rechtfertigen und es verdienen, neben den besten Erzeugnissen der Gattung unserer Literatur erhalten zu bleiben.

Vogls Vorzüge als Balladendichter führten ihn auch zu dem Versuche, auf der Bühne festen Fuß zu fassen, was ihm jedoch nicht gelungen ist. Er selbst sagte, daß er „die Misere hinter dem Lampenschimmer“ sehr schnell kennen ge-

lernt und keine Luſt verſpürt habe, fortan Zeit und Mühe daran zu ſetzen. Beſſer glückte es ihm mit der Erzählung in Proſa, die damals in Öſterreich, von wenigen Ausnahmen abgeſehen, auf einer ſehr beſcheidenen Stufe der Entwicklung ſtand. Die erſten Verſuche, die Vogl unter den Titeln: „Novellen“, „Erzählungen“, „Neue Novellen und Erzählungen“, „Schatten“ veröffentlicht hat, erheben ſich zwar nicht über jene Stufe. Während ſeiner Tätigkeit an dem Volkskalender aber hat er unter dem Einfluſſe Joſeph Ranks und wohl auch Adalbert Stifters eine Reihe von Erzählungen und Schwänken aus dem Dorfleben geſchrieben, die durch ſtraffe Führung der Fabel, durch launigen Humor und eine freilich oft ſehr patriarchaliſche Tendenz bei den Leſern des Volkskalenders den größten Anklang fanden.

Keineswegs reichen ſie jedoch an ſeine Leiſtungen auf dem Gebiete der Ballade heran, die ſeine eigentliche Domäne geweſen iſt. Dem Balladenſänger vor allem galt der Beifall der Zeitgenoſſen, der groß genug war, um an ſich die Erneuerung des Angedenkens an den Dichter zu rechtfertigen. Noch mehr aber verdient er das durch ſeine ſtarke, echt volkstümliche Begabung, welche die ſchönſte Entfaltung erhoffen ließ und unter andern Lebens- und Bildungsverhältniſſen wohl auch genommen haben würde.

„Daß ſein Talent“, ſagt Vogls Biograph und Zeitgenoſſe Dr. Auguſt Schmidt, „großgezogen zu einer Zeit der Bevormundung literariſcher Tätigkeit, ſich nicht nach jeder Richtung hin frei entfalten konnte und daher auch unberührt von den Pulsſchlägen einer großen Zeit geblieben iſt, kann gewiß am wenigſten dem Dichter zum Vorwurfe gereichen. Und doch hat Vogl, im Vergleiche mit ſo vielen gleichzeitigen öſterreichiſchen Dichtern, durch ſeine Balladen einen nicht geringeren Einfluß auf das nationale Bewußtſein geübt, als ſo mancher andere, den die Feſſel der Zenſur nicht gedrückt. Weil es ihm verwehrt war, mit Geſchichte zu machen, ſo hat er wenigſtens verſucht, Geſchichte zu ſingen. Und deshalb ſtanden auch ſeine Beziehungen zu den Ideen des deutſchen Volkes näher, als man gewöhnlich annehmen zu müſſen

glaubt; denn was er seinen Landsleuten vorgesungen, ist deshalb nicht ohne Einfluß auf das deutsche Volk geblieben. Und der tiefinnerste Kern seiner Dichtungen war zuletzt doch nichts anderes, als was die Brust jedes freien Mannes erfüllte."

Ungeachtet mancher Warnung wohlmeinender Freunde, legte Vogl seiner Produktionslust keine Schranken auf. Die Anzahl seiner Erzeugnisse hat er überdies künstlich gesteigert, indem er aus seinen bereits gedruckten Gedichten jene heraushob, die sich wieder zu abgesonderten Gattungen zusammenstellen ließen. Diese vermehrte er dann, je nach Bedarf, durch neu hinzugedichtete, gleichartige Stücke und veröffentlichte sie in selbständigen Ausgaben, was, ganz abgesehen von der Wirkung auf die Qualität vieler seiner Produkte, diese in einem Maße vermehrte, welches die Übersicht über sämtliche Schriften Vogls bereits den Mitlebenden erschwerte.

Aus der Menge jener Bändchen, die auf dem Büchermarkte längst außer Kurs geraten sind, bildet der vorliegende Band eine Auswahl, die nicht sowohl die Absicht verfolgt, sich auf das Beste zu beschränken, was Vogl geschaffen, sondern durch Beachtung der Grenzen seines Könnens den Dichter zu zeigen, wie er war.

Eugen Probst.

Lyrische Gedichte.

Digitized by Google

Der deutſche Sänger.

Ich bin ein deutſcher Sänger
Und freu' mich, daß ich's bin,
Ich ſcheue keinen Dränger
In meinem freien Sinn.

Mit Geiſt und Blut verbunden
Dem Land, dem ich entſtammt,
Verkünd' ich unumwunden,
Was mir die Bruſt durchflammt.

Iſt mein auch keine Scholle,
Kein Stein mein Eigentum,
So freut mein Herz, das volle,
Doch meines Landes Ruhm.

Ja, dir nur bleib' ich eigen,
Dir, Land, das mich gebar,
Will als dein Sohn mich zeigen,
Dein kühner, in Gefahr.

Und wenn für dich zu fallen,
Mir nicht der Herr beſchied,
So ſoll doch ewig ſchallen
Dir, Vaterland, mein Lied!

Schneeglöckchen läutet.

Schneeglöckchen läuten
Leiſe im Schnee,
Gut, daß zu deuten
Ich ſie verſteh'!

Nicht mit den Sinnen
Nehm' ich es wahr,
Aber tief innen
Wird es mir klar.

Seliges Ahnen
Regt mir die Bruſt,
Sonniger Bahnen
Froh mir bewußt.

Sehe ſchon ſchwellen
Anger und Flor,
Roſen und Wellen
Springen hervor.

D'rum in die Weiten
Winter und Weh!
Schneeglöckchen läuten
Leiſe im Schnee.

Wo die Frühlingslüfte ſchweifen.

Wo die Frühlingslüfte ſchweifen,
Flieht der Tod,
All' die Wangen, die ſie ſtreifen,
Werden rot.

Jedes Äſtchen, das ſie beugen,
Bebt in Luſt,
Nimmer mag das Vöglein ſchweigen
Lenzbewußt.

Freudig ſpringen Bach und Quelle
Vom Geſtein,
Bald in Grün und Sonnenhelle
Prangt der Hain.

D'rum ihr Herzen, Türen, Laden,
Auf im Nu!
Daß ja keines, ſich zum Schaden,
Bleibe zu!

Ein Sternlein überm Walde glänzt.

Ein Sternlein überm Walde glänzt,
Der ſchwarz das nächt'ge Tal begrenzt,
Das Sternlein glänzt ſo hell,
Doch keinen Laut das Ohr erlauſcht,
Mit immer gleichem Schall nur rauſcht
In finſt'er Schlucht der Quell.

Jetzt dringet durchs Gezweige dicht
Zum Tann hinein ſein flimmernd Licht,
Sein flimmernd Licht ſo ſcheu,
Da plötzlich blinkt aus dunkler Flut
Ein Stern zurück voll heller Glut;
Nun ſind es ihrer zwei.

Mückentanz.

Wo nur ein Sonnenſtrahl,
Tanzen die Mücken,
Brauchen nicht erſt den Saal
Feſtlich zu ſchmücken.
Putzig wie immerdar
Sind ja die Weibchen,
Haben gekämmtes Haar,
Schillernde Leibchen,
Tanzen die Kreuz und Quer,
Webern und ſchweifen,
Schwirren und ſtreifen
Sonder Ruh'
Hin und her,
Und dazu
Machen auf gutes Glück
Männchen die Tanzmuſik,
Summen und ſurren,
Brummen und ſchnurren.
Welch ein gewalt'ger Schall,
Welch ein Entzücken,
Sind ſie auch gleich zumal
Morgen vernichtet all',
Kann ſie nur Tanz und Ball
Heute beglücken! —
Wo nur ein Sonnenſtrahl,
Tanzen die Mücken.

Waldkonzert.

Herr Frühling gibt jetzt ein Konzert
Im Saal zum grünen Wald,
Geladen wird von ihm dazu
Sehr höflich jung und alt.

Die Demoiſelle Lerche ſingt
Das allererſte Stück,
Und wie ſie, ſtill vertrauend, hofft,
Mit ihrem alten Glück.

Ein niegehörtes Solo trägt
Sodann Herr Kuckuck vor,
Doch wagt er aus Beſcheidenheit
Sich nicht aus Buſch und Rohr.

Schwarzplättchen wird nach kleiner Friſt,
Soviel es nur vermag,
Erluſtigen die Hörer all'
Mit lautem Trillerſchlag.

D'rauf folgt ein ſcherzhaft' Quodlibet,
Betitelt: Lieb' und Mai,
Herr Kibitz, Specht und Stieglitz iſt,
Sowie Herr Fink dabei.

Auch wirkt die Dame Droſſel mit,
Frau Elſter und Herr Star,
Und ungenannter Herr'n und Frau'n
Noch eine ganze Schar.

Digitized by Google

Auf dieſes folgt noch ein Konzert
Von Fräulein Nachtigall,
Das Akkompagnement dazu
Iſt von Herrn Widerhall.

Und wenn ſich euer Ohr dem Sang
Noch leihen mag und will,
Folgt noch zum Schluſſe ein Terzett
Von Froſch, Zikad' und Grill'.

Auch bleibt zu melden, daß der Saal
Ganz neu erſt dekoriert,
Und reich, mit Blumen aller Art,
Geſchmückt und ausſpaliert.

D'rum komme, wer ein echter Freund
Von Sang und Klang und Scherz,
Das Legegeld dafür iſt bloß:
Ein freies, frohes Herz.

Vom Johanniskäferchen.

Es iſt Johanniskäferlein
Ein feiner, tück'ſcher Wicht,
Trägt nicht umſonſt durch Nacht und Hain
Mit ſich herum ſein Licht.

Wenn träumend ſchwankt das Schilf der Au
Und Nacht umhüllt den Plan,
Dann ſteckt's erſt im Laternchen ſchlau
Sein kleines Lichtlein an.

Drauf promeniert's gehäbig ganz
Wohin's ihm g'rad gefällt,
Vom flüchtig kargen Wandelglanz
So Halm als Laub erhellt.

Es ſchwärmt durchs Blumenfeld und blickt
Nach mancher Schläferin,
Und iſt ein Kleidchen wo verrückt,
Schaut's doppelt gern dahin.

Und weckt ein Röslein ſüßen Hang,
So küßt's in guter Ruh'
Wohl gar die ſchlafesrote Wang'
Und leuchtet noch dazu.

Doch mit dem erſten Dämmerſchein,
Da ſchleicht's vom dieb'ſchen Schmaus
In einer Blume Kelch hinein
Und löſcht ſein Lichtlein aus.

Nächtlicher Gruß.

Schlaftrunken hängt auf Strauch und Bäumen
Der bleiche Mond, es ſchweigt der Hain,
Die Wolken zieh'n in ſtummen Träumen,
Die Lieb', die Liebe wacht allein.

Gleichwie der See im weiten Kreiſe
Kaum hörbar ſchlägt ans Felsgeſtein,
So naht's auch dir und flüſtert leiſe:
Die Lieb', die Liebe wacht allein.

Nicht wecke dich des Sängers Kehle,
Erſchließend deiner Augen Schein,
Doch kling' es leiſ' durch deine Seele:
Die Lieb', die Liebe wacht allein.

Morgenlüftchen.

Die kleinen Blumen weinten
Wohl durch die ganze Nacht,
Weil sie der Sturm geschlagen
Und nicht ein Stern gelacht.

Nun, da die Morgenröte
Aufs neue bricht hervor,
Nun lächeln sie durch Tränen,
Im duftig bunten Flor.

Da fliegt das Morgenlüftchen
Herbei nach seiner Pflicht
Und küsset jeder Blume
Das Tränchen vom Gesicht.

Waldesluſt.

Laß mich ganz in dich verſinken,
Wald, und in dein friſches Grün,
Laß mich deine Düfte trinken,
Aus den Blumen, die da blüh'n.

Wog' um mich mit Blattgeflüſter,
Labe mich mit Farb' und Schein,
Und in dein geliebtes Düſter
Schließe deinen Sänger ein.

Deine Farben, deine Töne,
Deine Schwermut, deine Luſt,
Deinen Zauber, deine Schöne
Senk', o Wald, in meine Bruſt. —

Mögen einſam auch die Raben
Krächzen dann auf nacktem Baum,
Wirſt doch du mich noch erlaben,
Als ein ſchöner, ſüßer Traum.

Wolkenlieder.

Sieh', ein roſ'ges Wölkchen ſteiget
Dort im Oſten glänzend auf,
Und durchfurcht des Äthers Bläue
Wie ein Schwan im ſtolzen Lauf.

Aber bald in Weiß verwandelt
Sich des Wölkchens roſig Rot,
Bis es endlich grau und grauer
Auf ſich löſt im ſchnellen Tod.

Und des erſten Wölkchens Spuren
Folgt ein zweites Wölkchen bald,
Roſigt erſt, dann bleich und bleicher
Bis ſich's grau wie jenes malt.

Und ein Wölkchen nach dem andern
Alſo hin am Himmel flieht,
Roſig wenn es aufwärts ſteiget,
Dunkel wenn es abwärts zieht.

Und wie ich die Wölkchen ſchaue,
Wie da keines weilt und ſäumt,
Denke ich an all die Träume,
Die mein junges Herz geträumt.

* * *

Wolken ſind nichts als Gedichte,
Die ins Blau der Weltgeiſt ſchreibt,
Nicht zu deutende Geſichte,
Deren keines lange bleibt.

Märchen, die wir nicht verſtehen,
Drinnen aber Drach und Zwerg,
Zauberer und Fey zu ſehen;
Skizzen oft: von Fels und Berg.

Wolken ſind, wie all' die Lieder,
Bilder nur zur kurzen Schau;
Aber ſtets aufs neue wieder
Schreibt der Weltgeiſt ſie ins Blau.

Käthelein.

Noch hör' ich deine Stimme
Im Abenddämmerſchein,
Durchwandle ich verlaſſen
Des Dorfes öde Gaſſen,
Käthelein.

Mir iſt, du müſſeſt ſpringen
Hervor mit flinkem Bein,
So friſch, ſo froh, lebendig,
Wie ich dich ſah beſtändig,
Käthelein.

Wohl flattert oft ein Dirnchen
Vorbei ſo ſchmuck und fein,
Wie du, die ich erleſen,
Doch biſt du's nicht geweſen,
Käthelein.

Mich freut nicht Hof noch Anger,
Mir ſchmeckt nicht Mahl noch Wein,
Soll das ſo fort beſtehen,
So iſt's um mich geſchehen,
Käthelein.

Dahin mit deinen Scherzen
Sind Lenz als Sonnenſchein,
Dahin ſind Luſt und Lieder,
O bring', o bring' ſie wieder,
Käthelein!

Blumenneugier.

Als im engen Gartenhäuschen
Ich mit ihr beiſammenſaß
Und ob ihren Roſenwangen
Alle Roſen ſonſt vergaß,

Nur in ihre Augen ſchaute,
Die ſo ſeelenvoll und blau,
Daß ich drüber ganz vergeſſen
Alle Veilchen in der Au,

Nur mit ihren Locken ſpielte,
Die ſo golden, zart und fein,
Und des Morgens nicht gedachte
Mit dem gold'nen Sonnenſchein,

Mochte Neugier wohl erfüllen
Rings umher den ganzen Flor,
Denn ein Wiſpern und ein Flüſtern
Drang vernehmlich an mein Ohr.

Endlich kam es gar zum Häuschen
Wie mit zartem Mädchenſchritt,
Und ich hörte, wie es außen
Aufwärts an den Stäben glitt.

Sieh', zum Fenſter oben guckte
Bohnenranke jetzt herein,
Mußte ſie doch, die Spionin,
Von den andern Blumen ſein.

Aber als ſie uns erſchaute
Mund an Mund im Gartenhaus,
Schlug in feuerroter Blüte
Alſogleich die Bohne aus.

Waldeinsamkeit.

Waldesnacht,
Waldesnacht,
Schließe mich ein.

Könnt' ich für immer,
Immer und immer
Eigen dir sein.

Tannen und Rüstern,
Traulich umdüstern,
Rauschen und Neigen,
Winken und Beugen,
Durch all das Schweigen,
Durch all die Ruh' —
Grüßen und flüstern
Immer nur zu.

Hin durch das Dunkel,
Waldes entlang,
Schwätzige Bronnen,
Felsen entronnen,
Strahlengefunkel,
Vogelgesang,
Summen und Regen
Freudig Bewegen,
Düfte und Klang.

Wirres Gerütte,
Schlingende Ranken,
Wuchernd die schlanken
Stämme umwanken,

Dort über Wipfel,
Ginſter und Strauch
Einſamer Hütten
Kräuſelnder Rauch.

Und von den blauen,
Sonnigen Auen
Senken die Träume
Ihr Gefieder
Roſig hernieder,
Über die weiten,
Wellenden Räume,
Über der Schlüfte,
Höhlen und Grüfte
Reglos Geſtein.

Wiegen und weben
Heimlich und leiſe,
Alles was Leben
In ihrer Kreiſe
Magiſche Reih'n.

Waldesnacht,
Waldesnacht,
Hülle mich ein!

Waldphantasma.

Zwei Sonnenſtrahlen laufen
Einander nach im Wald,
So wie zwei flinke Wieſeln
Hinſchießen ohne Halt.
Das geht die Kreuz und Quere
Durchs Tannicht wie der Blitz,
Da ſteht kein Stamm im Wege,
Da iſt zu ſchmal kein Ritz.
Es flüchtet eins vorm andern
Beinah' zu gleicher Friſt,
Drum weiß man nicht, wer Flüchtling
Und wer Verfolger iſt.
So jagt ſich's hin mit Necken
Und gönnt ſich keine Ruh',
Die Bäume ſchau'n verwundert
Dem närr'ſchen Treiben zu.
Doch luſt'ger ſtets und wilder
Geſtaltet ſich ihr Spiel,
Und weiß von keiner Grenze
Und weiß von keinem Ziel.
Wie das nur tollt und gaukelt,
Ha, welch ein Springen! Hupp,
Iſt's über Strunk und Kloben,
Und über Stein und Strupp.
Nun klettern ſie am Baume,
Eichhörnchen gleich, hinan,
Und ringeln ſich wie Schlangen
Darauf im tiefſten Tann.

Jetzt ſtürzen ſie zur Erde
Mit ſcherzendem Gekoſ'
Und kugeln ſich kopfüber
Mutwillig hin im Moos.
Da trübet eine Wolke
Das Mutteraug' ſo klar,
Und ſieh', die Sonnenkinder
Sind fort, für immerdar.

Tannennacht.

Es iſt die Nacht im Tann zu Haus,
Im Tann bei Moos und Stein,
Dort breitet ſie den Mantel aus
Beim hellſten Sonnenſchein.

Die Zweige ſchwanken ſchlaff und ſchwer,
Die Wipfel nicken all,
Wie iſt der weite Raum ſo leer
Und ohne Klang und Schall.

Das munt're Vöglein ſchweigt und lauſcht
Hinab zu Wald und Steig,
Das Bächlein ſelbſt wie ſchläfrig rauſcht
Durch hängendes Gezweig.

Nur läſſig aus den Händen fällt
Die Farre einem Baum,
Wenn fern der Hund des Jägers bellt
Und ihn erſchreckt im Traum.

Irrgang.

Vom Wege bin ich abgekommen,
Und weiß nun weder ein noch aus,
Wohl möchte jetzt ein Steig mir frommen,
Der führte aus dem Wald hinaus.

Nur Tannennacht und Grabesschweigen,
Nur feuchtes Moos und Felsgestein,
Doch grüßt mich Ruh' aus allen Zweigen,
Ich kann nicht irr' gegangen sein.

Digitized by Google

Im Regen.

Wie fallen
Die Tropfen,
Und prallen
Und klopfen
Aufs durſtende Laub,
Wie ſchwanken
Und beben
Die Ranken
Und Reben,
Wie duftet der Staub!

Doch rauſchenden Chores
Erbrauſt es, erſchallt es,
Im Dickicht des Rohres,
Im Zweigicht des Waldes,
Da ſäuſelt's
Und rieſelt's,
Durchs lautloſe Schweigen,
Da kräuſelt's
Und brieſelt's
In Farren und Zweigen,
Da würzen die Düfte
Mit friſchem Arom,
Der kühlenden Lüfte
Entfeſſelten Strom.

Schon ſpinnet in Flöre
Der Regen gemach
Die Wipfel der Föhre,
Die Erle am Bach,

Und grauer und grauer
In Nebel und Schauer
Zerfließet der Wald,
Mit Stämmen
Und Zweigen,
Mit Kämmen
Und Steigen,
Zur Schattengeſtalt.

Doch kräft'ger und voller
Und heft'ger und toller
Entſtürzen die hellen
Geſchäftigen Wellen
Dem moos'gen Geſtein,
Und dringen
Und ſpringen
Die Lehnen hinunter,
Und ſchlängeln ſich munter
Durch Anger und Hain.

O ſeelig
Zu lauſchen,
Wie mählich
Das Rauſchen
Erfriſcht die Natur!
Sei Regen
Geprieſen,
Du Segen
Der Wieſen,
Du Labſal der Flur!

Lied einer Mutter.

Die Nacht iſt gekommen, mein Kindchen, zur Ruh',
O ſchließe die Äuglein, die holden, nur zu,
Es lächeln die Sternlein mit lieblichem Schein
Auf ſchlafende Kinder zum Fenſter herein.

Nicht hörſt du's, mein Kind, wie der Sturm ſich erhebt,
Und mahnend und warnend dein Lager umſchwebt,
Denn Stürme einſt werden erbrauſen mit Wut,
Wenn nimmer dein Haupt an dem Herzen mir ruht.

O ſchlafe und wachſe und ſammle dir Kraft,
Daß niemals der Mut dir im Sturme erſchlafft,
Im Sturme des Lebens, mit Schmerz nur erprobt,
Der fern von der Mutter dich einſtens umtobt.

Nicht ahnſt du, mein Herzchen, noch biſt du zu klein,
Sie alle die Leiden, ſie alle die Pein,
Noch ſpielſt du im Schlafe mit Englein ſo ſchön,
Wie ſpäter ſie nimmer am Lager dir ſteh'n.

D'rum ſchlafe, mein Kindchen, noch iſt's dir erlaubt,
Und ſchmieg' an die Bruſt mir recht nahe dein Haupt,
Denn wo auch die Ruhe dich künftig ergötzt,
Du findeſt doch nie mehr ein Kiſſen wie jetzt.

Digitized by Google

Abendlandſchaft.

Schon liegt das Tal in tiefer Ruh',
Den Fluß nur hör' ich rauſchen,
Es iſt, als horcht' ihm alles zu,
Ein Märchen zu erlauſchen.

Die Sonne ſank ſchon längſt hinab,
Nur noch die Wolken glänzen,
Mich dünkt, es ſei geſchmückt ein Grab
Mit friſchen Roſenkränzen.

Aus fernen Dörfern ſteigt der Rauch
In bläulich grauen Kräuſeln,
Und duft'ger iſt des Waldes Hauch
Und ſeine Wipfel ſäuſeln.

Der Abendglocke Schall durchweht
Melodiſch all die Räume,
Ich glaub', es flüſtern ihr Gebet
Die Sträuche und die Bäume.

O Bild des Friedens, präge tief
Dich mir in das Gedächtnis,
Du biſt vom Tag ja, der verlief,
Ein wehmutsvoll Vermächtnis.

Im Ungewitter.

Ode.

Im grauen Nebel
Verdämmern
Die ragenden Zinken
Der Felswand,
Drüberhin ſteigen
Gewitterträchtig
Die Rieſenberge des Himmels,
Rücken und ſchieben ſich,
Krieg'riſchen Scharen gleich,
Näher und näher,
Langſam
Und dräuend.
Welch Bangen,
Welch Schweigen
Auf Feld und Wald,
Kein Säuſeln
Im Halme,
Kein Flüſtern
Im Laube,
In Nähe und Ferne
Nur atemloſe
Öde des Grabes.

Jetzt
Zerreißt ein blendender Blitz
Das rollende Gewölke,
Und ſo wie einſt
Beim Mahle Belſazars
Eine Hand,

Dem Himmel entragend,
Die flammenden Worte:
Mene, Thekel, Upharsin
Geschrieben,
So schreibt er
Im leuchtenden Zickzack
In das Gewölbe des Himmels
Mit riesigen Lettern
Das Wort: Jehovah!

Jehovah!
Ruft zugleich des Donners
Fernhin schmetternde Stimme,
Jehovah!
Hallt es zurück
Aus den gähnenden Schachten
Der Berge,
Jehovah!
Tönt es im Tosen
Des wälderbeugenden Sturmes,
Schallt es
Im Sturz
Des sausenden Wildbachs.

In den Staub,
Erdengewürme,
Das, selbstsüchtigen Wahnes,
Ein Gott sich dünkt
Und doch nur
Niederer Gierde voll!
Der Mahner pocht
Mit ehrner Faust
An die Pforte
Des schlafestauben
Gewissens.
Er ist's,
Der da kommt

Auf dem Wagen des Donners,
Auf den Flügeln des Sturmes,
Auf den Schlangen des Blitzes.

Er ist's,
Der da kommt,
Aber nicht um zu strafen,
Nicht um zu richten,
Nicht um zu rächen,
Wie die
Dem Olympus
Entstiegenen,
Menschenverderblichen
Götter
Des Cecrops.

Er kommt,
Dem Reuigen
Zu verzeihen,
Den Hoffenden
Zu erstärken,
Den Gläubigen
Zu erheben.
Er kommt,
Zu segnen
Im Flammen des Blitzes,
Zu segnen
Im Rollen des Donners,
Zu segnen
Im Brausen der Flut,
Denn er ist der Gott der Liebe.

Darum
Erkenne,
Bereue
Und jauchze,
O Herz,

In des Rollen
Des Donners,
In des Leuchten
Des Blitzes,
In des Rauſchen
Des Regens:
Jehovah!

Gelbveiglein.

Es prangt ein Frauenbildnis
In einer Niſchenwand,
Davor Gelbveiglein duftend,
Geweiht von frommer Hand.

Ein rotes Lämpchen breitet
Um beide ſeinen Schein,
Indes vom Mondenſchimmer
Umſilbert das Geſtein.

Doch ach, Gelbveiglein welket,
Wie auch ſein Duft ſo lind,
Und ſeine Blättchen flattern
Dahin, dahin im Wind.

Obwohl zu kalt der Marbel
Auf dem das Veiel liegt,
Obwohl zu heiß der Buſen,
Dran ſich's zuvor geſchmiegt?

Das Sterbeglöckchen.

Das Sterbeglöckchen klinget
So kläglich aus der Stadt,
Als wüßt es, daß da ringet
Ein Pilger lebensmatt.

Es ſchallt ſo dumpf und leiſe
Aus rauher Morgenluft;
Wer biſt du, den zur Reiſe
Nun ab das Glöcklein ruft?

Doch wie ſie dich auch nannten,
O Wand'rer, bleich und müd',
Ob ſie für dich entbrannten,
Ob du für ſie geglüht,

Ob ſie mit Hohn und Neide
Geſtachelt dir die Bruſt,
Ob du dir mehr der Freude
Als wie des Leid's bewußt,

Ob heiter deine Pfade,
Ob ſie von Dornen voll,
Es ſagt ein Kamerade
Dir traurig Lebewohl!

Heidenebel.

Es rieſeln kalte Schauer
Herab aufs öde Land,
Drüber voll ſtummer Trauer
Der Himmel ausgeſpannt.

In feuchte Tränenflöre
Hüllt er die Flächen kahl
Und raubt ſogar der Sonne
Den ſegensvollen Strahl.

Es iſt, als wär' verſchwunden,
Was je ans Licht geſtrebt,
Als läge hier begraben,
Was jemals hier gelebt,

Und über die Gräber hin kröche
Langbeinig, träg und matt
Die Sonne als rieſige Spinne,
Nun ſelbſt des Lebens ſatt.

Schatten.

Ging auf grünen Wieſenmatten
Einſt im hellen Morgenſchein,
Als die flücht'gen Wolkenſchatten
Streiften über Feld und Hain.

Und verſunken in ihr Eilen,
Schaute ich das luft'ge Spiel,
Wie ſie zogen ohne Weilen,
Pilgern gleich, zu fernem Ziel.

Wie ſie, frei von Haft und Banden,
Sprangen über Berg und Well',
Bis ſie meinem Blick entſchwanden,
Ungeahnet, blitzesſchnell.

Ach, da ward ihr Flieh'n und Gleiten,
Ward mir erſt ihr Weſen klar,
Und die Arme mußt' ich breiten
Nach der haltlos flücht'gen Schar.

Ach, in dieſes Buſens Räume
Kehrt ihr nimmer mir zurück,
Meine gold'nen Jugendträume,
Ruhmeshoffen, Liebesglück!

Botenlied.

Es hat der Herr mich ausgesandt,
Doch ist das Ziel mir unbekannt,
Er sprach zu mir nur dieses Wort:
Du junger Bote, wand're fort.

Da zog ich hin nach Botenart,
Zuweilen wohl, da fiel mir's hart,
Doch dacht' ich oft in meinem Frohn:
Am Ziele wartet dein der Lohn.

Der Boten sah ich vielerlei,
Die zogen rings an mir vorbei,
Der eine trüb', der andre froh,
Doch jeder fragte: Wo, ach wo?

Nun bin ich müd', wie nie ich's war,
Und wand're, ach, noch immerdar,
Doch blinkt's vor mir wie Hoffnungsschein:
Nun wirst du bald am Ziele sein!

Nur eines wüßt' ich gar so gern,
Wenn ich dem Pfad, dem rauhen fern, —
Ob's dann wohl einer nimmt in acht,
Daß ich vor ihm den Weg gemacht?

Das letzte Blatt.

Es flog herein zum Fenſter
Ein rotgefärbtes Blatt,
Das letzte, das gehalten
Bis jetzt am Stamme hat.

Wohl weiß ich mir zu deuten
Des Blattes ernſten Spruch
Und will es ſorgſam legen,
Als Zeichen in ein Buch.

Es iſt der letzte Falter,
Der durch die Lüfte fliegt,
Das letzte Kind des Waldes,
Das ſich im Winde wiegt.

Es iſt die letzte Letter
Vom Lebensalphabet,
Das letzte bunte Fähnchen
Vom fröhlichen Bankett.

Es iſt die letzte Nummer
Vom großen Rechnungsſchluß,
Der letzte Wanderbote,
Der in die Ferne muß.

Es iſt die letzte Note
Der heil'gen Symphonie,
Der Drias letzte Spende
Von Waldespoeſie.

Das letzte Pflanzenleben,
Das Aeolus geknickt,
Es iſt die Abſchiedskarte,
Die mir Natur geſchickt.

Digitized by Google

Ständchen im Sturm.

Wie beugt ſich die Eiche,
Wie ſauſt's durchs Geſträuche,
Wie wanket und ſäuſelt,
Wie flattert das Laub,
Wie wirbelt und kräuſelt
Im Winde der Staub!

Doch mit ſchlafesroten Wangen
Liegſt du wohl auf weichem Flaum,
Und kein Sturm macht dich erbangen,
Weckt dich aus dem ſüßen Traum.

Wie dein Herz voll Huld und Treue
Allem Guten zugetan,
Lächelt dich mit ſanfter Bläue
Wohl ein ſchön'rer Himmel an.

Hu, wie öde alle Gaſſen,
Wie ſo grabesſtumm und leer,
Und die finſtern Häuſermaſſen
Rings ſo ſchwarz und tot umher.

Ferne nur auf öden Heiden
Stöhnt es noch in Bachesweiden. —
Aber wieder um die Ecken
Bricht's mit neuer Wut herein,
Alle Laden beben, knarren,
Und es ſchütteln alle Sparren,
Und die flücht'gen Wolken decken
Dicht des Mondes Silberſchein.

Nur der Liebe Lautenklänge
Schallen noch auf nächt'gem Gang,
Aber in des Stübchens Enge
Hörſt du Laute nicht und Sang.

Laß du klingen, laß du wehen,
Hab' nur hübſch die Äuglein zu,
Winde, linde! hört mein Flehen,
Stört nicht ferner ihre Ruh'!

O fliehe, es nahen
Die nächtigen Gäſte,
Der Jäger als Meiſter,
Die heulenden Geiſter
Auf ſchwindeluder Bahn!
Wie jubelt und brauſet
Die Windsbraut und ſauſet
Dem Reigen voran.

Und Äſte um Äſte
Zerknicken, zerbrechen;
Gleich reißenden Bächen
Durchbrauſt es den Wald.

Welch Pfeifen und Trillen,
Welch Orgeln und Schrillen
Die bebenden Auen,
Die Straßen voll Grauen
Im Fluge durchſchallt.

Doch die Liebe ſteht und weilet
Freudig ſelbſt in Nacht und Sturm,
Ob ſie Nacht und Sturm ereilet,
Treue iſt ein feſter Turm.

Darum, Liebchen, ſchlafe immer,
Bald vertoſt der Stürme Wut,
Treue aber wanket nimmer,
Denn ſie ſteht in Gottes Hut!

Ruhe.

Trübe iſt der Himmelsraum
Und kein Lüftchen will ſich regen,
Unbeweglich Strauch und Baum,
Still und lautlos allerwegen.

Weder Nacht noch Sonnenſchein,
Weder Weſt noch Sturmgetoſe,
Nur die Ruhe herrſcht allein,
Sie, die träge, atemloſe.

Weh! ſo iſt auch mir zu Mut,
Ausgeſtorben, ausgeglommen,
Komm, o Schmerz, mit deiner Wut,
Will ſchon nicht die Freude kommen!

Waldnebel.

Die Wälder dampfen rings umher,
Im Rauch die Tannenwipfel ſteh'n;
Wie Riffe, die umwogt ein Meer,
Sind faſt die Spitzen anzuſeh'n.

So um die Seele ſchmerzlich mir
Als Schleier ſich die Trauer ſchlingt,
Aus dem, wie Wipfel, dort und hier
Hervor ein ſüß Erinnern dringt.

O hülle mir auch dieſe ein,
Du Flor, den nie zerreißt ein Wind,
Daß alles mög' begraben ſein,
Wie jetzt es dort die Tannen ſind.

Herbſtmelancholie.

Gelbe Blätter, gelbe Blätter
Flattern nieder von den Bäumen,
Häufen ſich in allen Räumen.
Gelbe Blätter, gelbe Blätter
Sah ich ſchon ſo viele fallen,
Nicht nur in des Herbſtes Wallen;
Gelbe Blätter, gelbe Blätter! —
Meiner Kindheit gold'ne Träume,
Meine grünen Hoffnungsbäume:
Gelbe Blätter, gelbe Blätter! —
Liliennacken, Roſenwangen,
Die mir Aug' und Herz befangen:
Gelbe Blätter, gelbe Blätter! —
All die ſchön durchträumten Stunden,
Mir ſo ſchnell, ſo ſchnell entſchwunden:
Gelbe Blätter, gelbe Blätter! —
Ach, und Herz und Geiſt und Leben,
All das Wünſchen, Ringen, Streben:
Gelbe Blätter, gelbe Blätter!

Was willſt du mehr?

Herz, wie fühlſt du dich ſo ſchwer
Seit dein Liebſtes dir verloren,
Das du einſt dir auserkoren,
Und dir nahm ein Ungefähr.

Herz, und kehrt ſie auch nicht mehr,
Jene Zeit der Feenträume,
Die geſchmückt ſo ſchön die Räume,
Welche jetzt ſo wüſt und leer.

Herz, o trau're nicht zu ſehr,
Mag ſich auch dein Himmel ſchwärzen,
Haſt du doch in Luſt und Schmerzen
Einſt geliebt, was willſt du mehr?

Verlorne Jugend.

Wie biſt du nur ſo ſchnell entſchwunden,
O Jugend, reich an Luſt und Kraft,
So flieht in mitternächt'gen Stunden
Ein Räuber aus des Kerkers Haft.

Ich liebte dich, von dir umfangen,
Wie ſchlug mein Herz ſo freudenvoll,
Du aber biſt von mir gegangen
Und ſprachſt nicht einmal: „Lebe wohl!“

Nun mich der Nord umbrauſt, der ſcharfe,
Nun weiß ich, wie dein Schein mich trog,
Denn, ach, ich war nur eine Harfe,
Durch die ein Frühlingslüftchen zog.

War's nicht ein Traum?

War's nicht ein Traum, daß ich gelebt,
Daß Luſt und Leid mein Herz umſchloſſen,
Daß Jahre mir dahin gefloſſen,
Von Sonnenglanz und Nacht durchwebt?

War's nicht ein Traum, daß ich geliebt,
Daß manch ein Herz für mich empfunden,
Und als ſich Arm dem Arm entwunden,
Manch Auge ſich um mich getrübt?

War nicht die ganze, lange Bahn
Ein Traum voll wechſelnder Geſtalten,
Ein Traum dies Welken und Entfalten,
Samt dem, was ich gedacht, getan?

War alles dieſes nicht ein Traum,
Aus dem ich juſt in dieſen Räumen
Erwacht, um wieder fortzuträumen,
Bis alles mir zerfließt wie Schaum?

Digitized by Google

Ich komme nach.

Faſt alle ſind vorausgegangen,
An denen meine Seele hing,
Nicht wird ſie mehr mein Arm umfangen,
Der ſie ſo liebewarm umfing;
Ach, nimmer aus der Schläfer Kreiſe
Ruft ſie mein heißes Sehnen wach,
Doch mir zum Troſte flüſtr' ich leiſe:
Ich komme nach, ich komme nach!

In deines Lebens Blütetagen
Entſchwandeſt du zur ſtillen Gruft,
Die tief im Herzen ich getragen,
Als wie den Edelſtein die Kluft;
Nun biſt du mir für immer ferne,
Du Roſe, der der Dorn gebrach,
Doch wo du weilſt, auf welchem Sterne,
Ich komme nach, ich komme nach!

Auch du, der mir im flücht'gen Wandern
Die Hand als treuer Bruder bot,
Und du und du und all die andern,
Die mir vereint in Luſt und Not,
Ihr ſeid dahin! Und trüb' und trüber
Umzieht die Nacht mich allgemach,
Doch ruf' ich froh zu euch hinüber:
Ich komme nach, ich komme nach!

Nimm's, wie es iſt.

Nimm du die Liebe, wie ſie iſt,
Und ford're nicht von ihr zu viel,
Ein Blümchen iſt ſie, das entſprießt
Auf nacktem Fels, der Stürme Spiel.

Nimm du die Freundſchaft, wie ſie iſt,
Und ford're nicht von ihr zu viel,
Ein Vöglein iſt's, das kurze Friſt
Auf einem Zweig nur bleiben will.

Nimm du das Leben, wie es iſt,
Und ford're nicht von ihm zu viel,
Ein Bächlein iſt's, das helle fließt,
Doch grau und trüb' nur kommt ans Ziel.

Digitized by Google

Ich und mein Schatten.

Du ſchwarzer Geſelle,
Du Zerrbild der Wand,
Komm her nun und reich' mir
Auch einmal die Hand.

Du, der mir Genoſſe
Bei Tag und bei Nacht,
So lang nur ein Schimmer
Des Lichtes gelacht.

Du folgteſt wie keiner
In Luſt mir und Qual,
Und ſchwingſt nun auch wieder
Mit mir den Pokal.

Zwar floh'ſt du, ſobald nur
Der Schimmer entſchwand,
Wie mancher, der eben
Kein Schatten der Wand.

Doch wie auch dein Weſen
So flüchtig und ſcheu,
Du bleibſt doch dem einen,
Dem Lichte getreu.

D'rum trink ich den Becher
Dir Schatten jetzt zu,
Bald ſelbſt nur ein Schatten,
Ein Schatten wie du.

Stoß' an und bring's wieder,
Geſpenſtiges Nichts,
Dem Sklaven des Lebens
Der Sklave des Lichts!

Den Künftigen.

Euch, die ihr im frohen Kreiſe
Einſtens ſitzt bei Wein und Sang,
Töne dieſes Liedes Weiſe,
Klinge dieſes Bechers Klang.

Über unſ'rer Gräber Hügel
Spielt der Wind und weht das Gras,
Denn die Zeit erfaßt kein Zügel
Und das Sein hat ſeine Maß.

Nur dies Lied, das wir geſungen,
Rauſcht hinüber noch zu euch,
Wenn die Becher längſt verklungen
Und dem Staub die Zecher gleich.

Lieblich mög's auf Äols Schwingen,
Aber mahnend zu euch weh'n:
So wie wir vorübergingen,
Werdet ihr vorübergeh'n.

Trinklehre.

Wem bring' ich wohl das erſte Glas?
Wer lehrt mich das?
Das erſte Glas dem großen Geiſt,
Der Troſt im Wein uns finden heißt,
Der unſ're Welt ſo ſchön gemacht,
Ihm ſei das erſte Glas gebracht.

Wem bring' ich wohl das zweite Glas?
Wer lehrt mich das?
Das zweite Glas dem Vaterland,
Wo meiner Kindheit Wiege ſtand,
Wo Mutterſorge mich bewacht,
Ihm ſei das zweite Glas gebracht.

Wem bring' ich wohl das dritte Glas?
Wer lehrt mich das?
Das dritte Glas dem deutſchen Weib,
Das eigen mir mit Seel' und Leib,
In deſſen Blick mir Liebe lacht,
Ihm ſei das dritte Glas gebracht.

Wem bring' ich wohl das letzte Glas?
Wer lehrt mich das?
Das letzte Glas dem guten Recht,
Das ſtets verdammt, was falſch und ſchlecht,
Und alles Gute hält in Acht,
Ihm ſei das letzte Glas gebracht!

Sahara.

Sahara iſt ein ſchlimmes Wort,
Sahara iſt ein ſchlimmer Ort,
Nicht eine Rebe ſiehſt du dort,
Sahara!

Nur Sand und Sand und wieder Sand,
Und droben nichts als Sonnenbrand,
Das wär' mir ſo das rechte Land,
Sahara!

Kamel und Reiter ſchleppen ſich
Darüber hin im Sonnenſtich
Und ſchwitzen gottesjämmerlich,
Sahara!

Doch die Kamele macht's nicht bang,
Die dürſten ganz unmenſchlich lang
Auf einem ſolchen Wüſtengang,
Sahara!

Dies aber kommt, weil ſie zu Haus
Schon trinken auf ein Jahr voraus,
Und vollen Schlauchs erſt zieh'n hinaus,
Sahara!

Ein Wink ſei das für Menſch und Vieh,
Drum frage keines wann und wie,
Und ſäumt mir nur im Trinken nie,
Sahara!

Wer weiß ob nicht, ſo überquer,
Uns plötzlich kommt ein Fleck daher,
Auf dem nicht eine Schenke mehr,
Sahara!

Und Schenkenburſche, höre du,
Ruf' ich das Wort, ſo ſchlepp im Nu
Nur gleich den größten Krug uns zu!
Sahara!

Die Naſe im Wein.

Spiegelt oft ſich meine Naſe
In dem Becher, in dem Glaſe,
Scheint ſie mir entſetzlich lang,
Daß mir faſt darüber bang.

Was ſind das für tolle Faxen,
Iſt ſie kürzer doch gewachſen,
Juſt, daß man ſie tragen kann,
Seh' ich ſie im Spiegel an.

Aber nur zwei gute Züge,
Und ich weiß den Grund der Lüge,
Denn im Wein nur hat der Witz
Seinen ränkevollen Sitz.

Spricht zu mir dann ſolchermaßen:
Wie nur magſt du dich befaſſen
Mit noch andern als allein
Mit dem Becher, mit dem Wein.

Lang genug, du alter Haſe,
Führten doch an deiner Naſe
Frauenliebe, Glück und Ruhm
Und noch andre dich herum.

Ward ſie nicht ſo lang gezogen,
Dank's dem Glück, das dir gewogen;
Ging's nach Rechtens, müßt ſie ſein,
Wie du ſie erblickſt im Wein.

Tempora mutantur.

Viel volle Becher klangen,
Viel helle Stimmen ſangen
Vor uns in dieſem Raum,
Doch Sang und Klang verhallten,
Verweht ſind die Geſtalten,
Und alles war ein Traum.

Noch klingen Lied und Becher,
Doch ſitzen andre Zecher,
Wir ſelbſt, in dieſem Raum,
Und laſſen's uns behagen
Nach gut und ſchlimmen Tagen;
Doch alles iſt ein Traum.

Nicht lang, ſo füllen wieder,
Bei Becherklang und Lieder,
Ganz andre dieſen Raum,
Und treiben, was wir trieben,
Und ſingen, trinken, lieben,
Bis alles wieder Traum.

Deutſchlands Ehre.

Mag der Sturm die Eichen ſplittern,
Mag der Fels vor ihm erzittern,
Alles Starke untergeh'n,
Eines wird des Sturmes Wüten
Ewig ſeine Stirne bieten,
Deutſchlands Ehre wird beſteh'n!

Laß darum in trüben Tagen
Nicht wie Feige uns verzagen,
Beſſ'res wird die Zukunft ſeh'n,
Röten wird ein Morgenſchimmer
Manchen ſtolzen Baues Trümmer,
Deutſchlands Ehre wird beſteh'n.

Mögen giftgeſchwoll'ne Zungen,
Die nur Haß und Neid gedungen,
Geifernd über uns auch ſchmäh'n,
Nimmer wird ihr Wort uns ſchänden,
Denn die Nachwelt kann's nicht blenden,
Deutſchlands Ehre wird beſteh'n!

Wie auch immer unſre Loſe,
Mögen wir im Sturmgetoſe
Wie ein welkes Blatt verweh'n,
Gott verhäng' nach ſeinem Willen,
Was an uns ſich ſoll erfüllen,
Deutſchlands Ehre wird beſteh'n!

Winterlieder.

Wenn ins Leichentuch geſchlagen,
Kalt und ſtarr die Erde liegt,
Und den Tag mit ſeinen Klagen
Mutter Nacht in Schlaf gewiegt,

Dann aus reiner Himmelsferne
Scheinen auf das weite Grab
Freundlicher als ſonſt die Sterne,
Glänzender als je herab.

Denn es dauert ſelbſt den Himmel,
Daß die Erde rings ſo leer,
Darum ſchaut das Sterngewimmel
Doppelt tröſtend auf ſie her.

Und den Sternentroſt, den hellen,
Sauget Baum und Scholle ein,
Bis die Kräfte wieder ſchwellen,
Um die Erde zu befrei'n.

Und aus all den heitern Fernen
Sendet ſie, nach harter Ruh',
Bald in tauſend Blumenſternen
Ihren Dank den Sternen zu.

* * *

Kalt und frostig war's noch gestern,
Sturm und Wolke rang mit Macht,
Doch mit tausend heitern Schwestern
Sprang die Knospe an den Bäumen,
Kam der Lenz mit gold'nen Träumen,
Über Nacht, ja über Nacht.

Und so hatte Leid und Kummer
Oft auch mir der Tag gebracht,
Doch da träufte milder Schlummer
Balsam in die herben Wunden,
Und die Wolke war entschwunden,
Über Nacht, ja über Nacht.

Drum auch mögst du nicht verzagen,
Herz, von heißer Glut gefacht,
Mögst dein Los geduldig tragen,
Denn wie Schnee im Strahl der Sonne
Wandelt Schmerz sich oft in Wonne,
Über Nacht, ja über Nacht.

Erſter Schnee.

Wie plötzlich doch bedeckt mit Eis
So Strauch als Bäume ſteh'n,
Auf letztem Grün das erſte Weiß
Wie traurig iſt's zu ſeh'n!

Was bangſt du Herz? Sei friſch und kühn,
Und denk', wenn Flocken weh'n:
Auf letztem Weiß das erſte Grün,
Wie lieblich wird das ſteh'n!

Waldlieder im Winter.

Wo nur Wintervöglein ſchwirren,
Hörſt du's klirren,
Ting, ting,
Kling, kling,
Tönt's in den kriſtall'nen Räumen
Von den Sträuchen, von den Bäumen,
In den Wipfeln,
Von den Gipfeln
Schallt,
Hallt,
Weit, weit
Durch die ſtille Einſamkeit
Waldesgruß in Winterszeit.

Summen nicht durch Eis und Flocken
Ferne Glocken?
Ting, ting,
Kling, kling,
Nein, am Ring der Tannenrinde
Hackt der Specht und auf der Linde
Pickt die Meiſe
Leiſe, leiſe,
Pickt,
Schickt
Weit, weit
Durch die ſtille Einſamkeit
Waldesgruß in Winterszeit.

Iſt das nicht ein ferner Reigen,
Sind's nicht Geigen?
Ting, ting,
Kling, kling,

Nicht doch, in des Berges Spalte
Sitzt Silvanus ſelbſt, der Alte,
Läßt die Saiten
Rauſchend gleiten,
Klingt,
Singt
Weit, weit
Durch die ſtille Einſamkeit
Waldesgruß in Winterszeit.

* * *

Wald, zum Scheinen abgezehrt,
Dürr Gehölz auf nacktem Stein,
Wenn der Frühling wiederkehrt,
Wie, ach, wie dann wird es ſein?

Werden wohl die Zweige all,
Die nun jedes Schmucks beraubt,
Wieder unterm Blätterſchwall
Heben ihr verjüngtes Haupt?

Wird nicht mancher arme Aſt
Kahl verbleiben wie er iſt,
Wenn auch gleich der holde Gaſt
Eingekehrt im Walde iſt?

Bin vielleicht ich ſelbſt ſodann
Solch ein Zweig, des Laubes bar,
Der nichts Grünes weiſen kann,
Außer dem, was früher war?

Herz, das ſchon ſo lang entbehrt
Hoffnungsgrün und Liebesſchein,
Wenn der Frühling wiederkehrt,
Wie, ach, wie dann wird es ſein?

Klosternelke.

Ich schiffte auf dem Strome
Dem Nonnenstift vorbei;
Es sang im alten Dome
Die fromme Klerisei.

Wie waren grau, verwittert
So Wand als Turm umher,
Die Fenster all vergittert
Mit Eisenstäben schwer.

An einem nur alleine
Ein Nelkenstöckchen stand,
Bestrahlt vom Abendscheine
Im hellen Farbenbrand.

Und wie ich erst so munter,
So weh' nun schlug mein Herz,
Mir war, als säh' herunter
Ein blutigroter Schmerz.

Die Seiltänzerin.

Hört, o hört, mein Tamburin!
Luſtig ſchallt es in die Weite;
Kommt und ſchaut, ihr reichen Leute,
Auf dem Seil die Tänzerin!

Hört, o hört, mein Tamburin!
Schlag' es unter Lächeln, Scherzen,
Während mir an meinem Herzen
Nagt der Schmerz und will nicht flieh'n.

Hört, o hört, mein Tamburin!
Teure Heimat, unbekannte,
Nimmer ſchaut dich die Verbannte
Als in ihren Phantaſien.

Hört, o hört, mein Tamburin!
Eltern, euch ſo früh entriſſen,
Wohl für immer muß vermiſſen
Euch die arme Tänzerin.

Hört, o hört, mein Tamburin!
Könnt' ich mit dem Schmerz, dem herben,
Doch auf euren Gräbern ſterben,
Wie ein Vogel flög' ich hin.

Hört, o hört, mein Tamburin!
Ach, ſchon ſchmält der Meiſter wieder,
Rührt euch, ihr gelenken Glieder;
Schaut doch, wie ich luſtig bin!

Auf der Brücke.

Hingelehnt am Brückenbogen,
Blick' ich in die Flut ſo gern,
Spiegelt in dem Naß der Wogen
Sich der helle Abendſtern.

Sieh', wie treibt da Well' auf Welle
Sich ſo wild, ſo haſtig fort,
Nur der Stern, der ſilberhelle,
Schimmert ſtets am alten Ort.

So auch blickt dein Bild voll Liebe
In mein Leben immerdar,
Sei die Flut von Stürmen trübe,
Oder ſei ſie morgenklar.

Doch die Zeit entflieht, die ſchnelle,
Und du bleibſt mir ewig fern,
Wie der raſchen, flücht'gen Welle
Unerreichbar bleibt der Stern.

Ruſſiſches Liedchen.

Warſt ein Mädchen,
Lagſt im Graſe
Froh und aller Sorgen bar.

Warſt ein Bräutchen,
Und ein Kränzchen
Schmückte dir die Stirne klar.

Warſt dann Weibchen,
Trugſt ein Häubchen
Und ein Kind mit gold'nem Haar.

Und nun decket
Dich der Raſen,
Der dein erſter Spielplatz war.

Unter Häusern.

Von dem alten Erdenschmerze
Birgt ein Teilchen jedes Haus,
Säh' es noch so schön von außen,
Noch so blank und heiter aus.

Denn der Erdenschmerz, der alte,
Gönnt sich nimmer Ruh' und Rast
Und an jede, jede Pforte
Pocht der unwillkomm'ne Gast.

Heute drüben, morgen hüben,
Früher dort und später da,
Halb noch lächelt dir die Freude
Und schon ist der Finst're nah'.

Nimmer bannst du ihn, und schließest
Du auch Tür und Fenster zu;
Nur von einem einz'gen Häuschen
Scheucht der Harte nicht die Ruh'.

Erkennen.

Als den Freund ich wieder fand,
Den das Schickſal mir entriſſen,
Drückten wir uns heiß die Hand,
Wollten faſt in eins zerfließen.

Mit welch wonnevollem Blick
Hing da trunken Aug' an Auge,
Gleich als ob es all ſein Glück
Aus dem ſüßen Borne ſauge.

Doch als ſo voll Seligkeit
Freund an Freund ſich mocht' erlaben,
Sah'n wir erſt, wie uns die Zeit
Furch' an Furche eingegraben.

Und wir ſanken uns ans Herz,
Heiß von Tränen beider Wangen,
Denn wir fühlten, daß der Schmerz
Keinem war vorbeigegangen.

Digitized by Google

Warte doch nur.

Wenn all dein glühendes Lieben
Fruchtlos auch wäre geblieben,
Kummer dein Herz bloß erfuhr,
Warte du nur!

Wenn dich der Hochmut verachtet,
Neid zu verkleinern dich trachtet,
Freundschaft dir brach, was sie schwur,
Warte du nur!

Sahst du dein Liebstes entschwinden
Und ist von ihm nicht zu finden,
Wie du auch suchest, die Spur,
Warte du nur!

Was auch für Blumen dir welken,
Bringt ja doch Rosen und Nelken
Wieder im Lenze die Flur,
Warte du nur!

Trost ist ja dir auch beschieden,
Bald nur auf dauernden Frieden
Weiset der Zeiger der Uhr,
Warte doch nur!

Balladen und Romanzen.

Das Turnier zu Wien.

Geſchlagen iſt die Marchfeldsſchlacht,
Des Friedens Sonn' aufs neue lacht,
Darum Herrn Rudolfs Majeſtät
Ein Siegesfeſt zu Wien begeht.

Wohl kämpfen da mit Spieß und Schwert
Viel Herr'n und Ritter ehrenwert,
Doch einem that's an Stich und Streich
Kein andrer von den Werbern gleich.

Herr Hugo Thuers war benannt
Der Held, von allen wohlgekannt,
Ein ſchmucker Jüngling, dem noch kaum
Am Kinn entſproßt der erſte Flaum.

Wie wird Großvater ſich erfreu'n,
Vernimmt er von dem jungen Len'n,
Großvater Otto, deſſen Haar
Gebleicht durch mehr denn hundert Jahr'.

Und ſchon will ihm das Kränzlein blank
Der Kaiſer reichen hin zum Dank,
Da tritt ein langer, hag'rer Mann
In roſt'ger Rüſtung noch heran.

Der winkt, geſchloſſen das Viſir,
Dem Junker in das Kampfrevier,
Gern folgt auch der des Fremden Wink
Und ſtellt zum Kampf ſich keck und flink.

Ha, wie das ſauſet, blitzt und klirrt,
Ha, wie das ſchmettert, dröhnt und ſchwirrt,
Doch keiner wankt, doch keiner weicht,
Ein Wunder faſt es allen däucht.

Weg werfen ſie die Schwerter d'rauf,
Raſch in die Sättel geht's hinauf,
Den Gaul geſchwenkt, — jetzt prallt's heran,
Ein jeder Speer traf ſeinen Mann.

Doch keiner wankt, doch keiner weicht,
Jedweder einer Säule gleicht;
Schon ſchwenken wieder ſie — nun gilt's!
In jedem Herzen pocht's und ſchwillt's.

Jetzt brauſen ſie heran aufs neu,
Da ſplittert beider Speer entzwei,
Die Menge ſtaunt, manch Wang' erbleicht,
Doch keiner wankt, doch keiner weicht.

Da winkt des hohen Kaiſers Hand:
„Heil! daß ſolch Helden hegt mein Land;
Allein du roſt'ger Recke ſprich,
Wie nennt man hierzulande dich?"

Aufſchlägt der Held da ſein Viſir,
Und alle ſteh'n verſteinert ſchier,
Doch Hugo Thuers wirft voll Luſt
Sich an des ſtarken Gegners Bruſt.

Großvater iſt's, der ohne Bang'
Mit ſeinem ſtarken Enkel rang,
Herr Ott von Haßlau, deſſen Haar
Gebleicht durch mehr denn hundert Jahr'.

Wohl bricht das ganze weite Haus
Darob in lauten Jubel aus,
Und freudig faßt der Starken Hand
Herr Rudolf, als ſein Staunen ſchwand.

„So junger Mut, ſo alte Kraft,
Wer iſt's, der mir zwei gleiche ſchafft?
Solch ein Geſchlecht, dem keines gleich,
Kount' nur erblüh'n in Öſterreich!"

Kaiſer Karls Jagdritt.

Es trug Herr Carol Magnus
Zumeiſt in Winterszeit
Einen Pelz von rauhen Fellen,
Ein ärmlich ſchlechtes Kleid.

Die Seinen alle ſchmähten
Voll Hoffart ſolcher Tracht,
Die liebten nur Samt und Seide
Und reiche Kleiderpracht.

Als nun Herr Carol Magnus
Allſamt erſchaut einmal
So recht im höchſten Glanze
Um ſich im gülb'nen Saal,

Ruft er mit eins: „Ihr Herren,
Mich kommt eine Jagdluſt an,
Hallo! Hallo! zum Walde!
Ich weiſ' euch heut' die Bahn."

Da gab's denn finſt're Brauen,
Vielhäufig: Ach und Weh;
Denn draußen jagte wirbelnd
Der wilde Sturm den Schnee.

Doch ſieh — ſchon warf vorm Thore
Der Kaiſer ſich aufs Roß,
Ob ungern oder willig,
Ihm nach mußt' wohl der Troß.

Und — hui! — hinaus zum Walde
Ihm nach das Häuflein brauſt,
Vom Schneegeflock umſtöbert,
Das Haar vom Nord durchſauſt.

Herr Carol wilden Fluges
Im zott'gen Pelz voran:
„Ihr ſollt, ſolang' ihr lebet,
Mir denken an die Bahn!“

Und — riſch — durch Moor und Schluchten
Geht's jetzt im ſchnellſten Lauf,
Durchs Dorngeſtrüpp hinunter,
Durchs Dorngeſtrüpp hinauf.

Und wo es ſich am dickſten
Verſchlinget und verwirrt,
Juſt mitten durch Herr Magnus
Die ſchmucken Herrlein führt.

O weh! — Wie ſchnell in Lappen
Reißt da nicht jedes Kleid,
Wie flirrt's ringsum und flattert's
Zu all der Schranzen Leid.

Doch wie auch rings die Fähnchen
Von Dorn und Stande weh'n,
Herr Carol ſcheint noch immer
Von all dem nichts zu ſeh'n.

Und immer toller jaget
Er fort, waldein, waldaus,
Bis alle faſt halb nackend
Und ſtarr vor Sturmgebraus.

Als d'rauf Herr Carol wieder
Abſteigt vor ſeinem Schloß,
Um Gott! wie ſchaut erbärmlich
Der erſt ſo ſchmucke Troß!

„Ei, ei, ihr wackern Herren,
Wie kommt's, daß ihr doch gar
So ſehr am Leib zerriſſen,
Faſt all der Kleidung bar?“

„Ihr wißt euch ſchlecht zu ſchützen
Vor Dorngeſträuch und Wind,
Doch, denk' ich, ſeid von heute
Ihr anders wohl geſinnt,“

„Und haltet ſolche Tracht mir
Nicht wieder für zu ſchlecht;
Ein Pelz, ſo wie der meine,
Der iſt gerade recht.“

Attila am Meere.

Attila, der Hunnenkönig,
Zieht durch Welſchlands heit're Fluren,
Blut'ge Leichen, Schutt und Flammen
Zeigen ſeiner Waud'rung Spuren.

Doch ſein Herz, es ſchwillt vor Freude
Mitten in des Kampfes Toben,
„Keiner lebte, der zu ſolcher
Größe ſich, wie ich, erhoben!“

Und durch Blut und Flammen ſchreitet
Weiter er mit ſeinem Heere,
Als er, aufgelöſt in Staunen,
Eines Morgens ſteht am Meere.

Unabſehbar vor den Blicken
Dehnen ſich die blauen Wogen,
Nur begrenzt in fernſter Ferne
Von dem weiten Himmelsbogen.

Lächelnd ſchau'n die flücht'gen Wolken
In den ungeheuern Spiegel,
Wimpel flattern, weiße Segel
Schwellen rings des Windes Flügel.

Und von Sonnengold und Schimmer
Iſt das Rieſenbild umfloſſen,
Und der Schöpfung Größtes iſt ihm
Jetzt mit einmal aufgeſchloſſen.

Ha, wie nichtig läßt ihm dieſer
Anblick alles rings erſcheinen;
Nur ein Häuflein Motten dünkt ihm
Das gewalt'ge Heer der Seinen.

„Wie, und biſt du wirklich jener
Große Attila, der König,
Der die halbe Welt erobert,
Dem ſie knirſchend untertänig?“

Alſo fragend ſtarrt der Hunne
Wilden Blicks zum Meere wieder,
Keine Antwort, finſter ſchweigend
Sinkt ſein Haupt zum Panzer nieder.

Denn ihm dünkt, die Brandung ſpräche,
Wie ſie ſchäumend näher dringet:
„Tor, du biſt ja nur die Geißel,
Die der Herr im Zorne ſchwinget!“

Die beiden Toten zu Speyer.

Wie! Fackeltanz im Dome? Fußtritte dumpf hinab?
's ist Kaiser Karl der Sechste, er steigt in der Ahnen Grab,
Er selber will es schauen, bei heller Fackelglut,
Wie dort der Franke gefrevelt in frechem Übermut.

Und immer röter färbte seine Wang' gerechter Grimm.
„Beim Himmel! ihr Franzosen, was ihr getan, ist schlimm!"
Die Väter in den Särgen sieht er des Schmucks beraubt,
Die Krone abgerissen von manchem teuern Haupt.

Zertrümmert sind die Särge, die Deckel liegen um,
Und Leichentuch und Purpur zerfetzt im Staub ringsum,
Da blickt manch hohles Auge ihn gar gespenstig an,
Als wollt' es zu ihm sagen: „Räch' uns, du lebend'ger Mann!"

Und fürder schreitet Karl, erfaßt vom tiefsten Schmerz,
Der Fackelschimmer gleitet über der Särge Erz.
Nun steht er dort vor zweien, die sind zerschlagen gar,
Und die Gerippe drunter vermengt gar wunderbar.

Er steht wohl tief erschüttert, die Zwei, die kannt' er gut,
Sie haßten sich im Leben, die hier zusamm' geruht,
Nicht konnten sie bestehen, wo Licht und Luft besteht,
Es war der Kaiser Adolf und Albrechts Majestät.

Nun liegen sie, zerbrochen, vermischt ihr los' Gebein,
Von keinem kann man sagen: der Knochen hier war sein;
Nur an dem einen Schädel, gefurcht von grimmem Schlag,
Das Haupt des Kaisers Adolf man noch erkennen mag.

Und vor dem Staub der beiden der Kaiſer lange ſteht,
Es iſt ein heilig Ahnen, was ſeine Bruſt durchweht;
„Ja, ob auch Haß und Zwietracht auf Erden hier zu Haus,
Es löſcht in jedem Herzen des Todes Hand ſie aus.“

Drauf manchen Kunſterfahr'nen er hin zur Gruft beſchied,
Und läßt dort den Gerippen anfügen Glied an Glied,
Und manch ein Bein des Adolf wird Albrechts Eigentum,
Und manch ein Bein des Albrecht des Adolf wiederum.

So liegen beide Feinde vereinigt nun gar ſehr,
Der Adolf-Albrecht jener, der Albrecht-Adolf der;
So liegen ſie und ruhen, bis die Poſaune ruft —
Kein Frevler ſtör' hinfürder ſie mehr in ihrer Gruft!

Heinrich der Vogler.

Herr Heinrich ſitzt am Vogelherd
Recht froh und wohlgemut;
Aus tauſend Perlen blinkt und blitzt
Der Morgenröte Glut.

In Wieſ' und Feld und Wald und Au —
Horch, welch ein ſüßer Schall!
Der Lerche Sang, der Wachtel Schlag,
Die ſüße Nachtigall!

Herr Heinrich ſchaut ſo fröhlich drein:
„Wie ſchön iſt heut' die Welt!
Was gilt's, heut' gibt's 'nen guten Fang!"
Er lugt zum Himmelszelt.

Er lauſcht und ſtreicht ſich von der Stirn
Das blondgelockte Haar,
„Ei doch! was ſprengt denn dort herauf
Für eine Reiterſchar?"

Der Staub wallt auf, der Hufſchlag dröhnt,
Es naht der Waffen Klang,
„Daß Gott! die Herr'n verderben mir
Den ganzen Vogelfang!"

„Ei nun! was gibt's?" — Es hält der Troß
Vorm Herzog plötzlich an,
Herr Heinrich tritt hervor und ſpricht:
„Wen ſucht ihr da, ſagt an?"

Da ſchwenken ſie die Fähnlein bunt
Und jauchzen: „Unſern Herrn! —
Hoch lebe Kaiſer Heinrich! — Hoch
Des Sachſenlandes Stern!“

Dies rufend, knien ſie vor ihn hin
Und huldigen ihm ſtill,
Und rufen, als er ſtaunend fragt:
„'s iſt deutſchen Reiches Will'!“

Da blickt Herr Heinrich tiefbewegt
Hinauf zum Himmelszelt:
„Du gabſt mir einen guten Fang! —
Herr Gott, wie dir's gefällt.“

Die vier Evangeliſten in der Sophienkirche zu Konſtantinopel.

Soliman der Zweite, auf hohem Roß,
Durchjaget Stambul mit ſeinem Troß;
Im Prunke des Herrſchers beſchaut er die Stadt,
Die Mahom entriſſen den Griechen hat.

Zur Kirche Sophia gelangt er da,
Die nie noch im Innern ſein Auge ſah;
Die dünket im wert des Beſuches zu ſein,
Drum ſpringt er vom Pferde und tritt herein.

Welch fürſtliche Halle! welch ſtolze Pracht!
So hat er nimmer den Bau ſich gedacht;
Wie haftet voll Staunen ſein trunkener Blick
Dort an den Gebilden von Moſaik.

„Ei, ſagt doch, wer ſind dort die vier an der Wand,
Mit rieſigen Leibern und falt'gem Gewand,
Die niederſchauen ſo ernſt zu mir
Mit Löwe und Rind und mit Adler und Stier?“

Da ſpricht ein Vezier: „Wie mir bekannt,
Sind jene die Evangeliſten genannt,
So heißen die Jünger ſie von dem Chriſt,
Der ſeig unſerm Halbmond gewichen iſt.“

„Hinweg mit den Giauren! Hinweg ſogleich!
Wie ſchön ſie auch immer und farbenreich,
Betüncht ſie mit Mörtel, daß keiner ſeh'
Je wieder die Bilder in der Moſchee.“

So herrſchet der Sultan, und wie ſein Mund
Geboten, ſo tun die Moslims zur Stund',
Und hüllen die Bilder, gefügt aus Stein,
In ſandigen Mörtel für immer ein.

Wohl faßt die Chriſten ein tiefer Gram,
Als ſolches ihr Ohr von den Moslims vernahm,
Doch konnten ſie hindern den Frevel nicht,
Der grauſam vertilgte der Farben Licht.

Da regt ſich's mit eins in der Erde Schoß,
Es ſchienen die Geiſter des Abgrunds los.
Die wühlen und reißen in toller Haſt
An Mauer und Hütte, an Turm und Palaſt.

Schon brechen und ſtürzen mit wildem Gekrach
Die Häuſer zuſammen mit Mauer und Dach,
Da flieh'n die Bewohner in wildem Schwall,
Da flieht auch Suleiman zum erſtenmal.

Nach Wochen erſt, als ſchon vorbei die Gefahr,
Kehrt wieder der Sultan mit ſeiner Schar,
Doch Trümmer nur ſieht er auf Trümmer gehäuft,
Ein Leichenfeld, drüber der Nachtwind ſtreift.

Nur unverſehrt fand er die Kirche, allein
Doch wie er in dieſe nun tritt hinein,
Da prallt er, von Staunen erfaßt, zurück;
Den Gottesfinger gewahrt dort ſein Blick.

Am Boden verſtreuet liegt Mörtel und Sand,
Womit ſie die Heil'gen bedeckt an der Wand,
Und niederſchau'n wie früher die vier,
Mit Löwe und Rind und mit Adler und Stier.

Der Kreuzesritter.

Dicht geſchart vor Arſuffs Mauern, Helm an Helm und Speer an Speer,
Drüber hoch die Kreuzesfahne, ſteht der Franken tapf'res Heer.
Raimond von Avenn, der Führer, ſchaut hinauf voll Kampfesmut,
„Arſuff, deine Sterbeſtunde naht heran und fordert Blut!“

Und die Schlachttrompete tönet und zur Leiter klirrt's hinan,
Blut und Staub und Waffenblitze zeichnen rings der Helden Bahn;
Doch Avenn nennt ſich der Kühnſte, denn zu retten gilt's den Sohn,
Den der Feind ihm hält gefangen, trotzend nun auf ihn voll Hohn.

Und die Mauern geh'n in Trümmer, niederdonnert Schutt und Stein,
„Hei, nun vor, ihr Kreuzesbrüder! unſer muß die Feſte ſein!“
Und mit neuem Jubel ſtürmen ſie hinauf durch Glut und Brand,
Einen Sturm noch und die Feſte iſt geliefert ihrer Hand.

Seht, da hebt am letzten Turme ſich ein Kreuz aus Staub und Rauch,
„Wie, erblickt ihr an dem Stamme nicht ein Chriſtusbildnis auch? —
Ausgeſpannt im Schmerz die Glieder, blickt's herab vom Marterpfahl,
Locken um die Schultern wehend und das Antlitz bleich von Qual.“

Und die Ritter fragen zürnend: „Tut uns das der Heid' zum Spott?
Nein — kein Bild iſt's — ein Lebend'ger! ein Lebend'ger iſt's, bei Gott! —
Seht, wie unterm Strick die Sehne ſeines Arms im Krampfe bebt!
Sagt, o ſagt, wie heißt das Opfer, das man dort am Kreuz erhebt?"

Weh', es iſt — wer wagt's zu ſagen? jede Bruſt iſt ſchwer beklemmt,
's iſt des Führers Sohn — und reglos ſteht das Heer — im Sieg gehemmt,
Starr, zum Tod erblaßt der Vater, Schwert und Schild entfiel der Hand,
Und ſein Aug', weit vorgequollen, iſt nur auf den Sohn gewandt.

Von dem Turme aber neiget ſich ein Sarazen und ruft
Zu dem Greiſe: „Kreuzesritter, raſch den Pfeil jetzt durch die Luft!
Mutig, ſchleud're Stein und Brände, biſt ja deines Siegs bewußt,
Sieh', dem erſten Pfeile bietet kühn dein eig'ner Sohn die Bruſt."

Reglos aber ſteht der Ritter, wie ein ſtarrend Bild aus Erz,
Hörbar nur an ſeinen Panzer pocht das grimmzerriſſ'ne Herz.
Doch der Sohn am Kreuze rufet: „Vater, ſprich, was muß ich ſeh'n?
Wie magſt du ſo lang in Zweifeln an des Ruhmes Pforten ſteh'n?"

„Auf, du biſt des Ew'gen Streiter, der dort oben ſitzt zu Thron,
Jauchze, daß ſo ſchönes Sterben ward zuteile deinem Sohn.

Stürme! laß nicht erſt dich's mahnen, was dir jetzt gebeut die Pflicht,
Stürm', ein Kreuzesritter bebet vor dem Tod am Kreuze nicht."

Und zum Sohn am Kreuze ſtarret einmal noch der Greis hinauf,
Rafft dann wild und wie verzweifelnd Schwert und Schild vom Boden auf;
„Stürmt!" ſo ruft er; die Trompeten ſchmettern laut und furchtbar drein,
Und die Heiden all erblaſſen, jedem ſchauert's durchs Gebein.

Pfeile ziſchen, Bolze pfeifen — ha, welch ſchmerzensvoller Ton! —
Ach, am Kreuze, ſchwer verwundet, blutet ſchon des Führers Sohn;
Doch im tiefſten Ingrimm ſtürzet ſich der Vater in den Kampf,
Achtet nicht die Zahl der Feinde, nicht auf Mauerſturz und Dampf.

„Rache!" ruft er, ruft's und würget, „Rache!" brüllt das ganze Heer,
Er voran, der erſte Rächer, hundert Rächer hinterher.
Ha, wie türmt ſich Leich' auf Leiche, hingemäht von ihrem Arm,
Ha, wie viel der Sühnungsquellen ſprudeln da ſo rot und warm.

Seht, der Roßſchweif liegt im Staube, hoch die Kreuzesfahne weht,
Ernſt und barhaupts knien die Sieger unter Trümmern im Gebet;
Auf dem Kreuz, dem hingeſtürzten, aber liegt erbleicht der Held,
Er, der jüngſte Kreuzesritter, der den Tod am Kreuz erwählt.

Ach, und auf des Helden Leiche, Wang' an Wange angeſchmiegt,
Sieh' den greiſen Heldenvater, der zum letztenmal geſiegt,
Denn ſein Herz hat ausgeſchlagen, ſeit er ſo umfing den Sohn —
Beider Heldenſeelen ſchwangen ſich zu des Vergelters Thron.

Sankt Auguſtin und der Knabe.

Bei Hippon an dem Meeresſtrand
Einmal ein ärmlich Häuslein ſtand,
Drin lebte, Gott nur zugetan,
Sankt Auguſtin, der fromme Mann.

Und über Pergament und Schrift
Saß er ſo Tag als Nacht vertieft,
Das Weſen Gottes, dem er lebt,
Iſt's nur, nach dem er forſchend ſtrebt.

Nicht weiß er, ob um ihn erwacht
Der Lenz mit ſeiner Blütenpracht,
Noch ob aufs Häuschen, ſturmumbrauſt,
Des Winters Regen niederſauſt.

Aufs Eine nur iſt er erpicht
Und weicht von Buch und Schriften nicht,
Und ſucht und grübelt ohne End',
Ob er denn nirgends Aufſchluß fänd'.

So voll des Sinnens geht einmal
Luſtwandeln er im Abendſtrahl,
Nicht lockt ihn Meer und Strand und Flur,
Ach, auf das Eine ſinnt er nur.

Und wie er alſo ſinnt und zieht,
Vor ſich er da ein Knäblein ſieht,
Das lächelt ihm ſo friſch und mild
Entgegen wie ein Engelsbild.

Und eine Muſchel in der Hand,
Neigt ſich's zum Meer vom ſtein'gen Rand,
Und ſchöpft, ſo viel's nur ſchöpfen kann,
Ein Grübchen ſich mit Waſſer an.

Sankt Auguſtin ſteht wundernd ſtill,
Möcht' wiſſen, was das Knäblein will;
Tritt zu dem Kleinen drauf und ſpricht:
„Was machſt du da, du kleiner Wicht?“

Doch der ſchaut ohne Schreck ihn an:
„Das ſiehſt du ja, du großer Mann,
Das Meer, ſo du erblickſt vor dir,
Schöpf' ich in dieſes Grübchen hier.“

„Du Tor!“ erwidert Auguſtin,
„Wie kommt dir ſolches nur zu Sinn,
Wie glaubſt du in dies Grübchen klein
Zu bringen all das Meer hinein?“

„Und warum ſoll ich's glauben nicht?“
Der Knab' gar ernſt zu jenem ſpricht:
„Glaubſt du doch zu ergründen gar
Was keinem noch ward offenbar.

Viel leichter iſt's, daß ich das Meer
Mir ſchöpf' in dieſes Grübchen her,
Als daß der Menſch, mit aller Plag',
Den Herrn der Welt erforſchen mag.

Drum bet' er tief im Staub ihn an,
Weil mehr ſein ſchwacher Sinn nicht kann!“
So ſprach der Knab' und war wie Duft
Verweht, entſchwunden in der Luft.

Sankt Auguſtin ſtand an dem Strand
Und ſtarrte ſchamrot in den Sand,
Und tief im Innern ward's ihm klar,
Das Knäblein ſprach nur allzu wahr.

Und wie zurück ins Haus er kam,
Kein Buch er aus dem Winkel nahm,
Dünkt alles eitel ihm und leer;
Gelernt hat er vom Knäblein mehr.

Und gläub'ger lebte nun hinfort
Sankt Auguſtin im Häuschen dort
Und ſah, für alle Zweifel taub,
Den Herrn in Sonne, Blum' und Staub.

St. Jutta.

Auf ſeinem Thron, von Gold umblitzt,
Der Heidenkönig Ulin ſitzt,
Mit tiefgefurchten Brauen.

Vor ihm, umringt von wilder Schar,
Steht Jutta mit dem güld'nen Haar,
Die züchtigſte der Frauen.

Von roher Gier iſt er entbrannt
In ſie, die, von ihm abgewandt,
Das Antlitz birgt voll Grauen.

„Nun, Chriſtenjungfrau, frag' ich dich
Zum letztenmal, wird nie auf mich
Dein Aug' in Hulden ſchauen?"

Doch keines Wortes würdigt ihn
Die reine Magd, den frommen Sinn
Allein zum Herrn erhoben.

Da glüht wohl wie des Nordens Licht
Im dunklen Rot ſein Angeſicht
Vor grimmen Zornes Toben.

„Zu ſpät wirſt du den Trotz bereu'n,
Erfüllen ſoll ſich jetzt mein Dräu'n,
Zu lang wardſt du geſchonet.

Nicht martern will den Leib ich dir,
Denn beſſ're Marter bietet mir
Die Scham, die in dir wohnet.

Ihr Sklaven, reißt dem ſtolzen Weib
Herab das Kleid vom zücht'gen Leib,
Zu Luſt und Spott der Menge!

Bei Jubelruf und Hörnerſchall
Schleppt hin ſie durch die Gaſſen all',
Durchs dickſte Volksgedränge.

So ſoll, zur Schmach für immerdar,
Sie jeder ſchauen, nackt und bar,
Und d'rob die Zücht'ge höhnen!" —

Da faßt ſie wohl der Schergen Hand
Und reißt herab ihr das Gewand,
Geſchmückt mit ihren Tränen.

Und auf die Jungfrau grinſt voll Hohn
Der Wütrich jetzt von ſeinem Thron,
Ob wohl ihr Trotz nun ſchwinde.

Doch plötzlich — ſo wie Well' auf Well',
Entrollt von ihrem Haupte hell
Das güld'ne Haargewinde.

Und rollt und ringelt ohne End',
Und ſchlängelt ſich und fließt behend'
Bis an das Knie ihr nieder.

So hüllet rings — der Locken Zier
Gleichwie ein güld'ner Mantel ihr
Die jungfräulichen Glieder.

Der Wütrich wohl dies Wunder ſchaut,
Und kaum dem eig'nen Auge traut,
Das er nicht ab kann wenden.

Und nieder vor der frommen Maid
Sinkt er und reicht ſein ſchimmernd Kleid
Ihr dar mit eig'nen Händen.

„Wohl iſt mir's klar nun," ruft ſein Mund,
„Es lebt dein Gott im Sternenrund',
Er hat's an dir bewähret;

O, lehr' auch mich den Glauben dein
Und laß den letzten Knecht mich ſein,
Der dich als Heil'ge ehret."

St. Walpurgis.

Der Eichwald ſauſt, es heult der Sturm,
Horch, Eulenruf im alten Turm!
„Du Pilgrim, nimm dich wohl in acht,
Des Mörders Aug' im Walde wacht.

Du Pilgrim mit dem weißen Stab,
Steig' nicht ins finſt're Tal hinab,
Kehr' um, kehr' um, noch iſt es Zeit,
Der Weg nach St. Walpurg iſt weit."

Der aber ſpricht: „Muß fürder zieh'n,
Muß heut' nach St. Walpurg noch hin,
Hab' mich verlobt, in tiefem Leid,
Der Jungfrau dort mit heil'gem Eid."

Hin geht er drauf in Nacht und Grau'n,
Vor Tags den hohen Dom zu ſchau'n.
Kein Laut — der Sturm nur heult allein,
Und wimmert tief im Felsgeſtein.

Da bricht's hervor, da ſpringt's heran,
Mit nerv'gen Armen faßt's ihn an,
Wild ſchnaubt der Mord: „Dein Gold, dein Gold!"
Des Pilgrims Haar im Staub entrollt.

Hoch aus dem Hals ein Blutſtrom quillt,
„O Mörder, ſtießeſt gar zu wild! —
Was wühlſt du ſo mir im Gewand?
Umſonſt nach Gold ſucht deine Hand!"

Und der betrog'ne Mörder drauf
Voll Ingrimm ſpringt vom Pilger auf,
Der aber, krümmend ſich im Blut,
Stöhnt noch mit letzter Lebensglut:

„O Sankt Walpurgis, hehr und mild,
Du wundertätig Frauenbild,
O gib, daß ich zu dir mich find',
Wenn Seel' und Leib geſchieden ſind."

Verſtummt iſt drauf des Pilgrims Mund,
Der Sturm nur gibt ſein Zürnen kund,
Es ſauſt der Wald, es rauſcht die Flut,
Von ihm gepeitſcht, mit toller Wut.

Und zu dem Strom auf öder Bahn
Der Mörder ſchleppt den Pilgersmann:
„Hinab mit dir, daß nicht Verrat
Dem Tag' vertrau' die nächt'ge Tat."

Da plötzlich um den Träger preßt
Der Pilgrim ſeine Arme feſt,
Wie der auch ſtrebt und wie er ringt,
Nicht los er ihn vom Rücken bringt.

Aufkreiſcht er da in Schrecken wild,
Von mehr als Todespein erfüllt:
„Wer hilft mir von der grauſen Laſt,
Die mich, — weh' mir! — ſo kalt umfaßt?"

Doch feſt an Bruſt und Schulter warm,
Klemmt ſich des Toten eiſ'ger Arm,
Das grauſe Antlitz, hohl, verbleicht,
Mit Grinſen ſich zu ſeinem neigt.

„Zu Hilfe! Hilfe! — Steht mir bei!"
So ſchallt des Flücht'gen Angſtgeſchrei.
Wie fliegt ſein Haar um Aug' und Stirn,
Wie Wahnſinn zuckt's ihm durchs Gehirn.

„Und bring' ich nirgends mehr dich los,
Begrab' uns beid' des Stromes Schoß",
Er ruft's und ſauſt in ſchwerem Fall
Hinunter in den Waſſerſchwall.

Still iſt's ringsum — wohl hält der Schlund
Die beiden feſt im tiefen Grund,
Betrogen! — ſchaut! in grimmer Wut
Wirft ſie zurück ans Land die Flut.

„Weh' mir! weh' mir!" der Mörder ruft,
„Weh' dir!" hallt's nach aus Tal und Kluft.
Die Wölfin ſelbſt, die Blut nur ſucht,
Entflieht vor ihm zur tiefſten Schlucht.

Und fort und fort durch Wald und Au'n,
Und fort und fort ſpornt ihn ſein Grau'n —
Da blinkt es fern, da klingt's ſo mild
Wie Glockenton durchs Talgefild'.

„Was ſteigt dort auf im Morgenlicht?
Iſt das der Dom zu Eichſtädt nicht?
Der Dom, — ſo Sankt Walpurg geweiht,
Zu dem den Pilgrim rief ſein Eid?

Wie fand mein Fuß hierher die Bahn?
Durch Sturm und Nacht, hinab, hinan?"
O folg' der Stimme, die da ſagt:
Dir hilft nur dort die Gottesmagd.

Und mühſam ringt er ſich hinauf,
Hell glühen Fenſter, Turm und Knauf —
Die Frühmeß mit gar frommem Sinn
Hört eben die Gemeinde drin.

Zur Pforte tritt er — und mit Schrei'n
Zerſtiebet alles vor den zwei'n,
Und auf die Knie, zum Tod entſtellt,
Mit ſeiner Laſt der Mörder fällt.

„O Heil'ge," ruft er, „ſchau in Huld
Auf mich, der bald geſühnt die Schuld,
Sieh' mich in meiner tiefen Reu'
Und mach' mich von dem Toten frei!"

Und kaum er ſo zur Heil'gen ſpricht,
Entweicht von ihm das Schreckgewicht,
Und auf die Schwelle gleitet ſacht
Der Pilgrim, der die Fahrt vollbracht.

Der Mörder aber im Gebet
Noch brünſtig zu der Heil'gen fleht,
Und als der dritte Morgen naht,
Hat er in Reu' geſühnt die Tat.

Fra Renatus.

„Auf, ihr bleichen, finſt'ren Büßer, auf aus eurer Grabesruh',
Werft von euch die weiße Kutte, Strick und Zingulum dazu,
Denn des Eides ſeid ihr ledig, den geſchworen euer Mund,
Fern von unſeren Karthauſen findet uns die nächſte Stund'."

So der Prieſter zu den Brüdern ſpricht, vom tiefſten Schmerz durchbebt,
Die im Kahlenbergerkloſter nur allein dem Herrn gelebt,
Und die Mönche, deren Zungen wieder frei vom ſtrengen Zwang,
Stottern, fragen durcheinander, bleicher noch als vor die Wang'.

„Sprich, Cerbonius, verkünde uns in Eile, was geſcheh'n,
Wie, ſoll Romualdus Regel nicht in Öſtreich mehr beſteh'n?" —
Spricht der Prior: „Blickt hinunter in das ſonſt ſo reiche Land,
Schaut, verwüſtet ſteh'n die Felder und die Dörfer ſteh'n in Brand.

Kara Muſtapha bedränget Stadt und Land, von Grimm gefacht,
Selbſt das ſtolze Wien erbebet vor des Heiden Übermacht;
Flucht allein nur kann uns retten vom Verderben, das uns droht,
Darum fliehet, denn die nächſte Stunde bringt den ſichern Tod."

Unter Klaggeheul und Lärmen ſchickt ſich da zur Flucht die Schar,
Ruhig nur an alter Stelle bleibt ein Greis mit weißem Haar,

Fra Renatus, der vor fünfzig Sommern nach dem Kloſter kam,
Und in finſterer Karthauſe ſich begrub und ſeinen Gram.

Neunundneunzig Jahre machten hohl ſein Aug', die Wange bleich,
So nun ſteht er vor dem Prior, einem Grabentſtieg'nen gleich,
Doch der würd'ge Ob're wendet zu Renatus ſich und ſpricht:
„Fra Renatus, warum folget ihr den andern Brüdern nicht?“

Aber der entgegnet: „Möge Gott beſchirmen ihre Flucht,
Mich nur laſſet, würd'ger Prior, unbeirret, unverſucht,
Denn vor mir müßt' ich erröten, ſucht' ich in der Flucht noch Heil,
Da der Tod mein einz'ges Hoffen, da das Grab allein mein Teil.“

Spricht der Prior: „Alles endet, was da trifft der Sonne Strahl,
Unrecht aber iſt's zu liefern zwecklos ſich der Marterqual.“
Drauf Renatus: „Iſt's ſein Wille, daß der Heide mich verſchont,
Werd' den Meutern ich entgehen, wie zu würgen ſie gewohnt!“

„Fra Renatus“, ſagt der Prior, „nimmer kann ich euch verſteh'n,
Wähnt ihr, daß der Herr ein Wunder euch zulieb wohl läßt geſcheh'n?“
Doch der Bruder ſpricht: „Ich glaube, daß auf den er gnädig ſchaut,
Der mit reuerfülltem Herzen auf ihn hofft und ihm vertraut.“

Dieſes ſprechend, ſchreitet ruhig hin zum Hochaltar der Greis,
Sinket dort aufs Knie und neiget tief das Haupt, wie Schnee ſo weiß.
Da von einem heil'gen Schauer fühlt der Prior ſich umweht,
„Nun, ſo mög' euch Gott bewahren, weil ihr ird'ſche Hilf' verſchmäht!“

Und den flücht'gen Brüdern folget drauf Cerbonius mit Haſt,
Denn ein dumpf Gelärm im Tale meldet ſchon den grimmen Gaſt.
Einſam in der düſtern Halle kniet Renatus nun allein;
Wie ein ſanfter Tröſter ſchimmert mild auf ihn der Mond hinein.

Scheint es doch, als wär' der Fromme ſchon des Erdenſeins beraubt,
Alſo kniet er, bleich und reglos, auf die Bruſt geſenkt das Haupt.
Horch, da naht es, an den Fenſtern fliegt vorbei ein roter Schein,
Türen trümmern, Waffen raſſeln, wer nun wird dir Retter ſein?

Reglos aber liegt, wie früher, Fra Renatus vorm Altar,
Im Gebet verſenkt, als wüßte nichts ſein Inn'res von Gefahr;
Sieh', da leuchtet's durch die Pforte, horch, da klirrt's in wirrem Schall,
Und herein zu düſtern Räumen tobt der Moslims wilder Schwall.

Blanke Damaszener blitzen, Kaftans ranſchen an der Wand,
Über weiß und grüne Turbans ſprühet roter Fackelbrand,
Und ſo drängt es ſich und wechſelt, halb beleuchtet die Geſtalt,
Nur Renatus kniet wie früher, von der Andacht Hauch umwallt.

Und die grimmen Gäſte ſpähen durch das Dunkel, wild und ſcheu,
Jetzt erblicken ſie Renatus und von ihrem Jubelſchrei
Gellt die Kirche, ſeht, ſchon faſſen ſie ihn wütend am Talar,
Da durchzuckt ſie eiſ'ger Schrecken — denn der Greis iſt kalt und ſtarr.

Von dem Grimm der Böſen hatte gnädig ihn der Herr befreit,
Lächelnd im Gebet entſchlief er, ohne Kampf und ohne Leid,
Und die Heiden jagt ein Grauen von dem toten Heil'gen fort,
Ihre Feuerbrände ſchleudern ſie zurück nur nach dem Ort. —

Doch nicht lang, ſo flieh'n die Würger wieder vor der Chriſten Schwert.
Und der Frieden iſt aufs neue in die Oſtmark heimgekehrt;
Da, aus fernen Landen kommen all die Flücht'gen nun heran,
Auch der Prior mit den Seinen fand bereits zum Berg die Bahn.

Tränen auf den Wangen, wallet durch des Kloſters Schutt die Schar,
„Seht, Renatus Leiche kniet unverſehrt dort am Altar!"
Und der Prior und die Mönche ſtürzen hin aufs Angeſicht:
„Ja, wer ſo dem Herrn vertrauet, den verläßt im Tod er nicht."

Die Sieger.

Es ſitzen zu Wien im Kaiſerſaal
Die Fürſten und Helden in reicher Zahl.

Sie haben entſetzt die bange Stadt,
Nach der ſo gelüſtet den Heiden hat.

Und als nun zu Ende das reiche Mahl
Und freudig geleeret der Siegspokal,

Spricht einer: „Genug nun mit Sang und Klang,
Nun ſagt, wer die beſte Beute errang?“

Entgegnet der Pole: „Des Sultans Gold
Hab' ich mir aus ſeinem Zelte geholt.“

Ein Lothringer drauf: „Sein ſtolzes Panier
Erkämpft' ich mit blutigem Degen mir.“

Ein Wiener ſodann: „Manch reiches Gewand
Entriß ich den Flücht'gen mit dieſer Hand.“

Ein andrer: „Gewaffen, ſo Helm als Speer
Errang ich und derlei Gezengs noch mehr.“

Ein fünfter: „Ich wählte in aller Eil'
Kamele und Pferde zu meinen Teil.“

So wußte jeder nach ſeiner Art
Zu ſagen, was ihm für 'ne Beute ward.

Nur einer im Kreiſe der Sieger ſaß,
Der über die andern das Wort vergaß.

„Wie ſtumm doch Herr Biſchof; bekennt auch ihr!
Mich dünkt, ihr errangt das Geringſte ſchier.“

Herr Kolonitz, alſo der Biſchof hieß,
Entgegnet mit Lächeln: „Eins iſt gewiß,

Was ihr auch erlangt durch des Heiden Flucht,
Nach meiner Beute hat keiner geſucht.

Und doch iſt's das Köſtlichſte in der Tat,
Was einer erobert vom Schlachtfeld hat.“

Drauf winkt er den Dienern, auf tut ſich das Tor,
Da dränget ein Heer ſich von Kindern hervor.

Von Knaben und Mägdlein, ſo zart und hold,
Die Wangen wie Röslein, die Locken wie Gold.

Die ſinken aufs Knie vor dem Gottesmann
Und ſchmiegen mit Weinen an ihn ſich an.

„Das iſt meine Beute“, der Biſchof ſagt,
„Nach der hat nicht einer von euch gefragt.

Ich fand ſie verlaſſen in Harm und Not,
Erwürgt ihre Mütter, die Väter tot.

Da führt' ich ſie alle nach Wien herein
Und will den Verwaiſten ein Vater ſein.“

Und als er zu ihnen geſagt dies Wort,
Da ſchwiegen beſchämt wohl die andern dort,

Denn was ſie auch alle nach Haus gebracht,
Nicht glich es der Beute, die er gemacht.

Prinz Eugen.

Vor der Schanz bei Zent gewahret
Viel Soldaten man geſcharet,
Küraſſier und Musketier,
Auch Konſtabler und Huſaren,
Die auf das Signal nur harren
Zur Bataille mit Begier.

Auch dabei, als Volontäre
Prinz Eugen, voll Durſt nach Ehre,
Der aus dem Savoyen kam;
Von Geſtalt zwar klein und ſchmächtig,
Dacht' er dennoch: „Bald erfecht ich
Einen Lorbeer; sur mon âme!"

Ritt durchs Lager einſt am Morgen
Prinz Eugen ganz ohne Sorgen,
Schaut ſich dort die Truppen an,
Wie ſie täten fouragieren,
Biwakieren, manövrieren,
Mit Bombard und Partiſan.

Spricht da einer der Huſaren
Als den Kleinen ſie gewahren
Mit dem langen Haargelock:
„Iſt das auch ein Schlachtgewinner,
Dieſer kleine Kapuziner,
In dem ſchlechten braunen Rock?"

Doch der Prinz dran ſich nicht kehret,
Tut als hätt' er nichts gehöret,
Reit't an ihm ganz ſtill vorbei,
Merkt ſich aber gut den Kecken,
Ohne jemand zu entdecken,
Was ihm juſt paſſieret ſei.

Laſſet in etwelchen Tagen
Den Rebell der Lothring' ſchlagen,
Heißt zum Sturme zieh'n das Heer;
Da geht's an ein Kanonieren,
An ein Plänkeln, Attackieren,
In die Kreuz und in die Quer.

Mannigfache Heldentaten
Wohl vollbringen die Soldaten,
Von Karol und Ludewig
Angeſpornt; doch trotz dem Streiten
Wußt' man noch auf keiner Seiten,
Wem Fortuna ſchenkt den Sieg.

Da, als wie ein Pfeil vom Bogen,
Sprenget Prinz Eugen verwogen
Vor die Trupp', die aufmarſchiert;
Setzet über d'Palliſaden,
Wirft dann nieder ohne Gnaden,
Was ſich geg'n ihn defendiert.

Alles folgt ihm unverdroſſen,
Wie auf ſie auch ward geſchoſſen
Von den Türken aus der Schanz,
Bis ſie mußten flieh'n von dannen
Und Eugenius pflanzt die Fahnen
Auf in vollem Siegesglanz.

Da erblickt er den Huſaren
Mitten in den andern Scharen,
Rufet ihn zu ſich heraus,
Spricht und niemals heit'rer ſchien er:
„Sieh', ein kleiner Kapuziner
Richt't zuweilen auch was aus!“

Der Beſiegte.

Zum Landgerichte zieh'n mit Waffenſchall
Vom Schwedenland die tapfern Recken all,
Viel rieſ'ge Helden, göttergleich gebaut,
Wie ſelten ſie das Menſchenauge ſchaut.
Die Glieder ſtramm, ein eh'rner Wall die Bruſt,
Im blauen Auge blitzt des Kampfes Luſt,
So zieh'n ſie hin, an Herz und Wange heiß,
Zu ringen um des Sieges Ruhm und Preis.

Doch einer ſchreitet mit der Heldenſchar,
Wie unter Kranichen ein edler Aar,
Hoch überragend alle ihm zur Seit',
Die Rieſenformen wie geſchwellt zum Streit;
Der Ojan Pavo vom Cunioſtrand,
Der Finnlandsheld, dem noch kein Gegner ſtand.

Und Frauenbilder ſind auch da zu ſeh'n,
Gleich zarten Elfen, die auf Blumen geh'n,
Wie Roſ' und Lilie prangend im Verein,
Wenn ſie erblüh'n im erſten Morgenſchein.
Doch eine ſchreitet in der Mägdlein Zahl,
So weiß und züchtig wie der Mondesſtrahl;
Wie eine Roſe unterm Veilchenflor,
So leuchtet ihre Schönheit hell hervor.

Und Ojan Pavo ſieht die Magdgeſtalt,
Und unterm Panzer pocht's ihm mit Gewalt;
Doch auch Syritha ſieht den Mann voll Mut,
Und ihre Wange brennt in heller Glut.

Und in dem Hof des Landgerichtes ſteht
Die Heldenſchar, von Fähnlein rings umweht,
Doch ſchau'n nur alle Frauen mit Erglüh'n
Nach Ojan Pavo, der ſo ſtark und kühn,
Und aller Helden Augen ſeh'n allein
Nur nach Syritha, die ſo zart und rein.

Da ſpricht der ſtarke Pavo ſolches Wort:
„Ihr alle, die verſammelt dieſer Ort,
Sagt, welcher, der geboren ward vom Weib,
Vermag es, hier zu feſſeln meinen Leib? —
Sein ſei mein ährenreiches Ackerland,
Sein ſei mein Haus an des Cunio Strand,
Sein ſei das Silber, ſo mein Eigentum,
Sein mein Gewaffen, das des Pavo Ruhm,
Sein ſei ich ſelber und ihm untertan;
Nun komme, wer, zu zwingen mich, der Mann!“ —

Doch keiner naht, jedweden hält die Scheu,
So unter Wolf und Panther ſteht der Leu,
Kein Schwert erklirrt, kein Panzer raſſelt leis,
Lautloſe Stille herrſcht im weiten Kreis.
Da, auf beſchwingten Sohlen, fliegt im Nu
Syritha auf den Finnlandshelden zu
Und ſchlingt um ſeinen Hals den Arm ſo weiß,
Und legt an ſeine Bruſt die Wange heiß,
Und ſchmiegt an ſeinen Panzer kalt und blank,
Den ſchönen Leib, ſo elfenhaft und ſchlank,
Und ruft mit Lächeln zu dem Helden dann:
„Nun mach' dich frei, du ſtarker Finnlandsmann!“

Da ſteht betäubt der Pavo und erblaßt,
Auf ſolchen Gegner war er nicht gefaßt,
Gebrochen iſt des Starken Rieſenkraft,
Doch jauchzt ſein Herz, wie auch ſein Arm erſchlafft.
Drauf küßt er glühend ſie auf Stirn und Mund:
„Beſiegt bin ich durch dich in dieſer Stund',
Drum iſt nun dein mein reiches Ackerland,
Dein iſt mein Haus an des Cunio Strand,
Dein iſt das Silber, ſo mein Eigentum,
Dein das Gewaffen, das des Pavo Ruhm,
Dein bin ich ſelber und dir untertan —
Wenn meine Liebe dich beglücken kann!“

Der Besserstein.

Herr Erlach und Rudi, die Junker kühn,
Sie sitzen und schwelgen beim Wein,
Die Augen flammen, die Stirnen glüh'n,
Ihr Blick starrt wie dräuend darein.

Sie schauen hinunter zum dämm'rigen Wald,
Zu Hütte und Schlößlein und See,
Da faßt es ihr Inn'res mit rief'ger Gewalt
Als wie ein tiefnagendes Weh.

„Und sollen wir immer, als hielt' uns ein Bann,
Hier schmachten im öden Gestein;
Nach Taten nur dürstet der kräft'ge Mann,
Der Greis mag der Ruhe sich weih'n.

Doch wahrlich, nicht rasten so müßig soll,
So müßig nicht rasten dies Schwert,
Nicht lang und die Sanduhr des Alten ist voll,
Und dann ist uns Freiheit beschert.

Dann mögt ihr erzittern, ihr Herren im Tal,
Der Phönix entsteigt dann der Glut,
Dann sollt ihr, ihr Gnomen, im gleißenden Stahl,
Erkennen vom Adler die Brut."

Drauf stießen zusammen die wüsten Zwei
Die Becher in trunkener Lust,
Und tranken und stießen zusammen aufs neu'
Mit flammendurchloderter Brust.

Doch als drauf am Morgen das schwelg'rische Paar
Aufschrecket der goldene Schein,
Da trat an dem Stabe, mit weißem Haar,
Ihr Vater, der greise, herein.

Der heißet ſie nehmen ſo Mantel als Schwert,
Heißt beiden zu folgen ſogleich,
Drauf geht er, zur Erde das Antlitz gekehrt,
Das Antlitz ſo finſter und bleich.

Doch ſieh', in dem Burghof da ſtehen ringsum
Die Söldner, gewappnet zumal,
Die Weiber mit Bündeln, betrübt und ſtumm,
Verſammelt in reicher Zahl.

Verwundert wohl ſchauen die Junker drein,
Der Alte doch ſchreitet durchs Tor,
Da flüſtern die beiden: „Was ſoll das ſein,
Was hat doch der Alte nur vor?“

Der aber geht ruhig hinaus zum Schloß,
Steigt nieder zum Tale den Pfad,
Es folgen die Söhne, es folgt der Troß
Der Bahn, die der Alte betrat.

Und als er gelangt an des Berges Rand,
Der Führer, da weilt er ſofort,
Und ſchaut auf die Junker und faßt ihre Hand
Und ſpricht dann zu ihnen dies Wort:

„Ihr habet bedrohet beim nächt'gen Gelag'
Den Frieden, der heimiſch im Gau,
Weil trotzend und kühn ſich erhebt vom Hag
Das Schloß eurer Väter ins Blau.

Ihr habet bedrohet, ich hört es gar wohl,
Die Täler mit Flamme und Raub,
Doch ſchwör' ich's, die niedrigſte Hütte, ſie ſoll
Durch euch nicht zerfallen zu Staub.

Jetzt blicket noch einmal hinauf zu dem Schloß,
Das einſt eure Ahnen gebaut,
Das Schloß, dem nur Adel und Tugend entſproß,
Zum letztenmal habt ihr's erſchaut.“

Drauf ſchwenket der Alte mit lautem Halloh
Hochauf in den Lüften den Hut,
Und ſiehe, da lodert, gleich Binſe und Stroh
Die Feſte in flammender Glut.

Wohl ſtarret da jedes voll Schrecken hinauf,
Erbleichend die Jünglinge ſteh'n,
Sie ſehen in Flammen das Schloß bis zum Knauf
Und glauben es kaum, was ſie ſeh'n.

Doch heller und heller die Lohe entſteigt,
Aufwirbelt's und flackert's ſo wild,
Schon ſtürzen die Mauern, der Turm ſich neigt,
Vom Rauch iſt die Sonne verhüllt.

Da wendet der Alte ſich nochmals und ſpricht:
„Das Erbe der Väter iſt hin,
Nun ſchleudert von euch, als ein Nattergezücht,
Den frechen, vermeſſenen Sinn.

Denn beſſer iſt's, daß es zerfalle zu Stein,
Und ihr ohne Heimat und Dach,
Als daß ihr drin hauſet, dem Lande zur Pein
Und eueren Ahnen zur Schmach."

Da ſtarrten beſchämt wohl die Beiden ſich an,
Der Nebel vorm Auge zerſtob,
Sie ſanken aufs Knie vor dem Edlen ſodann,
Der gerne die Reu'gen erhob.

Noch blicken des Schloſſes Getrümmer vom Rain
Hinunter ins lachende Tal,
Noch nennt es der Schweizer den Beſſerſtein,
Weil Edles begründet ſein Fall.

Der Meiſtertrunk.

Zu Hüffelsheim in der Schenke
Erſchallt ein Luſtgebraus,
Es zecht mit den Geſellen
Der Gaugraf drin im Haus.

Da iſt Herr Thann, als Zecher
Bekannt am ganzen Rhein,
Der Sponheim und der Stromberg,
Die auch nicht gram dem Wein.

Doch ſieh', auch noch ein Fremder
Tritt jetzt zur Tür herein,
Der ſcheint kein alſo froher
Geſell wie ſie zu ſein.

Ergraut ſind ſeine Locken,
Veraltet ſein Gewand,
Der ſetzt ſich, fern den Zechern,
Ganz hinten an die Wand.

Die aber kümmert wenig
Der alte, düſt're Mann,
Die ſchau'n nur in die Becher,
So tief ein jeder kann.

„Ihr Herr'n!" ruft nun der Gaugraf,
„Wohl mundet uns der Trank;
Doch laßt die Zeit uns würzen
Auch jetzt mit einem Schwank.

Seht, hier den Reiterſtiefel,
Er ragt mir bis ans Bein,
Den füll' ich bis zum Rande
Vollauf mit edlem Wein.

Und wer mit einem Zuge
Ihn leert bis auf den Grund,
Dem ſei das Schlößlein Waldeck
Zu eigen in dieſer Stund'!

Ihr wißt, das Schloß gehörte
Einſt einem tücht'gen Herrn,
Dem biedern Hans von Waldeck,
Der trank wie ihr ſo gern.

Und weil er's hat vertrunken,
Der nimmerſatte Gauch,
So ſoll's der beſte Trinker
Nach ihm bekommen auch.

Drum langt jetzt zu, ihr Herren,
Des Weins iſt wohl genug!"
So ruft der Gaugraf lachend,
„Es gilt nur einen Zug!"

Verwundert ſtarrt wohl alles
Den rieſ'gen Stiefel an,
Doch wagt von all den Zechern
Sich auch nicht einer dran.

Es ruft Herr Dhaun: „Den Becher
Leer' aus, wer will und mag!"
Der Sponheim drauf: „Ich trinke
Solch Maß nicht all mein Tag!"

Herr Stromberg kraut am Kopfe:
„Den Zug, den laß ich ſein,
Den tut wohl Hans von Waldeck
Auf dieſer Welt allein."

Da plötzlich tritt der Fremde
Zu ihnen rasch heran,
Und faßt mit kräft'gen Händen
Den Riesenstiefel an.

Und spricht: „Ihr habt's erraten,
Dazu hat er den Mut;
Denn wißt, ich bin der Waldeck,
Der den Bescheid euch tut."

Drauf setzt er ohne Säumen
Den Stiefel an den Mund
Und trinkt — und trinkt, bis dieser
Geleert bis auf den Grund.

Ha, welch Gelärm und Jubel
Erfüllt nur da das Haus!
„Das ist ein Zug, beim Geier!"
So ruft der Gaugraf aus.

„Doch wie ich's hab' versprochen,
Soll's auch gehalten sein,
Das Schloß, du wack'rer Zecher,
Ist nun für immer dein."

Da drückt der alte Ritter
Des Grafen Hand gar warm,
Dann aber sinkt er plötzlich
Dem Nächsten in den Arm.

Und lächelt im Verscheiden
Noch all die andern an:
„Den Trunk, ihr Herr'n, den hab' ich
Für Weib und Kind getan!"

Die Hexe zu Riegersburg.

Zu Riegersburg im alten Saal
Verſammelt ſitzt der Schöffen Zahl.

Vor ihnen ſteht ein bleiches Weib,
Verkümmert an Geſicht und Leib.

„Der ſchwarzen Kunſt biſt du verklagt,
Weh, wenn dein Mund zu leugnen wagt.

Viel Blumen blüh'n im Garten dein,
Doch nicht wie die auf Flur und Hain,

Doch nicht wie die in Gottes Luft,
Weit ſchöner noch an Farb' und Duft.

Ja, ſelbſt wenn Schnee die Fluren hüllt,
Erblüh'n ſie dir, von Duft erfüllt.

Bekenne drum, daß durch die Macht
Der Hölle ſie hervorgebracht."

„„Und blüh'n mir Blumen allerlei,
Die Hölle half mir nicht dabei.

Schon pflegte ich der Blumen gern,
Als ich ein Kind und euch noch fern.

Einſt kam ein Fremder, jung und hold,
Die Wang' ſo rot, das Haar wie Gold.

Der liebte auch die Blumen ſehr,
Mich aber liebt' er noch viel mehr.

Ihm folgte ich vom heim'ſchen Strand,
Zu euch ins ferne Steierland.

Die Blumen aber, die mein Glück,
Nicht konnt' ich laſſen ſie zurück.

In eure rauhe Bergesluft
Bracht' ich die Kinder, reich an Duft.

Da ſtarb, von mir noch jetzt beweint,
Der mir und meinen Blumen Freund.

Sie ſenkten ſeinen Leib hinab;
Ich pflanzte Blumen auf ſein Grab.

Ich pflanzte Blumen ſeit der Zeit,
Wie ſonſt voll Luſt, nunmehr voll Leid.

Ich pflegte ihrer ſtets mit Fleiß,
Von keiner ſchwarzen Kunſt ich weiß.

Und ſo gelang es meinem Müh'n,
Daß ſie mir ſelbſt im Winter blüh'n.""

„Das lügſt du!" drauf der Schöffe ſpricht,
„Doch nicht betörſt du das Gericht.

Drum denk' an deiner Seele Heil
Und künde uns dein ſündig Teil."

„„Bekennen kann ich nichts als das.""
Sie ſpricht's, von bittern Tränen naß.

„Wohlan, ſo ſei der Feuertod
Dein Los im nächſten Morgenrot."

Am nächſten Tag mit dumpfem Schall
Ein Glöcklein tönt hinab ins Tal.

Das Totenglöckchen wimmert laut,
Es gilt der armen Feuerbraut.

Hin führt man ſie mit Spott und Hohn,
Zu Feldbach harrt der Holzſtoß ſchon.

Da fleht das Weib: „„Ein einzigmal
Laßt mich noch ſchau'n die Blumen all!

Nur einmal laßt, erbarmt euch mein,
Mich laben noch an ihrem Schein,

Mich laben noch an ihrem Duft,
Eh' meinen Staub verweht die Luft.""

Und zu dem Gärtchen führen hin
In Ketten sie die Zauberin.

Wie blüh'n die Blumen rings umher,
Wie wogt von Düften da ein Meer.

Wie schimmert's da in Farben licht,
Aus grünem Busch, aus Lauben dicht.

Und jeder, der die Flur erblickt,
Der fühlt sein Herz von Lust entzückt.

Die schönsten Blumen aber bricht
Das Weib, betränt das Angesicht.

„„Und habt ihr mich vom heim'schen Strand
Geleitet in dies rauhe Land,

So leitet jetzt mich auch dahin,
Wo noch viel schön're Blumen blüh'n.""

Drauf wendet sie sich ab und geht,
Von ihrer Blumen Duft umweht. —

Da steigt im schwarzen Wirbellauf
Zu Feldbach eine Säule auf.

Die Säule sinkt; — sie ist dahin,
Die fremde Blumenpflegerin.

Doch ihren Kindern, groß und klein,
Entschwand hierauf so Duft als Schein.

Sie neigten sich hinab zum Staub,
Mit fahlem Stern, mit welkem Laub.

Das Gärtchen ward zum öden Grund,
Kein Blümchen triffst du dort zur Stund'.

Die drei Freier.

Es hatte ein Mägdlein der Freier drei,
Wer doch wohl der Bräut'gam von ihnen sei?

„Und wer mir das Schönste zu spenden weiß,
Dem will ich mich geben zu eigen als Preis."

Da bringt ihr der erste, was liebend er schrieb,
Ein herziges Lied auf sein herziges Lieb.

Der zweite, der bringt ihr ein Kleid von Saut,
Des Stoff gar aus Konstantinopel stammt.

Der dritte, der reicht ihr ein Ringlein fein,
Aus Golde geschmiedet gar blank und rein.

Beim ersten, da wird ihr das Aug' wohl feucht,
Doch aber die Gabe ist dennoch zu leicht.

Beim zweiten wohl heimliche Lust sie beschleicht,
Doch aber auch dieses bedünkt ihr zu leicht.

Beim dritten, da glühte ihr Wange und Blick,
Dem sinkt an die Brust sie, der hatte das Glück. —

Und Jahre entrollten in Freude und Leid,
Was ward aus den Freiern, was ward aus der Maid?

Das Mägdlein, es lebte in Sorgen und Lust,
Und preßte manch rosiges Kind an die Brust.

Dann rief sie ihr Stündlein, das Aug' ihr dann brach,
Die Freier, die folgten zum Friedhof ihr nach.

Zu Lappen vermorschte das Samtkleid so stolz,
In Goldschmiedes Tiegel das Ringlein zerschmolz.

Das Lied nur, das jener ihr liebend geweiht,
Das preist noch wie damals die herzige Maid.

Die Schönheit im Staube.

Es haben's die Fräulein vernommen,
Der Freier, der reiche, wird kommen,
„Nun laſſet uns ſorgen geſchwinde,
Daß er nach Gefallen uns finde!“

Drauf ſchmücken ſie Nacken und Hände
Mit Gold und Geſchmeid' ſich behende,
Und kämmen und waſchen und ſtrehlen,
Meint jede: Er würde ſie wählen.

Ein Schweſterchen war noch bei ihnen,
Das mußte als Magd ſie bedienen,
Sie ſagten zu dem nun mit Lachen:
„An dir iſt's, den Staat jetzt zu machen!

Zieh' ab deine Schuh' von den Füßen,
Kannſt barfuß den Werber begrüßen;
Auch wird hier der Kittel mit Flicken
Ganz gut zum Empfange ſich ſchicken.“

Da nahet der Freier in Eile,
Wem wird ſeine Hand wohl zuteile?
Wie ſchwer doch zu wählen von beiden,
So reizend, ſo ſchön im Geſchmeide.

Jetzt kommt auch die dritte, o Schande,
Barfüßig, im ſchlechten Gewande,
So wie es mit Hochmut und Prahlen
Die Schweſtern zu tun ihr befahlen.

Erblicket der Freier die Kleine:
„Wie biſt du ſo blank nur und reine,
Wie zierlich von Händen und Füßen,
Geſchaffen zum herzen und küſſen!“

Drauf ſpricht er: „Und will dir's gefallen,
So biſt du die meine vor allen,
Ja, ſchöner nicht iſt, wie ich glaube,
Die Schönheit, als wenn ſie im Staube.“

Fiſch und Vogel.

Mägdlein ſitzt an Baches Rand
Mit der Angel in der Hand,
Will ein Fiſchchen fangen,
Fiſchchen ſchwimmt wohl hin und her,
Fiſchen ſchwimmt die Kreuz und Quer,
Läßt ſich nicht erlangen.

Jägerburſch in grüner Tracht
Zieht dahin durch Waldesnacht,
Will ein Vöglein ſchießen,
Aber ach, von Ort zu Ort
Fliegt das liſt'ge Vöglein fort,
Mag von Raſt nichts wiſſen.

Und das Mägdlein ohne Ruh'
Fiſcht und fiſcht noch immerzu,
Fiſchchen wird ſchon kommen.
Jägerburſch durch Au und Flur
Folgt des flücht'gen Vögleins Spur,
Denkt, es wird ſchon frommen!

Plötzlich aber durchs Gebüſch
Sieht der Burſch das Mägdlein, friſch
Wie ein Röslein prangen,
Doch das Mägdlein ſieht auch ihn,
Will und kann doch nicht entflieh'n,
Und ihr glüh'n die Wangen.

Vöglein fliegt von Hag zu Hag,
Fiſchchen ſchwimmt, wohin es mag,
Keines ſorgt für heute,
Sitzt ja doch mit munt'rem Sinn
Jäger bei der Fiſcherin,
Späht nicht eins nach Beute.

Donauweibchen.

Die Fiſcher tanzen beim Mondenſchein,
Sie ſingen und tanzen den Ringelreih'n.

Sie tanzen am grünen Donauſtrand,
Es flattert im Winde ihr leichtes Gewand.

Da ſchallt ein Geſang aus dem ſchilfichten Hag,
Der tönet, als wär' es ein Nachtigallſchlag.

Und luftigen Schrittes ein Weibchen hold
Die Fiſcher erblicken, mit Flechten wie Gold,

Mit ſchwellenden Gliedern, geſchürzt bis ans Knie,
So Reizendes ſchaute ihr Auge noch nie.

„Wer biſt du? von wannen? was treibſt du allhier?"
„„Ich lebe vom Waſſer, juſt eben wie ihr.""

„Und lebſt du vom Waſſer, ſo reich' uns die Hand
Und tanze mit uns hier den Reihen am Strand.

So tanze und ſinge dazu uns ein Lied,
Bevor noch die Stunde des Frohſinns entflieht."

Da ſinget das Weibchen, da lagern im Nu
Die andern im Kreiſe und horchen ihm zu: —

„„Ich wohne in einem kryſtall'nen Palaſt,
Wo Nymphen den Wink mir befolgen mit Haſt.

Ich trinke aus Golde den würzigſten Trank
Und eſſe aus Schüſſeln von Silber gar blank.

Ich ſchmück' mit Korallen und Perlen mich ſchön
Und tanz' mit Geſpielen bei Harfengetön,

Und ſchlafe auf Kiſſen, die weicher wie Flaum,
Von Blumen umfächelt im gaukelnden Traum.

Doch lieber als Perle und Gold und Geſtein
Iſt mir eine Stunde beim ländlichen Reih'n,

Iſt mir eine Stunde am ſäuſelnden Strand,
Bei munterer Jugend im Fiſchergewand.""

So ſang dort das Weibchen dem horchenden Rund,
Da hüllte in Wolken der Mond ſich zur Stund'.

Und als er aufs neue die Schimmer ergoß,
Fort war da das Weibchen, ein Traum, der zerfloß.

Wohl ſtarrten die Fiſcher zum ſchilfichten Hag,
Draus aber erklang's noch wie Nachtigallſchlag.

Da wußten ſie's alle, da ward es nun klar,
Die Nixe der Donau beim Fiſchertanz war.

Und oft noch verſuchten auf heimiſchem Ried
Die Fiſcher zu ſingen der Fröhlichen Lied.

Drum klingt auch noch jetzt in den Fiſchergeſang
Solch fremder, die Herzen ergreifender Klang.

Herr Rudhart und ſein Töchterlein.

Zu Kuttenberg im Herrenhaus
Herr Rudhart ſitzt bei Sang und Schmaus.

Das volle Glas hebt ſeine Hand
Zum Preis der ſchönſten Magd im Land.

Er hebt das Glas und leert den Wein
Zum Preis — dem eignen Töchterlein.

Viel edle Herren am Tiſche ſind:
„Sprecht, wer will freien um mein Kind?

Doch muß er ſein an Silber reich,
Wie keiner ihm in Böhmen gleich.

Und führt er in ſein Haus ſie ein,
So muß dies pur von Silber ſein.

Vom feinſten Silber, weiß und blank,
So Bett als Tiſch, ſo Stuhl als Schrank,

Auf daß gleich einer Königin
Sie leben mög' und ſterben drin.

Und wer erfüllt nicht mein Begehr,
Der wag' zu freien nimmermehr.

Das ſchwör' ich bei Sankt Wenzeslaus!"
Drauf ſtürzt ſein Glas Herr Rudhart aus.

Herrn Rudharts ſchmuckes Töchterlein
Pflückt Blumen ſich im Morgenſchein,

Sie ſteckt die Blümlein an die Bruſt,
Hat nur an Malv' und Nelke Luſt.

Da tritt ein ſchmucker Knapp' ihr nah,
Noch nie ſie einen ſchönern ſah.

„Gott grüß, Gott grüß, ſchön Jungfräulein,
Was wandelt ihr ſo gar allein.

O, laßt mich geh'n an eurer Seit',
Will ſein zu eurem Dienſt bereit.

Will flechten euch manch ſchönen Kranz
Von Malv' und roten Nelken ganz."

Der Knappe mit dem Mägdlein geht,
Nach Malv' und Nelk' er ſorgſam ſpäht.

Er pflückt ihr Blumen ſchön und fein,
Solang voll Blumen ſteht der Hain.

Er ſchlingt ihr manchen Kranz ums Haupt,
Bis Herbſtwind jeden Zweig entlaubt.

Doch als der Winter kommt zumal,
Da ſind verwelkt die Kränze all.

Ein Blümchen nur blüht ihr noch treu,
Das Blümchen aber nennt ſich: Reu'.

„Mein Kind, wie ſiehſt du bleich und krank?
Wie iſt dein Schritt ſo matt und wank?"

„„Ach, Vater, daß ihr's nie gehört,
Ein Buhle hat mein Herz betört.

Dem ſchwur ich Treue bis zum Tod,
Umblüht von Malv' und Nelke rot.""

„Und ſchwurſt du ihm bei Blum' und Strauß;
So ſchwur ich bei Sankt Wenzeslaus!

Nun laß uns halten feſt und treu,
Was wir geſchworen alle zwei.“ —

Drauf läßt er tief im Bergesgrund
Aushöhlen ein Gemach zur Stund'.

Bekleiden läßt er Diel' und Wand
Mit Silber bis zum Deckenrand.

Und ſetzet Tiſch und Stuhl und Schrein
Von Silber auch ſodann hinein.

Von Silber ſchön und wunderbar
Hinſtellt er eine Wiege gar.

In dieſer liegt ein Kind darein,
Das auch geformt aus Silber fein.

Und als dies alles ſo geſcheh'n,
Heißt er mit ſich das Mägdlein geh'n.

Und führt's durch Stollen, Schurf und Schlund
Hinunter in der Zeche Grund.

Und führt es in das Kämmerlein,
So dort gehöhlt ins Felsgeſtein.

Stellt Brot und Licht ihr hin zum Fuß
Und geht dann wieder ohne Gruß.

Er geht und ſchließt das Pförtchen drauf
Und läßt's vermauern bis hinauf. —

So ſtarb in Gram und tiefem Leid
Im ſilbernen Gemach die Maid.

Das vergeſſene Lied.

Maria ſitzt und ſtimmet
Die Harfe zum Geſang,
Daß wieder ſie erfreue,
Die treue,
Durch ihren ſüßen Klang.

Es wacht ein heilig Ahnen
Ihr auf, wie Morgenſchein:
Bald zieh'n der Mutter Freuden
Und Leiden
Auch dir im Herzen ein.

Verſenkt in ſel'ge Träume
Sitzt drum Maria dort,
Läßt klingen und läßt gleiten
Die Saiten
Zum ſüßen Sangeswort.

Da iſt es ihr, als wolle
Sich mit dem Klange rein
Ein andrer Klang vermengen,
Als klängen
Bekannte Töne drein.

Die Weiſe ſoll ſie kennen,
Iſt's gleich von lange her,
Welch ſüße Melodien!
So ziehen
Mondſchimmer übers Meer.

Und tiefer ſtets durchdringet
Ihr Herz ein jeder Schall,
Und jeder ſcheint bekannter,
Verwandter
Dem innern Widerhall.

Und wie von ihrer Seele
Nun jeder Nebel flieht,
Da ſingt ſie weinend leiſe
Die Weiſe,
Die einſt: — ihr Wiegenlied.

Die Brüder.

Im Schloß des alten Grafen,
Da tönt gar bange Klag',
Daß keiner länger ſchlafen
Auf weichem Pfühle mag.

Herr Ewald hat beſchloſſen
In Ehren ſeine Bahn,
Den edlen Kampfgenoſſen
Ging er, wie ſonſt, voran.

Drum ſtehen die nun alle,
O herbes Mißgeſchick!
In düſt'rer Totenhalle
Mit tränenſchwerem Blick.

Der Knabe dort, der bleiche,
Iſt Ewalds jüngſter Sohn,
Wie hängt er an der Leiche
Und will nicht mehr davon.

„So biſt du nun für immer,
Für immer mir geraubt!
Verloren! Ach und nimmer
Schau' ich dein teures Haupt!"

Da horch, — ganz dicht daneben
Erklingt's im hellen Schall,
Als zählte einer eben
Erprobend dort Metall.

Das iſt der Erſtgeborne,
Der wühlt ſich ſatt im Gold,
Indes um das Verlor'ne
Ihm keine Trän' entrollt.

„Hat doch genug der Fromme
Genoſſen dieſer Welt,
's iſt Zeit nun, daß ich komme
Zum Mammon, der mir fehlt!“ —

Und als beim Schall der Lieder
Ihm ward das Grab beſtellt,
Da trieb's die beiden Brüder
Zu fahren in die Welt.

Der Jüng're, ſchmerzzerriſſen,
Wirft traurig ſich aufs Roß,
Und ſagt mit Tränengüſſen
Ade dem lieben Schloß.

Er zieht im ſchlechten Kleide
Hinaus gar arm und ſchlicht,
Sein köſtlichſtes Geſchmeide
Iſt die erfüllte Pflicht.

Doch ſchlecht nur kann verſtellen
Der andre ſeine Luſt,
Denn tauſend Bilder ſchwellen
Mit Hoffnung ihm die Bruſt.

Die Säckel vollgefüllet
Mit Gold und mit Juwel,
In Purpurs Rot gehüllet
Sprengt er zu Tale ſchnell.

So ziehen beide Brüder
Dahin im raſchen Trott,
Doch ſchaut auf beide nieder,
Weh', Sünder, dir! — ein Gott! —

Und fort durch Wald und Heiden
Treibt jeden ſein Entſchluß,
Da wälzt mit eins vor beiden
Sich grollend hin ein Fluß.

Und wie ſie da auch ſpähen
Nach Oſten und nach Weſt,
Kein Steg iſt zu erſehen,
Kein Boot ſich blicken läßt.

Da ſetzen die Geſellen
Keck in die Flut hinein,
„Ihr Wellen, liebe Wellen,
O wollt uns günſtig ſein.“

Und wie nun fern vom Raine
Sie Wog' auf Wog' umrollt,
Da fühlt der böſe Eine
So ſchwer des Vaters Gold.

Es zieht ihn wie mit Ketten
Im Säckel das Gewicht,
Gern würf' er's, ſich zu retten,
Hinweg, doch kann er's nicht.

Und immer mehr erſchweret
Sich fort und fort die Laſt,
Bei jedem Schritte mehret
Sich ſeine Angſt und Haſt.

Der Jüng're aber reitet
Gar ſorglos durch die Flut,
Und Mann und Roß umgleitet
Des Abends roſ'ge Glut.

Und aus den Wogen lenket
Er bald zu feſtem Grund,
Juſt als den andern ſenket
Sein Gold hinab zum Schlund.

Die vierte Stimme.

Es lebten einſt vier Freunde,
Die liebten ſich gar ſehr;
Sollt' einmal einer fehlen,
Ging's wohl den andern ſchwer.

Die hielten aneinander,
Wie's immer mochte ſein,
Die ſangen miteinander
Im lieblichſten Verein.

Sie ſangen ſchon ſeit Jahren,
Erfaßt von inn'rem Drang,
Und manch ein Herz erquickte,
Erhob ſchon ihr Geſang.

O weh, da kam den vieren
Gar eine böſe Stund',
Denn einer ward entriſſen
Für immer ihrem Bund.

Den trugen ſie zu Grabe
Mit Tränennaß und Flor,
Und klagten, daß verloren
Für immer ihr Tenor.

Drauf ſchwiegen wohl gar lange
Die ſchwerbetrübten drei,
War doch die vierte Stimme
Nicht mehr wie ſonſt dabei.

Doch als ſich nun gemildert
Ihr Schmerz um den Verluſt,
Und ſie nun wieder ſangen
Voll Wehmut in der Bruſt,

Da ward es einem jeden,
Als töne wie zuvor
Des vierten helle Stimme
Vernehmbar an das Ohr.

Wohl ſtarrten bleich und ſtaunend
Die drei einander an,
Allein es ſcholl die Stimme,
So oft ihr Lied begann.

Sie ſcholl, als wär' der Tote
Entſtiegen ſeinem Bett,
Daß jeder dacht' zu hören
Ihr früheres Quartett.

Da ſanken in die Arme
Die drei ſich ohne Wort —
Was recht zuſamm'geklungen,
Das klingt für immer fort.

Der Botaniker.

Vor dem Pflanzenbuche der Alte ſaß,
Beſchauend die Blumen, die bleichen,
Die er in der Blüte zuſammenlas,
Und die nun vertrocknet zu Leichen.

Wie er ſie gefunden von Jahr zu Jahr
Und ſorgſam im Buch' auch verwahret,
Die Farbe iſt fahl — und fahl iſt ſein Haar,
Mit Schmerz er's an beiden gewahret.

Ein Pflänzchen nur dünkt ihm noch friſch und licht,
Als wär' es vom Taue getränket —
Es iſt ein ſchlechtes Vergißmeinnicht,
Das einſt ihm die Liebſte geſchenket.

Das Kind in der Wolfsschlucht.

Zur Wolfsschlucht eilt, von Angst erfaßt,
Der Jäger hin in wilder Hast,
Sein Kind verlor sich aus dem Haus,
Zur wilden Wolfsschlucht lief's hinaus.

„Weh, weh, mein armes, armes Kind!"
Der Jäger heult's in Nacht und Wind,
„Die Mutter erst und jetzt auch dich! —
Wer rettet vor Verzweiflung mich?"

Und suchend irrt er durch die Nacht,
Der Sturmwind braust, die Föhre kracht,
Wild flockt der Schnee ihm ums Gesicht,
Doch ach, sein Kind — er findet's nicht.

„So mußtest du, o herbe Pein,
Ein Opfer jener Wüt'gen sein,
Und warst so lieblich, warst so zart,
Und nun zerfleischt so grauser Art.

Ach, fänd' ich, wenn schon tot und wund,
Nur deine Leiche noch im Schlund,
Daß zu der Mutter in das Grab
Ich legen könnt' ihr Kind hinab."

Und wieder in der Klüfte Grau'n
Steigt er, das Schrecklichste zu schauen,
Hu, wie nur springet da voll Scheu
Das Wolfsgezücht' an ihm vorbei.

„Hilf Gott! — dort liegt das Knäblein ja! —
Weh mir! — was ich gedacht, geſchah! —
Doch wie? — es regt ſich, rafft ſich auf?
Zum Freuderſtarrten kommt's im Lauf,

„Mein Kind! — mein Kind! — und unverſehrt!
Wer iſt's, der dieſes mir erklärt?! —
Wer hat beſchirmt dich vor der Wut
Der grimmen, wilden Wolfesbrut?“ —

„Wie, Vater“ — drauf das Knäblein ſpricht,
„Erblickteſt du die Mutter nicht?
Juſt ſchwand ſie — ach, wie ſanft und gut
Hatt' ich in ihrem Schoß geruht.“

Die beiden Mütter.

Es wandelt ein Weib durch Wald und Nacht,
Im Arme ſchläft ihr ein Knäblein ſacht;
Ihr Mann liegt erſchoſſen auf blut'gem Feld,
Sie wandert allein in die weite Welt.

Sie wandert wohl durch Geſtrüpp und Wald,
„Huſch, huſch, wie ſauſt der Wind ſo kalt!
Mein armes Kindlein, dich friert's wohl ſehr?
Und hab' nur die flatternden Lappen mehr!“

So wandert ſie hin, im raſchen Gang,
In der weiten Öde, da wird ihr's bang',
Die Nacht nur ſchauert, es blinkt kein Schein,
Ihr Fußtritt ſchallt durch den Wald allein.

Da kommt's durch das Dunkel ſo leicht und ſacht,
„O Himmel! — was läuft durch die öde Nacht?“ —
Eine Wölfin iſt's, die der winſelnden Brut
Eine Beute ſucht für des Hungers Wut.

Hell funkelt das Aug' ihr, ein grüner Stern,
Mit Schaudern erſieht es das Weib von fern.
O, jetzt nur enteile, verbirg dich geſchwind,
Du arme Mutter mit deinem Kind!

Fort fliegt wohl das Weib auf wüſter Bahn,
Doch ihr nach eilt die Wölfin, mit gier'gem Zahn,
Erwittert ſchon hat die der Flücht'gen Spur,
Nun rettet dich Gott im Himmel nur!

Und nahe ſchon iſt ihr das Ungetüm,
Schon hört ſie es ſchnauben mit Hungersgrimm,
Da birgt ſie das Kind in der Zweige Hut
Und wirft ſich entgegen des Raubtiers Wut.

Wohl krallt es ſich wütig an ihren Leib,
Doch wüt'ger noch ringt mit der Wölfin das Weib,
Sie ringen und ringen wohl ohne Raſt,
Zwei Mütter ſind's ja, die ſich erfaßt.

Die eine, die ringt für der Ihren Not,
Die andre, zu retten ihr Kind vom Tod,
Und keine will laſſen die andre im Kampf —
Noch halten ſich beide — im Todeskrampf.

Am Morgen wohl fand, unter Zweigen lind,
Ein Jäger noch ſchlummernd das zarte Kind,
Er ſah die erwürgten Zwei dort am Rain,
Und that für das Knäblein ein Vater ſein.

Ein Friedhofsgang.

Beim Totengräber pocht es an:
„Mach' auf, mach' auf, du greiſer Mann!

Tu' auf die Tür' und nimm den Stab,
Mußt zeigen mir ein teures Grab."

Ein Fremder ſpricht's mit ſtrupp'gem Bart,
Verbrannt und rauh, nach Kriegerart.

„„Wie heißt der Teure, der euch ſtarb,
Und ſich ein Pfühl bei mir erwarb?""

„Die Mutter iſt es, kennt ihr nicht
Der Marthe Sohn mehr am Geſicht?"

„„Hilf Gott, wie groß, wie braun gebrannt,
Hätt' nun und nimmer euch erkannt.

Doch kommt und ſeht, hier iſt der Ort,
Nach dem gefragt mich euer Wort.

Hier wohnt, verhüllt von Erd' und Stein,
Nun euer totes Mütterlein.""

Da ſteht der Krieger lang und ſchweigt,
Das Haupt hinab zur Bruſt geneigt.

Er ſteht und ſtarrt zum teuren Grab
Mit tränenfeuchtem Blick hinab.

Dann ſchüttelt er ſein Haupt und ſpricht:
„Ihr irrt, hier wohnt die Tote nicht.

Wie ſchlöſſ' ein Raum ſo eng und klein
Die Liebe einer Mutter ein?"

Das Erkennen.

Ein Wanderburſch mit dem Stab in der Hand
Kommt wieder heim aus dem fremden Land.

Sein Haar iſt beſtäubt, ſein Antlitz verbrannt;
Von wem wird der Burſch wohl zuerſt erkannt?

So tritt er ins Städtchen, durchs alte Tor,
Am Schlagbaum lehnt juſt der Zöllner davor.

Der Zöllner, der war ihm ein lieber Freund,
Oft hatte der Becher die beiden vereint.

Doch ſieh' — Freund Zollmann erkennt ihn nicht,
Zu ſehr hat die Sonn' ihm verbrannt das Geſicht.

Und weiter wandert, nach kurzem Gruß,
Der Burſche und ſchüttelt den Staub vom Fuß.

Da ſchaut aus dem Fenſter ſein Schätzel fromm,
„Du blühende Jungfrau, viel ſchönen Willkomm!“

Doch ſieh' — auch das Mägdlein erkennt ihn nicht,
Die Sonn' hat zu ſehr ihm verbrannt das Geſicht.

Und weiter geht er, die Straß' entlang,
Ein Tränlein hängt ihm an der braunen Wang'.

Da wankt von dem Kirchſteig ſein Mütterchen her,
„Gott grüß' Euch!“ — ſo ſpricht er, und ſonſt nichts mehr.

Doch ſieh' — das Mütterchen ſchluchzet voll Luſt:
„Mein Sohn!“ — und ſinkt an des Burſchen Bruſt.

Wie ſehr auch die Sonne ſein Antlitz verbrannt,
Das Mutterang' hat ihn doch gleich erkannt.

Die Kinder.

Der Vater fällt den Eichenbaum,
Die Mutter ſpinnt im Hüttenraum,
Sie dreht das Rädchen dort mit Fleiß,
Es ſtrömt ihr von der Stirn der Schweiß;
Die Kinder ſcherzen und ſpielen.

Der Vater hat ein Erb' getan,
Herrſcht nun im Schloß, ein reicher Mann,
Die Mutter lacht beim frohen Mahl,
Die Zymbel gellt zum Goldpokal;
Die Kinder ſcherzen und ſpielen.

Was pfeift durchs Schloß ſo wild der Wind?
Ei ſagt, wo Dach und Fenſter ſind?
Das Schloß der Flamme Opfer war,
Auf Trümmern weint das Ehepaar;
Die Kinder ſcherzen und ſpielen.

Der Vater ſteht im Hinterhalt
Als Räuber dort im finſtern Wald,
Des Wandrers lauernd, der da geht,
Um Brot ſein Weib am Wege fleht;
Die Kinder ſcherzen und ſpielen.

Was rennt das Volk und ſtrömt zu Hauf? —
Ein Mörder ſchließt den Lebenslauf;
Wie blitzt das Schwert von Blut ſo rot!
Am Wege liegt die Mutter tot —
Die Kinder ſcherzen und ſpielen.

Des Urgroßvaters Gesellschaft.

Sie waren alle zum Tanzplatz hinaus,
Der Urgroßvater nur sitzt zu Haus.

Der sitzt so betrübt im Winkel allein:
„Wer wird nun mir Armen Gefährte sein?

Jetzt dreh'n sie sich draußen mit heißem Gesicht,
Doch des Greises zu Hause gedenken sie nicht.

Die Ältern, die lachen und scherzen viel
Beim blinkenden Becher, bei Sang und Spiel.

Die Kleinen, mit ihrem blonden Haar,
Die meinen, sie seien im Himmel gar.

Der Philax selbst ist mit ihnen fort,
Er weiß, es gibt manchen Bissen dort.

Nur ich — ich sitze vergessen, allein,
Dem Alten mag niemand Gefährte sein!"

Da schallt's an sein Ohr im lauten Gewirr':
„Was klagst du, Alter, wer sind denn wir?"

Und wie flüchtige Geister umtanzt ihn ein Reih'n,
Der schlinget in rosige Bande ihn ein,

Und schmieget an ihn sich, so tröstend und warm,
Und schlingt um den Greis den ätherischen Arm.

Da neigt sich zu ihm wohl manch holdes Gesicht,
Mit blühenden Wangen und Augen so licht;

Da herzt's ihn ſo milde, da koſt's ihn ſo lind,
So ſitzt unter Engeln das träumende Kind.

Und als nun die Jungen vom Kirmeßtanz
Heimkommen, gar matt, mit verwelktem Kranz,

Wie iſt da der Greis ſo vergnügt und froh,
Sie ſahen den Lieben ſchon lang' nicht ſo.

Die Stirn, die gefurchet das Alter ihm hat,
Wie iſt die nur jetzt ſo verkläret und glatt.

Und fragt ihr, was ſo ihm erhellet den Sinn?
Das waren die Stunden, die längſt ſchon dahin,

Das waren die heiligen Stunden der Luſt,
Die wieder umſpielt die erſtorbene Bruſt.

Die Mutter im Grabe.

Es ſchlummert die Mutter im Grabe ſtill,
Nichts mehr von der Erde ſie wiſſen will.

Drei Waiſen doch ließ ſie auf ihr zurück —
Die waren ihr Leben, ihr irdiſches Glück.

Zwei Mägdlein gar hold und ein blühend Kind,
Die all ſie betreut und geherzt ſo lind.

Und als ſie verſcharrt in dem engen Haus,
Da wandeln die Schweſtern zum Grab hinaus.

Die erſte, die ſchluchzet im tiefſten Schmerz,
Faſt will's ihr zerſprengen das wunde Herz.

Die zweite vergebens nach Tränen ringt,
„O, läg' ich bei dir, wenn die Lerche ſingt!"

Die jüngſte nur ſpielt mit den Blümlein fein,
„Ach, ſagt doch, wo mag nur die Mutter ſein?"

Und als da die erſte ſo brünſtig weint,
Die Mutter im Grab ſich zu regen ſcheint.

Und wie drauf ihr Weh gibt die zweite kund,
Da ſcheint es, als ſeufze der Toten Mund.

Als aber das Kindlein die Frage tut,
Da netzt ſich die Wang' ihr mit heißer Flut.

Die böſe Hand.

Es lag Frau Mettas böſer Knab'
Verſenket in des Friedhofs Grab
Bereits ſeit dreien Tagen,
Als man des Toten ſtarre Hand
Dem Hügel ſah entragen.

Die Hand, wer ſchaudert nicht darob,
Die er nach ihr zum Schlag erhob,
Sie wühlte ſich zum Lichte,
Auf daß ſie noch im Tod die Schuld,
Die ſie verübt, berichte.

Vergebens decket man ſie zu,
Nicht hat ſie mehr im Grabe Ruh',
Vergebens ſenkt die Leiche
Man tiefer noch, die Hand entringt
Sich ſtets dem nächt'gen Reiche.

Und jeder, der die böſe Hand
Erſchaut dort an des Hügels Rand,
Der flieht den Ort mit Schaudern,
Frau Metta nur kann nicht entflieh'n
Und weilt am Grab mit Trauern.

„Verzeihe, was mein Kind getan,
Und nimm, o Herr, es gnädig an,
Erlaß ihm ſeine Sünden!"
So fleht ſie wohl zu jeder Stund',
Doch will die Hand nicht ſchwinden.

Und alſo flehend Tag für Tag
Am Grab die arme Mutter lag,
Bis ſpät die Sterne blinken,
Doch ach, die Hand, die Hand bleibt da,
Will nicht ins Grab verſinken.

Und als nun von der böſen Hand
Sich das Gerücht verſtreut im Land,
Da kommt das Volk in Scharen
Herbei zum Grab, und ſteht und ſtaunt
Mit aufgeſträubten Haaren.

Und jeder, der die Hand erblickt,
Ein brünſtig Wort zum Himmel ſchickt:
„Vergib ihm, Herr, die Sünden!“
Doch ach, die Hand, die Hand bleibt da
Und will nicht wieder ſchwinden.

Da fleht auch an dem grauſen Ort
Ein Prieſter einſt, der Gottes Wort
Mit Eifer ſtets verkündet:
„Eröffne, Herr, was doch die Hand
Der ſtrengen Haft entbindet.“

Und als die Andacht das Gemüt
In heil'gen Flammen ihm durchglüht,
Da wird's ihm innen helle,
Und voll Vertran'n auf Gott erhebt
Der Greis ſich von der Stelle,

Und ſpricht zur Mutter hingewandt:
„Gezüchtigt haſt du nie die Hand,
Die ſich nach dir erhoben,
Drum zücht'ge jetzt ſie bis aufs Blut,
Da du's ſo lang verſchoben.

Dort von dem Strunke brich mit Haſt
Herunter dir den trocknen Aſt
Und tu', wie ich dir ſage;
Nur Buße tilgt ſo ſchwere Schuld,
Sie tilgt nicht Trän' noch Klage."

Und mit der Birkenrute naht
Frau Metta, nach des Prieſters Rat,
Die böſe Hand zu ſtrafen,
Doch ach, der Mutter Arm erſchlafft,
Bevor die Streiche trafen.

Doch auf des Prieſters mahnend Wort
Entrafft ſie ſich aufs neu ſofort,
Wenn auch zum Tod entſetzet,
Und ſchlägt und ſchlägt die böſe Hand,
Bis ſie mit Blut ſich netzet.

Und wie ſie führet Streich um Streich,
Sieh', da verſchwindet alſogleich
Die Hand vor ihren Blicken,
Und machtlos ſinkt ſie hin, es will
Ihr faſt das Herz erdrücken.

Doch als Frau Metta wieder ſich
Erholet und das Grauen wich,
Und Tröſtung wird ihr Sehnen,
Da pflanzt ſie auf des Knaben Grab
Den Zweig mit heißen Tränen.

Und ſieh', der Zweig, er dorrt nicht ein,
Er wurzelt feſt in Erd' und Stein,
Und treibet Sproß auf Sproßen,
Bis er zum Bäumchen ſchlank und grün
Gar bald iſt aufgeſchoſſen.

Und alſo wuchs er immerdar
Mit friſcher Kraft von Jahr zu Jahr,
Ein mahnend ernſtes Zeichen,
Und wuchs heran zum rieſ'gen Baum,
Dem wen'ge andre gleichen.

Und immer iſt er noch zu ſchau'n,
Ein Warnungsbaum, zu dem mit Grau'n
Sich nur die Kinder wagen,
Und wird der Sündenbaum genannt
Bis jetzt zu unſern Tagen.

Der Weg zum Paradiese.

„Was will das Kind nur wieder
Am Spittel vor dem Tor,
Was pocht es doch nur immer
Und wimmert so davor?“

„„Ich suche meine Mutter,
Ach, laßt zu ihr mich ein,
Sie trugen vor zwei Monden
Zu euch sie ja hinein.““

„Du armes, armes Mädchen,
Du dauerst mich wohl sehr,
Doch Deine Mutter findest
Da nun und nimmermehr.

Die liegt seit sieben Tagen
Bereits im kühlen Grund“,
So spricht der alte Pförtner
Und schließt das Tor zur Stund'.

Wohl steht da vor dem Spittel
Das Kind und weint und klagt,
Denn nimmer hat's verstanden,
Was jener ihm gesagt.

Dann schleicht es still und trauernd
Zurück, woher es kam,
Zur Alten, die es pfleget,
Seit Gott die Mutter nahm.

Doch schon am Morgen wieder
Steht's vor dem Spittel dort,
Und pocht sich wund die Händchen
Und will vom Tor nicht fort.

„O Pförtner, schlimmer Pförtner,
O laß zum Tor mich ein,
Kann ja daheim nicht bleiben,
Wenn fort das Mütterlein."

„„Dein Mütterlein, du Ärmste,
Für immer dich verließ,
Denn wiss' es nur, sie wohnet
Ja jetzt im Paradies.""

Drauf schließt das Tor er wieder,
Da steht allein das Kind,
Und sinnt: wie's nur die Straße
Zum Paradiese find'.

Und fort mit nacktem Füßchen,
Im Röckchen, dünn und leicht,
Geht's dann auf stein'gem Pfade
Das Aug' von Tränen feucht.

Und freundlich frägt es jeden,
Der seinem Weg sich naht:
„Wo ist zum Paradiese,
O sagt, der rechte Pfad?"

Doch jeder spricht: „Ho! Kindchen,
Dein Weg ist rauh und weit,
Geb' Gott in seiner Milde
Dahin dir das Geleit."

Doch kann auch keiner künden
Ihm, wo der teure Ort,
So geht doch unaufhaltsam
Das Mägdlein fort und fort.

Schon sinkt mit seinen Schauern
Herab die finst're Nacht,
Da faltet fromm die Händchen
Das Kind und betet sacht.

Dann hinter gold'nen Garben
Puppt ſich die Kleine ein,
Bis wieder mild umſchimmert
Das Feld der Sonne Schein.

Und wieder geht ſie weiter
Und fleht: „O ſaget an,
Wo ich zum Paradieſe
Den Weg nur finden kann?"

Da dauert wohl den Leuten
Das Kind in ſeiner Not,
Manch eine fromme Mutter
Beſchenkt's mit Obſt und Brot.

So wandert immer weiter
Von Ort zu Ort das Kind;
Schon ſind ihm wund vom Gehen
Die Füßchen, zart und lind.

Zerrauft ſind ſeine Härchen,
Die Wänglein hohl und blaß,
Sein dünnes Röcklein träufelt,
Wie iſt's vom Regen naß.

So ſind an vierzehn Tage
Entfloh'n im Lauf der Zeit,
Seit fort das Kind gewandert
Vom Vaterhaus ſo weit.

Und immer mehr entſchwindet
Dem Ärmſten Mut und Kraft,
Kaum kann ſich's fort mehr ſchleppen
Auf ſeiner Pilgerſchaft.

Doch ſieh', da ragt ein Kloſter
Zum Wolkenzelt hinauf,
Im Morgenſchimmer flimmert
Der Türme gold'ner Knauf.

Dahin ſchleppt ſich die Kleine,
Dort ſucht ſie Rat und Troſt,
Schon lehnt ſie müd' am Tore
Und pocht, durchbebt vom Froſt.

Wohl tritt da eine Nonne
Heraus zum Tor geſchwind,
„Was ſuchſt du ſo verlaſſen
Bei uns, du armes Kind?"

„„Ich ſuche meine Mutter,
Die mich zum Leid verließ,
Und kann den Weg nicht finden
Zu ihr ins Paradies.""

„Du arme, arme Waiſe",
So ſeufzt die Gottesbraut,
Und führt hinein die Kleine,
Die fragend zu ihr ſchaut.

Doch ach, wie da nur rüttelt's
Mit eins das Kind ſo wild,
Hinſinkt's, zum Tod ermattet,
Ein ſterbend Engelsbild.

Wohl eilen all die Schweſtern
Voll haſt'ger Sorg' herbei,
Geſchäftig fromm ihm bringend
Manch kräft'ge Arzenei.

Und jede drängt mit Weinen
Sich zu dem Kindlein ſüß,
Doch ſchon hat das gefunden
Den Weg zum Paradies.

Kinderleben.

Räder brauſen,
Spindeln ſauſen,
Schrauben knarren,
Schaufeln ſcharren,
Kolben ſtampfen,
Röhren dampfen,
Eſſen ſpeuchen,
Schlöte rauchen,
Und dazwiſchen, jung und ſchön,
Sieh', ein Kind mit blonden Haaren,
Unter tödlichen Gefahren,
Bei betäubendem Getön.

Fördernd ſeines Herrn Gewinn,
Tut es, wie man ihm befohlen,
Blickt zuweilen nur verſtohlen
Nach dem Nachbarkinde hin.

So vom frühen Morgenlicht
Sitzt es auf dem Marterſtuhle,
Zieht die Schrauben, dreht die Spule,
Bis die Nacht ſein Aug' umflicht.

Kraftlos ſchleppt ſich's dann nach Haus,
Kargen Lohn den Eltern bringend,
Die, mit Froſt und Hunger ringend,
Ängſtlich ſpäh'n nach ihm hinaus.

Räder brauſen,
Spindeln ſauſen,
Schrauben knarren,
Schaufeln ſcharren,

Kolben ſtampfen,
Röhren dampfen,
Eſſen ſpauchen,
Schlöte rauchen,
Und ſo findet jeder Tag,
Findet jeder Mond die Kleine,
Ob ſie lächle oder weine,
Wen ſolch Kind auch kümmern mag?

Traf der Fluch es doch, die Pein,
Schon in ſeines Seins Beginne
Eine lebende Maſchine
Bis zum frühen Tod zu ſein.

Kurze Zeit nur fröhnt's der Pflicht
Und ſchon iſt von ſeinen Wangen
All das friſche Rot vergangen,
Aber man bemerkt es nicht.

Wie nur ringt die zarte Bruſt
Nach Erholung, doch vergebens,
Denn es frißt am Kern des Lebens
Ein Vampir, das Wort: Du mußt!

Räder brauſen,
Spindeln ſauſen,
Schrauben knarren,
Schaufeln ſcharren,
Kolben ſtampfen,
Röhren dampfen,
Eſſen ſpauchen,
Schlöte rauchen,
Aber ſieh', die Kleine ſitzt
Nicht mehr dort; auf ihrem Stuhle
Dreht ein andres Kind die Spule,
Wo nur weilt das Mädchen itzt?

Ach, — daheim, durchwühlt von Weh,
Liegt's in armutnackter Hütte,
Hingeſtreckt auf fauler Schütte,
Hohl das Aug', die Wang' wie Schnee.

Und das greiſe Elternpaar
Steht verzweiflungsvoll daneben,
Schluchzt um ſeines Kindes Leben,
Das ihm ſein Erhalter war. —

Räder brauſen,
Spindeln ſauſen,
Schrauben knarren,
Schaufeln ſcharren,
Kolben ſtampfen,
Röhren dampfen,
Eſſen ſpeuchen,
Schlöte rauchen,
In des Kindes Phantaſien,
Langſam mordend noch durch Wochen
Und das Knöſpchen iſt gebrochen,
Eh's zur Blume war gedieh'n.

Der alte Dorfſpielmann.

Es zieht ein armer Muſikant
Dahin auf ſtaub'ger Straße,
Mit ſeines Rockes Lappen ſpielt
Der Wind als wie zum Spaſſe.

„Wohin, wohin, du alter Knab'?
Zu alt nun ſchon zum Wandern,
Bleib hübſch beim Ofen du daheim,
Und laß das Geh'n den andern."

Der heit're Alte aber ſpricht:
„Das kann ich trau'n mit nichten,
So lang' ich leb', will ich die Pflicht,
Die ich gewohnt, verrichten.

Seit dreißig Jahren kennt mich ſchon
Zu Friedberg die Gemeinde,
Das Kirchlein und mein Inſtrument
Sind gar vertraute Freunde.

Zwar wird mir ſauer jetzt der Weg,
Den ich einſt flink gezogen,
Seit, ach, der Jahre Wucht mir hat
Den Leib ſo krumm gebogen;

Doch kommt heran der Tag des Herrn,
Läßt mich's daheim nicht weilen,
Zu meinem Kirchlein muß ich zieh'n,
Und regnet es mit Pfeilen."

Der Alte ſpricht's und wanket fort,
Ein Bild zum Lächeln kläglich,
Doch zieht er fort den Pfad und müht
Dabei ſich ab unſäglich.

Er geht und geht, ach fast vermag
Er weiter nicht zu schreiten;
Da hört er's schon zum Dienst des Herrn
In Friedbergs Kirchlein länten.

Aufrafft er jetzt die letzte Kraft,
Schleppt fort die müden Glieder,
Bis er im niedern Chore sitzt
Vor seinem Pulte wieder.

Schon gibt der Kantor dort den Takt,
Und seine Töchter singen,
Daß Chor und Schiff vom Lob des Herrn
Gewaltig widerklingen.

Der Alte auch nicht müßig sitzt
Und streichet nach Vermögen,
Bis mit dem Venerabile
Der Priester gibt den Segen.

Da, seine Geige unterm Arm,
Neigt er zum Pult sich nieder,
Und ach, es übermannt der Schlaf
Die müden Augenlieder.

Schon hebt der Sang aufs neue an,
Es tönen Baß und Geigen,
Der alte Fiedler nur allein
Verharrt in seinem Schweigen.

Am Arme rüttelt wohl den Greis
Der Kantor, der behende,
„Wo steckt der Prim, hört er denn nicht?
Das Sanktus geht zu Ende!"

Doch der bleibt ruhig auf sein Pult
Gelehnt, vom Schlaf umschattet —
Die Englein trugen ihn hinauf,
Er war zu sehr ermattet.

Der Kaiſer ſchläft.

Vor Ligne ſteht der Franken Heer,
Bereit die Schlacht zu ſchlagen,
Im Morgenlicht blitzt Helm und Wehr
Und hoch die Adler ragen.

Auf der Kanone aber liegt
Ganz ohne Harm und Kummer
Der Frankenkaiſer, eingewiegt,
Nach langer Wacht, vom Schlummer.

Und ſieh, da ſtäubt's von Schanz und Wall,
Da flammt es in den Weiten,
Da rollt es her im ſchweren Schall,
Wie wildverworrnes Streiten.

Auf heißen Roſſen fliegen ſchon
Heran die Adjutanten,
Kanonenſchall, Trompetenton
Ringsum zum Aufbruch mahnten.

„Der Feind bricht los, die Schlacht beginnt,
Schon blitzt es in der Runde,
Auf, weckt den Kaiſer nun geſchwind!“
So tönt's von Mund zu Munde.

Die Garden aber ſteh'n beſtürzt:
„Er hat es nicht befohlen
Und wer den Schlummer ihm jetzt kürzt,
Dürft' ſchlimmen Lohn ſich holen.“

Und wieder naht's in Waffen hell,
Von luft'gem Roß getragen:
„Erweckt den Kaiſer, weckt ihn ſchnell,
Sonſt wird das Heer geſchlagen!“

Doch keiner waget dies zu tun,
Und gelt' es eine Krone,
Und aller Augen bangend ruh'n
Auf ihn und der Kanone.

Und laut und lauter tobt der Kampf,
Staub hüllt die grauſe Bühne,
Da wachet unter Knall und Dampf
Mit einmal auf der Kühne.

Nicht wundert's ihn, daß wild ins Ohr
Ihm donnern die Geſchoſſe,
Und ruhig hebt er ſich empor
Und ruft nach ſeinem Roſſe.

Da nimmt er die Beſtürzung wahr
Und ſpricht: „Wie, meine Braven,
Ihr konntet bangen vor Gefahr,
Und ſaht — den Kaiſer ſchlafen?“

Stiller Ritt.

Der Mond ſchaut fahl und düſter
Auf Moos und Felsgeſtein,
Ein ſchauriges Geflüſter
Durchhallt den öden Hain.

Da naht zu Roß ein Krieger,
Vom Schlaf halb eingewiegt,
Er naht, ein kühner Sieger,
Und dennoch als beſiegt.

Denn unterm Küraß fließet
Hinab ſein wärmſtes Blut,
Und keine Hand verſchließet
Den Quell von dieſer Flut.

So zieht er hin im Sterben
Mit blutbeflecktem Kleid,
Die Raben ſeine Erben,
Sein Grab die öde Heid'.

So zieht er ſtumm, alleine,
In kühler Winde Weh'n,
Da meint er noch die Eine,
Die fern ihm iſt, zu ſeh'n.

Ihn deucht, als wink' hinüber
Sie ihm, ſo hold, ſo mild,
Doch trüber, immer trüber
Umflort's das teuere Bild.

So trug das Roß ihn weiter,
Mit langſam leiſem Schritt,
Als längſt ſchon ſchlief der Reiter —
Das war ein ſtiller Ritt.

Erhörung.

Auf der Streu im Spittel wimmert
Fieberkrank ein Reitersmann;
Durch die engen Fenster schimmert
Hell der Tag vom Frühlingsplan.
Horch, da zieht des Heeres Macht
Draußen hin zur blut'gen Schlacht,
Und hinein zu düstern Hallen
Dringet der Trompete Schallen.

Mühsam von dem Lager hebet
Da der Reiter sich und lauscht,
Und sein Herz, wie neu belebet,
Glüht, von Kampfeslust berauscht;
Aber seiner Nerven Kraft
Hat das Fieber hingerafft
Und zurück aufs Lager wieder
Sinkt er bleich und machtlos nieder.

Drauf wohl streckt er beide Hände
Himmelwärts in tiefer Pein:
„Herr, nur hier laß nicht mein Ende,
Hier nur nicht, im Spittel sein!
Nicht, ein Feiger siech und schlecht,
Nein, als Streiter im Gefecht,
In des Kampfes heil'gem Werben,
Herr und Vater, laß' mich sterben!"

Und es schaut manch Aug' mit Tränen
Auf des armen Kriegers Not,
Ach, umsonst ist all dein Sehnen,
Festgebannt hält dich der Tod;

Nimmer aus dem düstern Haus
Trittst du in die Welt hinaus,
Nimmer wird dein Roß dich tragen,
Deine Stunde hat geschlagen.

Tröstend aber zu ihm neiget
Sich ein Greis im Mönchstalar,
Der nun spricht: „Der Himmel zeiget
Seine Macht oft wunderbar,
Darum mögt ihr voll Vertrau'n
Aufwärts zu dem Vater schau'n;
Was unmöglich scheint auf Erden,
Durch den Herrn kann's möglich werden!"

Und zu dumpfem Schlafe sinket
Auf das Pfuhl der Reiter hin.
Horch! — nun schlägt's! — der Würger winket —
Schaut, da hat des Kriegers Sinn
Wild erfaßt des Wahnsinns Glut,
Und um sich, mit aller Wut,
Sieht er jetzt die Schlacht erglühen
In des Fiebers Phantasien.

Und sein Roß mit scharfen Hufen
Wühlt voll Ungeduld den Sand,
„Rechts geschwenkt!" die Führer rufen —
Krampfhaft zuckt des Siechen Hand —
Und in blitzesschnellem Flug
Wirft herum sich Zug um Zug,
„Vorwärts!" schallt es — und vom Hügel
Geht's hinab auf Sturmesflügel.

Und Schwadronen auf Schwadronen —
Hei, wie saust und braust das vor;
Ringsum donnern die Kanonen,
Und vorüber pfeift's am Ohr.

„Vor, nur vor, mein braves Roß!“
Jubelnd folgt ihm nach der Troß,
Wie auch rings die Kugeln ſauſen,
In des Todesſchlundes Grauſen.

„Nach, mir nach! — Die Bahn iſt offen!“
Weh', da pfeift ein tötend Blei,
„Herr, mein Gott, das hat getroffen!“ —
Drüber, neben ſauſt's vorbei,
„Vorwärts! — unſer iſt der Sieg!“
Und er ſinkt — die Lippe ſchwieg —
Alſo ſtarb auf ſeinem Pfühle
Er als Held im Kampfgewühle.

Appell.

Hinſprengen die Reiter, es bebet der Grund,
Wie blinkt in der Sonne der Stahl,
Der Trompeter voraus, die Trompete am Mund,
Das gibt einen herrlichen Schall.

Vernimmſt du die Klänge, du mutiges Herz?
Sie rufen zum Siege, zum Glück,
Hinein in die feindlichen Reihen von Erz,
Nicht denk' an die Deinen zurück!

Fort ſchallt die Trompete mit werbendem Klang,
Schon knallen die Schüſſe darein,
Wie donnert's die dämm'rige Heide entlang,
Es zittert der Wald und der Hain.

So woget und tobet und brauſet die Schlacht,
Wer weiß es, wohin und wie weit?
Da breitet den Mantel die ſchaurige Nacht
Und endet den blutigen Streit.

Der Mond aus den Wolken tritt lauſchend hervor,
Wie öde die Walſtatt nun liegt,
Wie ruhen ſo friedlich ſie alle, die vor
So wütend einander bekriegt.

Noch regt ſich ſo mancher mit ſchwindender Kraft
Und blickt nach dem nächtlichen Licht,
Bald hat er für immer der Qual ſich entrafft,
Es ſagt's wohl ſein bleiches Geſicht.

Und ſieh, dort am Hügel, aus Leichen erhöht,
Da liegt der Trompeter im Blut,
Der Nachtwind, der ſchauernd die Heide durchweht,
Erweckt auch in ihm noch die Glut.

„So fielt ihr anheim ſchon, o bitteres Leid,
Der alles vernichtenden Macht?
So bin ich der letzte, der hier auf der Heid'
Veratmet in einſamer Nacht?

Und bin ich der letzte und rief doch hinaus
Euch zu dem entſcheidenden Tag,
So iſt's meine Pflicht auch zu rufen nach Haus
Euch wieder, ſo gut ich's vermag."

Und einmal noch blicket der blutige Mann
Herum in dem lautloſen Rund,
Erhebt ſich und faßt die Trompete ſodann,
Und ſetzt ſie mit Müh' an den Mund.

Da ſchallt es noch einmal mit mächtigem Klang
Hin über die Leichen ſo rot,
Da klingt es ſo ſchaurig, ſo klagend und bang;
Drauf aber iſt's ſtille und tot.

Das Valet.

„Sagt, woher das Brüllen, sagt, woher das Tosen?“
So auf dem Verdecke fragen die Matrosen,
Blicken scharfen Auges in die Meeresweite,
Aber keiner weiß es, wie er das sich deute.

Und stets laut und lauter tönt's in ihre Ohren,
Als der Herr des Schiffes ruft: „Wir sind verloren!
Denn der Mahlstrom ist es, der dort tobt und brüllet
Und ins nasse Bahrtuch jeden Schiffer hüllet.

Seht, schon faßt und schleudert er aus seinem Gleise
Unser Schiff mit Brausen in die Wirbelkreise,
Alles Widerstreben ist nunmehr vergebens,
Wer am Mahlstrom schiffet, schifft am Rand des Lebens.“

Und vom Schreck erstarret steh'n die Kühnen alle,
Horch, da kommt's gezogen schon im wilden Schwalle,
Weißer Schaum umflocket rings des Schiffes Ränder,
Und die Wellen schlagen hochauf ums Geländer.

Aber zu den Treuen sich der Schiffsherr wendet:
„Wie wir kühn begonnen, sei's auch kühn geendet,
Laßt dem Tod nicht zagend uns entgegensehen,
Kühnen Muts und freudig laßt uns untergehen.

Darum frisch, ihr Jungen, schaffet Wein und Becher!
So im Kreise laßt uns steh'n als freud'ge Zecher,
Laßt nochmals dem Leben ein Valet uns bringen,
Laßt uns untergehen unter Becherklingen!“

Und die Jungen taumeln nieder zur Kajüte,
Schleppen volle Krüge in der Männer Mitte,
Und die Männer heben, treue Bundsgenoſſen,
Noch einmal die Becher, um ſie anzuſtoßen.

Mag auch nah und näher ſie die Flut umkreiſen
Immer wilder brüllend ihre Grabesweiſen,
Horch! die Becher klingen noch im lauten Schalle —
Und verſchwunden — ſpurlos — ſind die Schiffer alle.

Die Schildwache.

Es liegt die Mitternacht auf Berg und Flur,
Verſchollen iſt des Lebens rege Spur,
Kein Laut erſchallt in Hütte und Palaſt,
Allüb'rall hält der Schlaf nun ſeine Raſt.

Im Zarenſchloße dröhnt nur noch allein
Der Wache Tritt auf glattem Marbelſtein,
Der einz'ge Schall, der noch ein Echo weckt,
Sonſt groß und klein auf weichem Pfühl geſtreckt.

Einförmig aber ſchreitet der Soldat,
Der juſt im Bogengang die Wache hat,
Hinab, hinan, wie's ihm die Pflicht erlaubt,
Den Schlaf zu wehren von dem müden Haupt.

Jetzt klirrt die Flinte in des Starken Hand,
Der Säbel an der Seite ſtreift die Wand,
Wie er ſo ſchreitet ſchweigſam auf und ab,
Und wieder ſtille wird's als wie im Grab.

Iſt's doch, als ſei gebannt die flücht'ge Zeit,
Es ſtört kein Schlag der Uhr die Einſamkeit,
Zwei ferne Lampen flackern nur allein,
Den Gang beleuchtend, mit geſpenſt'gem Schein.

Da denkt wohl der Soldat an dies und das,
An Olga, die, faſt wird das Aug' ihm naß,
Im fernen Hüttchen am Ladogaſee
Jetzt ſeiner harrt im namenloſen Weh.

Dann denkt er wieder, und ſein Mut erwacht,
An Pulverdampf und an Tſcherkeſſenſchlacht,
Und wie als Sieger froh und hochgeehrt,
Im Flug er heim zu ſeiner Liebſten kehrt.

Und wie er so die künft'ge Zeit sich malt,
Vom Glück des Ruhmes und des Siegs umstrahlt,
Horch auf! erdröhnt's da nicht ganz ferne, sacht?
Nicht doch, was sollte dröhnen hier zur Nacht?

Doch wieder dröhnt's und lauter als zuvor,
Es horcht der Krieger mit gespanntem Ohr,
Nein, nein, es äffte diesmal ihn kein Wahn,
Denn immer lauter schallt's zu ihm heran.

„Ein seltsam Ding!" So denkt sich der Soldat.
„Weiß Gott, was vor das Volk im Schlosse hat,
Doch was auch kümmert mich ihr Nachtpläsier,
Als Wache steh' ich auf dem Posten hier!

Und den zu hüten heischt des Kriegers Pflicht,
Bis „Abgelöst!" zu ihm die Runde spricht,
Und wahrlich, bis gesprochen nicht dies Wort,
Bringt von dem Platz auch mich kein Teufel fort."

So brummt der Krieger, doch der wirre Schall
Erwecket lauter stets den Widerhall,
Vom Dom daneben kommt's, was mag's nur sein?
Sieh', durch die Fenster, welch ein greller Schein!

Da plötzlich zittert's durch das öde Haus,
Von unten, oben gellt's wie Sturmgebraus,
Und gluthell durch die Scheiben malt's die Wand,
„Beim ew'gen Gott, es steht das Schloß im Brand!

Ja ja, so ist's, schon heulet durch die Luft
Die Feuerglocke, die nach Hilfe ruft,
Im Schiff der Kirche brennt's, schon werd' ich klar
Durchs Fenster, Turm und Flamme dort gewahr!

Verdammt! Ich kann vom Posten hier nicht fort,
Bis mich der Pflicht entband der Runde Wort,
Ha, daß sie käme!" — Horch da kracht das Tor
Draus drängt in wilder Flucht es sich hervor.

Die Popen ſind es, mit dem Kirchgerät,
Die aufgeſcheucht vom Brande im Gebet,
Nach Rettung ſuchen vor der grimmen Glut
Mit raſchem Fuß, für das geweihte Gut.

Und an der Wache ſtürzen ſie vorbei,
„„Entfliehe!““ rufen ſie mit wirrem Schrei,
„„Die Flamme folgt uns auf dem Fuß mit Haſt,
Nicht mehr entkommſt du ſonſt dem ſchlimmen Gaſt!““

„Entflieh'n — vom Poſten? — Nun und nimmermehr!“
Ruft der Soldat und faßt an ſein Gewehr,
Doch wild und wilder dröhnet, hallt und ſchallt
Des Feuers allvernichtende Gewalt.

Da naht ein greiſer Prieſter im Talar,
Das Antlitz Schnee, im Flug das weiße Haar,
Der ruft zum Krieger: „„Fliehe da's noch Zeit,
Nur raſche Flucht dich noch vom Tod befreit!““

„Hinweg, Verſucher!“ donnert der Soldat,
Und weiter flieht der Greis, doch ſieh', ſchon hat
Des Feuers Wut den Bogengang erreicht,
Der Krieger ſieht's und ſeine Wang' erbleicht.

Da ſtürzt der Biſchof ſelber jetzt herein,
„„Fort, du Soldat, was weilſt du noch allein?
Hier gibt's nichts zu bewachen mehr, hinweg,
Dein müſſig Steh'n iſt hier von keinem Zweck!““

Der aber: „Herr, was immer mich bedroht,
Vom Poſten darf ich nicht und gält's den Tod,
Es bindet mich ein Eid an dieſen Platz,
Und der gilt gleich des Kaiſers beſtem Schatz.

Drum gebt mir nur den Segen unverweilt,
Bevor die Flamme beide uns ereilt!“
Der Krieger ſpricht's und ſinkt vor ihm aufs Knie,
Den Biſchof aber faßt's, er weiß nicht wie.

Mit Staunen und Verwunderung hängt sein Blick
Am Krieger, der das gräßlichste Geschick
Mit solchem Mut erwartet, doch da ist
Zu läng'rem Säumen weiter keine Frist.

Und angeglüht vom nachgewälzten Brand,
Legt auf sein Haupt der Bischof ihm die Hand,
„„Gott sei mit dir und seiner Heil'gen Schar!““
Dann weicht auch er der dräuenden Gefahr.

Und wild und immer wilder bricht heran
Die schonungslose Flamme ihre Bahn,
Es kracht und trümmert, prasselt, stürzt und gellt,
Als wär's der Untergang der ganzen Welt.

Schon ringelt sich zum Fenster dort herauf
Die Feuerschlange mit behendem Lauf,
Jetzt windet sie, von jeder Fessel frei,
Zum Grabverfall'nen schnaubend sich herbei.

Der aber spricht noch, wie ein leis Gebet,
Ein Wort, das tief ihm in dem Herzen steht,
Das Wort heißt: Olga — hört es auch kein Ohr,
Die muß es ahnen, die ihn jetzt verlor.

Und ringsum füllt Verderben, Tod und Graus
Mit allen Schrecken das verlass'ne Haus,
Doch fest und aufrecht, wie auf der Parad'
Steht noch in Rauch und Flammen der Soldat.

Da gellet sinnbetäubend ein Gekrach,
Zusammenschmetternd stürzt des Hauses Dach,
Und unter Schutt und Balken, Stein und Erz
Begraben liegt ein starkes Männerherz.

Der Kordoniſt.

Das iſt der arme Kordoniſt,
Der niemals lacht noch weint,
Es ſcheint ſein Herz von Eiſen faſt,
Sein Antlitz wie verſteint.

Sein Säbel, ſeine Flinte iſt
Tagtäglich ſpiegelrein,
Das ſchwarze Riemzeug ſtets ſo blank,
Es könnt' nicht blanker ſein.

Auch iſt ſein Schnurrbart ſteif gewichſt,
Kein zweiter iſt ihm gleich,
Sein Aug' allein iſt ſtier und tot
Und ſeine Wang' iſt bleich.

Zehn Jahre ſind nicht ganz vorbei,
Da ward die Wang' noch rot,
Da war ſein Aug' noch friſch und klar,
Das jetzt ſo ſtier und tot.

Als Wache auf dem Poſten ſtand
Er einſt nach ſeiner Pflicht
Und ſah mit Schmerz hinab ins Tal,
Wo er erblickt das Licht.

Denn drunten würgte grimm die Peſt,
Die alt und jung nicht ſchont,
Im Tale, wo die Mutter ihm,
Die greiſe Mutter, wohnt.

Nicht wußte er, ob lebend ſie,
Ob ſie bereits im Grab,
Denn niemand durfte ja herauf
Und niemand durft' hinab.

So ſtand er dort in finſt'rer Nacht
Allein auf felſ'ger Höh',
Und blickte nieder in das Tal
Voll tiefem Sehnſuchtsweh'.

Doch größ're Sehnſucht noch ergriff
Sein altes Mütterlein,
Sie konnte nimmer einſam mehr
In ihrem Hüttlein ſein.

Die dachte nur an ihren Sohn
Und raffte ſchnell ſich auf,
Sie mußte wiſſen, wie's ihm ging,
Sie mußt' zu ihm hinauf.

Und durch die finſt're, ſtürm'ſche Nacht
Zog ſie dahin zur Stund',
„Laß hören mich zwei Worte nur,
O Herr, aus ſeinem Mund!"

So klomm ſie wohl den Berg hinan,
Umtobt von Windsgebraus,
Es troff der Schweiß ihr von der Stirn,
Der Atem ging ihr aus.

Jetzt hatte ſie erreicht die Höh',
Da rief es barſch: „Wer da?"
Da brach ihr Knie, da wußte ſie
Nicht gleich, wie ihr geſchah.

Und nochmals rief's: „Wer da?" — doch ach,
Ihr fehlte Stimm' und Wort,
Hat ſie erkannt auch gleich den Sohn
Im Kordoniſten dort.

Und wieder donnert's an ihr Ohr:
„Wer da?“ zum drittenmal,
Da wollte rufen sie — doch schon
Verschlang den Ruf ein Knall.

„Dich hab' ich!“ brummt der Kordonist
Und lädt sein Rohr aufs neu',
Doch war ums Herz mit einmal ihm
Gar sonderbar dabei.

Ihm war, als wär' der Schuß ihm selbst
Gefahren durch die Brust,
Und war er sich doch weiter nichts
Als seiner Pflicht bewußt.

Da trat aus dichter Wolkennacht
Der bleiche Mond hervor,
„Wer war's doch, der so kühn gewagt
Zu klimmen hier empor?“

Und wie er hin zur Leiche trat,
Da stand er starr wie Stein,
Denn vor ihm lag, durchbohrt die Brust,
Sein eignes Mütterlein.

Seitdem hat nie der Kordonist
Gelacht mehr und geweint,
Seitdem scheint Eisen fast sein Herz
Und sein Gesicht versteint.

Seitdem ist seine Wange bleich,
Sein Aug' so stier und wild,
Denn immer schwebt vor seinem Blick
Das nächtig blut'ge Bild.

Die Leichenfrau.

Frau Marthe saß so ganz allein
Im öden Haus, bei kargem Schein,
Die Bibel offen vor ihr lag,
Wie sie's gewohnt an jedem Tag.

Schwarz ist ihr Kleid, ihr Haar so bleich,
Ihr Antlitz hohl, an Falten reich,
Verschrumpft der Leib und krummgebückt,
Von vieler Zeiten Wucht gedrückt.

Und wer die Alte mag' erschau'n,
Den faßt ein heimlich kaltes Grau'n;
Dem Tod, der ihr so wohl bekannt,
Scheint fast Frau Marthe anverwandt.

Doch spielt ein seltsam freundlich Licht
Ihr um das welke Angesicht,
Wenn sie vom Buche, sacht und stumm,
Sich wendet nach der Ecke um.

Dort in der Ecke schläft so mild
Die Tochter ihr, ein Engelsbild;
Gleich Rosen glüht ihr Wangenpaar,
Ihr Antlitz ist ein Morgen klar.

Ihr Haar im netten Häubchen steckt,
Die Brust gar züchtig ist bedeckt,
Und Hals und Arm so schön und rein
Und blendend weiß wie Elfenbein.

Und oft, mit gar bewegtem Sinn,
Schaut Marthe auf das Mägdlein hin,
Das Mägdlein ist ja ganz allein
Ihr Trost, ihr Glück, ihr Sonnenschein.

„Für dich nur hab' ich ja gelebt,
Für dich geſorget und geſtrebt,
Für dich mein grauſes Werk getan,
An das wohl niemand mochte dran.

Für dich hab' ich ſo manche Nacht
Mit Grau'n bei Toten hingebracht
Und ihre Glieder, ſtarr und graus,
Gewaſchen in dem Leichenhaus.

Für dich ging ich im ſchwarzen Kleid
Dem langen Wagen an der Seit',
So wie es Pflicht der Leichenfrau,
Und bot mein finſt'res Tun zur Schau.

Für dich ward ich zur Magd dem Tod
Und floh das Leben friſch und rot,
Und mochte einzig und allein
Dem blaſſen Schläfer Freundin ſein.

Wohl mir, bald iſt die Zeit vorbei,
Bald läßt der Tod mich wieder frei,
Bald iſt die Summe rund und voll,
Die deine Zukunft ſichern ſoll.

Und wie da kommt Silveſternacht,
Sei ihm mein letzter Zoll gebracht,
Dann brauch' ich nicht mit eiſ'gem Grau'n
Dem Würger mehr ins Aug' zu ſchau'n."

So ſprach die Alte, tief bewegt
Die Hände ſie zuſammenlegt,
Und murmelt noch manch frommes Wort,
Bis ihr der Schlaf das Aug' umflort. —

Und ſieh' — es kam Silveſternacht,
Nach der ſolch' Sehnen ihr erwacht,
Und wie im Leichentuche lag
In Schnee gehüllet Haus und Hag.

Nachtnebel zog um Turm und Dach,
Kein Aug' war mehr im Städtchen wach,
Nur aus Frau Marthens Kämmerlein
Stahl sich noch karger Ampelschein.

Und drinnen lag und schlief so mild
Ihr Töchterlein, das süße Bild,
Doch lag es nicht wie sonst im Flaum,
Die Wange rot von Schlaf und Traum.

Nicht war's, wie sonst, voll Zucht bedeckt,
Entkleidet lag's und lang gestreckt,
Und von den Schultern bloß und bar
Zur Erde floß der Jungfrau Haar.

Zur Erde hing ihr schwarzes Haar
Und ach, ihr Aug' so blau und klar,
Lag jetzt so tief und hohl und zu,
Als sehnte sich's zur tiefsten Ruh'.

Frau Marthe aber stand gebückt,
Das Herz von tiefstem Leid zerdrückt,
Ihr welkes Antlitz, unbewußt,
Hing an der Toten kalter Brust.

So wusch mit Tränen, glühend heiß,
Sie jetzt die Magd wie Schnee so weiß,
Und wusch und wusch manch bitt're Stund',
Und wusch sich beide Augen wund.

Das Lämpchen glomm dabei so schwach,
Und glomm und starb dann allgemach,
Noch aber ließ die Alte nicht
Als Leichenfrau von ihrer Pflicht.

Und fort und fort mit Tränen heiß
Wusch sie ihr Brust und Antlitz weiß;
Die Nacht, die ward Frau Marthen schwer —
Nie wusch sie einen Toten mehr.

Magyarentod.

Wer ſprengt dort feldein auf dem windſchnellen Roß,
Verfolgt von dem jauchzenden Türkentroß?
Dobozi iſt es, der Ungarheld,
Zur Seite das Weib, das ſein Herz erwählt.

Eng hält es geklammert um ihn den Arm,
Hinflatternden Haares, das Antlitz voll Harm,
Den Sarras aber ſchwingt ſeine Hand,
Und hoch über ſie wirft das Roß den Sand.

„Nur jetzt noch halt' aus, du mein treues Pferd,
Und rette mir, die über alles mir wert,
Nur jetzt noch halt' aus in der höchſten Not,
Sonſt iſt ſie verfallen dem grauſen Tod!"

Hui! geht es dahin im geſtreckten Lauf,
Die Eb'ne hinunter, den Hügel hinauf,
Als hab' er verſtanden des Reiters Wort,
So jagt mit den beiden der Rappe fort.

Wie weit doch dahinten ſchon blieb der Troß,
Da ſtrauchelt mit einmal, da ſtürzt das Roß;
Helf' Gott nun, dir wack'res Magyarenpaar,
Nun biſt du verfallen der wüt'gen Schar!

Umſonſt ringt Dobozi ſich raſch hervor,
Umſonſt reißt das Roß er am Zügel empor,
Die Gattin nicht rettet dir mehr ſein Huf,
Schon nahen die Würger mit Jubelruf.

Dobozi ſtarrt ihnen entgegen voll Wut,
Das Auge durchzuckt der Verzweiflung Glut,
Allein voll Ergebung in ihr Geſchick
Liegt dort die Gefährtin mit naſſem Blick.

Seine Knie umklammernd gar haſtig und wild,
Fleht nun zu dem Helden das bleiche Bild:
„Dobozi, jetzt raſch deinen Säbel durchs Herz,
Von Liebeshand ſterben hat wenig Schmerz!

Nicht laß mich zum Opfer den Rohen ſein,
Daß ſie mich nicht höhnen in langer Pein,
Dobozi, wir ſind aus magyariſchem Blut,
Zeig', was für die Ehre der Ungar tut!“

Und raſch hat zerteilt ſie den Buſenflor,
Draus quellen zwei Lilienhügel hervor;
Dobozi ſtarrt auf ſein Weib, auf den Feind,
Er ſtarret — als hätt' in der Schmerz verſteint.

Und die Rotte ſchon ſprenget heran an die Heid' —
„Dobozi! Dobozi! jetzt iſt es Zeit!“ —
Da blitzet ſein Säbel — da ſpringt ein Quell
Aus den Lilienhügeln rubinenhell.

Die Blutige küßt er noch einmal hierauf,
Dann ſtürmt er hinein in der Feinde Hauf',
Jetzt tut's um das Retten nicht weiter Not,
Jetzt gilt's nur zu folgen der Ehre Gebot.

Wie ein Todesengel der Ungar mäht,
Daß ein Blutbach über die Heide geht,
Zehn Leben ſchon haben das Blut bezahlt,
Das den ſchönſten Buſen mit Purpur bemalt.

Verwundet noch kämpft er auf ſeinen Knien,
Und ſieht noch manch Leben von hinnen flieh'n,
Da ſinkt er — und rufet im Blute rot:
„Es war doch ein edler Magyarentod!“

Der Grabeswächter.

Garcias, der alte König, ſitzt im nächtig öden Saale,
Als die Glocke zwölfe brummte in der alten Kathedrale,
Schaurig um die Fenſter wimmert Nachtwind da wie Grabesſtöhnen,
Und der König, einſam ſinnend, denkt ans Ende alles Schönen.

Denn auch Alda, ſeine Tochter, iſt nunmehr dem Grab verfallen,
Die geblüht vor wenig Tagen, als die Schönſte noch vor allen,
Und ſein Herz, es will verbluten ob dem Unheil, das geſchehen,
Und die Leiche, die geliebte, drängt's ihn einmal noch zu ſehen.

Und er wankt hinaus die Hallen, Froſt durchſchauert ſeine Glieder,
Und die mooſ'gen Grabesſtufen ſteigt er matt und mühſam nieder,
Nicht ein Laut, ſo nah als ferne, feucht umweht es ſeine Wange,
Horch! — da ſchallt's von haſt'gen Tritten aus dem finſtern Nachbargange.

Und, die Leuchte hüllend, drücket ſich der Greis in eine Blende,
Pedro iſt's, der ſchlanke Page, der da ſchreitet ſo behende,
Und dasſelbe Ziel, ſo ſcheint es, iſt's, nach dem ſein Eilen trachtet,
Denn am öden Gruftportale hält er jetzt, von Grau'n umnachtet.

Schon erknarrt die roſt'ge Angel und er tritt zum finſtern Orte,
Wie ein Träumender, ſo folget ihm der König an die Pforte,
Was nur mag den Pagen führen in die Gruft zu dieſer Stunde,
So, von Ahnungen gefoltert, frägt er ſich mit blaſſem Munde.

Angſtvoll lauſcht er dann hinunter. Horch! — da dröhnt's mit lautem Schalle,
Von dem Sarge iſt's der Deckel, der da ſcholl im ſchweren Falle,
Aufgedeckt erblickt der König jetzt ſein Kind im weißen Kleide,
Auf der Bruſt die Hand gefaltet und im Haar das Grabgeſchmeide.

Lange ſteht der bleiche Page vor der ſchönen Mädchenleiche,
Sinkt dann hin und neigt ſich nieder, weinend auf die Todesbleiche,
Und er küßt ihr Stirn und Lippe und des keuſchen Buſens Fülle,
Und ſein Schluchzen tönet ſchaurig durch der Gräber grauſe Stille.

Horch! — Mit einemmal, da zetert wild ein Schrei, der Nacht entrungen,
Und zurück zur Pforte taumelt Garcias, von Schreck durchdrungen,
Denn er ſieht — und Todesbläſſe deckt mit einmal ſeine Wangen,
Von der Tochter Leichenarmen Pedro innig jetzt umfangen.

„Pedro!“ hört er's freudig liſpeln, „„Alda!““ ruft es froh erſchrecket,
„Sprich, wo bin ich?“ — „„Lebſt du wirklich?““ — „Deine Lieb' hat mich erwecket!“
„„O der Freude! Alſo wieder biſt du mir zurückgegeben?!““
„Ohne dich nicht in dem Himmel!“ — „„Ohne dich nicht in dem Leben!

Doch nun folge, raſch von hinnen!““ — „Sprich, wohin willſt du mich bringen?“
„„Wo die Bäume lieblich ſäuſeln, wo die muntern Vögel ſingen!““
„Nimmermehr! Dort herrſcht mein Vater!“ — „„Willſt du hier im Grabe hauſen?““
„Droben trennt ſein Stolz uns beide, hier beſchützt uns Nacht und Grauſen.“

„„Einſam ſoll ich hier dich laſſen!““ — „Mit der Nacht kehrſt du mir wieder!“
„„Doch dein Vater?““ — „Zu den Toten reicht ſein Scepter nicht hernieder!“
„„Alda! Blume aller Frauen!““ — „Pedro! meines Glückes Sonne!“
„„Alda! dein in Tod und Leben!““ — „Pedro! dein in Schmerz und Wonne!“

Und zum Sarg der Jungfrau ſinket, glühend jetzt der Page nieder,
Und vom Kußgeflüſter rauſcht es heimlich wie im Weſt der Flieder,
Sieh', da rafft ſich auf der Alte, aufgelöſt von Wut und Schmerzen,
Und den Pfeil, den giftgetränkten, im gebroch'nen, ſtolzen Herzen.

Und er ruft hinab, wo Roſen ſich vermählt mit Grabesſchweigen:
„Folgt der Liebe ihr, ſo muß ich folgſam mich der Ehre zeigen!“
Und die ſchweren Pfortenflügel ſchmettert heftig er zuſammen,
Daß kein Menſchenauge jemals Zeuge ſei ſo ſünd'ger Flammen.

Breitet dann des Purpurs Falten vor der Pforte auf die Erde,
Streckt darauf ſich mühſam nieder, Tod in jeglicher Geberde,
Läßt die Ritter drauf entbieten und des Reiches künft'gen Erben;
„Hört das letzte Wort von eurem König, der hier liegt im Sterben:

„Fluch und Schande dem, der frevelnd hier vom Vorwitz wird verleitet
Und der je durch dieſe Pforte über meine Leiche ſchreitet!“
Alſo ruft der alte König, ſinkt dann auf den Mantel nieder,
Als ein toter Wächter liegt er, hingeſtreckt vor's Tor die Glieder.

Oftmals in den erſten Nächten hörte man's noch drinnen flüſtern;
Wie des Tajo Wellen liſpeln, wie der Weſt oft ſpielt im Düſtern,
Allgemach doch ward es ſtiller, bis zuletzt im dumpfen Brüten,
Gruft und Sarg mit ew'gem Schweigen wieder ſchien der Tod zu hüten.

Und ſo lag der ſtumme König, blaß von Antlitz, wüſt von Haaren,
Vor dem Grabe ſeines Kindes, um des Hauſes Ehr' zu wahren,
Und Jahrhunderte verrollten, uneröffnet blieb die Pforte,
Denn den toten Wächter ſcheute jeder an dem grauſen Orte.

Sieh', da kamen an die Stätte hergebrauſt die fränk'ſchen Rotten,
Sprengten frech die Eiſenthüren, Schätze ſuchend bei den Toten
Und da fanden ſie die beiden noch im Sarg vereint zur Stunde
Und die Löſung jenes Rätſels ward nun aller Welt zur Kunde.

Propertia Rossi.

In Propertia Rossis Hause
Welch ein Treiben, welch ein Drängen,
Rings von Glanz und Pracht umschimmert
Und umwogt von muntern Klängen.

Doch Propertia strahlt und blühet
Zu Bolognas Stolz und Ruhme
Unter all den schmucken Damen
Als des Festes schönste Blume.

Ihr, der Königin der Schönen,
Folgt als Page das Entzücken,
Denn die Liebe und die Freundschaft
Sind es, die ihr Herz beglücken.

Ja, dies sind die beiden Sterne,
Die so leuchtend sie umschweben;
Fiel von ihrem Himmel einer,
Schwänd' auch wohl mit ihm ihr Leben.

Auf Angelika, der Holden,
Und Leon, den sie erkoren,
Ruhen drum der Herrin Blicke
Ganz in süßer Lust verloren.

Horch', aufs neu zum Tanze rufen,
Locken da die munt'ren Töne,
Und am Arme des Geliebten
Schwebt Propertia hin, die Schöne.

Wie ihr Aug' und Wange glühen,
Schwarze Locken ſie umwehen,
Und ſo ſcheinet ſie im Fliehen
Eine Königin der Feen.

Und ein Hochentzücken faſſet
Jeden, der genaht dem Feſte,
Und der Frohſinn windet ſeine
Bunten Kränze um die Gäſte.

Munter durch die lichten Säle
Schallen hin des Tanzes Weiſen,
Und die Herren und die Damen
Schweben fort in luft'gen Kreiſen.

Müd' vom Tanz, an einer Säule
Lehnt Propertia jetzt mit Schweigen,
Blickend, wie verſenkt in Träumen,
In den bunt durchflocht'nen Reigen.

„Ei, wo mag Leon verweilen?"
Frägt ſie drauf ſich ſelber leiſe,
Auch Angelika vermiſſet
Sie im frohen Tänzerkreiſe.

Und ſie ſuchet nach den beiden,
Kann in keinem ſie erkennen,
Und ſo eilt ſie zum Gemache,
Wo die Lichter düſt'rer brennen.

Weh', o weh', was muß ſie ſchauen?
„Herr des Himmels, hab' Erbarmen!"
Ach! Angelika, die Freundin,
Hält Leon in ſeinen Armen.

Keines ſieht ſie, da von Liebe
Ihnen Herz und Sinne trunken;
Beide Sterne, beide Sterne
Sind vom Himmel ihr geſunken!

Und hinaus zum Saale wieder
Stürzet sie, von Schmerz zerrissen,
Mischt hinein sich in den Reigen,
Ohne selber es zu wissen.

Und so braust sie durch die Hallen
Fort in wilden Taumelkreisen,
„Schneller, schneller, Flöt' und Geigen,
Viel zu träg' sind eure Weisen!"

Und die Gäste rings erbleichen,
Alle faßt ein eisig Grauen,
Wie sie jetzt entstellt die Schöne,
Einer Furie gleich, erschauen.

Wild gerötet Wang' und Stirne,
Erst voll Liebreiz noch und blühend,
Braust sie hin, das Haar im Fluge,
Wie im Fieberwahnsinn glühend.

„Halt!" so kreischt mit einemmale
Sie, das Aug' erstorb'ne Kohlen,
Greift mit Hast nach einem Becher
Und enteilt auf flücht'gen Sohlen.

Und ein Angstschrei füllt die Halle,
„Herr der Welt, sie ist von Sinnen!"
Und der Herrin auf der Ferse
Stürzet alles bleich von hinnen.

Diese aber reißt den Schleier
Von dem Nacken sich behende,
Und entfliehet zu dem Bronnen
An des düstern Gartens Ende.

Neiget dort das Haupt den Fluten
Mit vernichtendem Behagen,
Bis sie zischend um die heißen
Schultern ihr zusammenschlagen.

Füllt ſodann voll Gier den Becher
Mit des Sprudels eiſ'ger Welle,
Als die bleichen Gäſte nahen
Angſtbeflügelt ſich der Stelle.

Schreiend auf Propertia ſtürzen
Dieſe hin, den Trunk zu wehren,
Doch zu ſpät, es iſt geſchehen,
Nimmer retten Schrei und Zähren.

Seht, ſchon ſinket ſie am Bronnen
Unter Todesſchauern nieder,
Und das Haupt, das ſchöne, bleiche,
Hebt ſie nun und nimmer wieder.

Weinend an Propertias Seite
Kniet Leon, von Schmerz befangen,
Und der Freundin Tränen ſtürzen
Heiß auf ſie von ihren Wangen.

Da, noch einmal hebt das Auge
Matt Propertia auf zu beiden,
Seufzet leiſe: „Meine Sterne!“ —
Und im Lethe ſchwand ihr Leiden.

Der letzte Dienst.

Blutig steh'n Sevillas Häuser
Überglänzt vom Morgenrote,
Und der Sturm durchbraust die Gassen
Wie ein angsterfüllter Bote.

Gleich als wollt' er die Bewohner
Wecken aus so dumpfem Brüten,
Daß sie nimmer länger dulden
Ihres grimmen Drängers Wüten.

Ach vergebens, nimmer hindert
Ihn das nahende Verderben,
Was nach Gusmann sich benennet
Muß am Hochgerichte sterben.

Also ist des Königs Wille,
Pedros, der von Haß durchdrungen,
Weil ein Gusmann um die Krone
Spaniens mit ihm gerungen.

Sagt, wen schleppen dort die Schergen
Schon herbei durchs Volksgebrause?
Ach, Sevillas reinste Blume
Aus der Gusmanns edlem Hause.

Donna Klara, sie, die Mutter
Von dem edlen Ritterstamme,
Die Don Pedro als das erste
Opfer hat verdammt zur Flamme.

Doch nicht Furcht und Angst geleiten
Sie auf ihrem letzten Gange,
Sind auch weiß wie Schnee die Locken,
Ist auch weiß wie Schnee die Wange.

Graugebeugt, doch feſten Schrittes
Naht dem Holzſtoß die Matrone,
Im Gefolg' die Treuen alle,
Denen ſie geſtrahlt als Sonne.

Einem ſcheint jedoch vor allen
Andern dieſer Gang der ſchwerſte —
Donna Klaras Liebling, ihrer
Jungen Dienerinnen erſte.

Iſabell Davalos nennet
Sich die kaum entknoſpte Roſe,
Welche Klara nun geleiten
Muß zu ſolchem Schreckensloſe.

Doch ſchon wird von rauhen Händen
Dieſe an den Pfahl gebunden,
Und die Diener durch die Schergen
Fortgeſcheucht von ihr, gleich Hunden.

Jetzo ſteht ſie angefeſſelt
Und der Flamme überlaſſen,
Die ſchon kniſternd aufwärts ringelt,
Ihre Beute zu erfaſſen.

Höher ſtets und höher ſchlängelt
Sich's hinan mit glüh'nden Zungen,
Bald von wilden Feuerringen
Iſt die Märtyrin umſchlungen.

Sieh', da kommt der Sturm geflogen,
Eine heulende Hyäne,
Wirft hinein ſich in die Flammen,
Gleich als zürnt er dieſer Szene.

Aber ſtatt ihr Heil zu bringen,
Die ſo hilflos ſteht dort oben,
Bringt er Unheil nur der Ärmſten
Durch ſein ungezügelt Toben.

Denn das Kleid, das sie umfließet,
Letzter Rest entschwund'ner Größe,
Wühlt er auf, dem Aug' enthüllend
Ihrer keuschen Glieder Blöße.

Und ein laut Gelächter gellet
Aus dem rohen Volksgedränge;
Doch ein Blitz an Schnelle flieget
Isabella durch die Menge.

Schwingt zum letzten Dienste, welchen
Ihres Herzens Reinheit fordert,
Sich hinauf zur Schamerfüllten,
Von der Flamme Gier umlodert.

Schlingt dort ihre beiden Arme
Um die flatternden Gewande,
Daß im Martertod die Herrin
Nicht gekränkt noch sei durch Schande.

Aber kaum daß ihre Arme
Sie umschlingen, ach, so haben
Sie auch schon die glüh'nden Brände
Mit der Heldenfrau begraben.

Längst verweht sind jene Zeiten,
Und nicht viel der bessern kamen;
Doch mit Stolz noch nennt Sevilla
Isabell Davalos Namen.

Und wie sie, vor Schmach zu hüten,
Ihre Herrin hielt umfangen,
Siehst du zu St. Isidoro
Sie noch jetzt in Marmor prangen.

Donna Anna.

Vor dem Schloſſe Don Loraucas
Lehnt Huesca, düſter, ſchweigend,
Mohrenfürſt am Niger, fremder
Herrſchaft jetzt den Nacken beugend.

Nicht des Ebro Silberwellen
Können ſeinen Blick verlocken,
Nicht das flücht'ge Gold der Wolken,
Nicht der Hyazinthe Glocken.

Nur nach Donna Anna hat er
Seinen glüh'nden Blick erhoben,
Nach der Herrin, deren Schönheit
Wieder ſtrahlt vom Söller droben.

Und mit immer heiß'ren Gluten
Flammt es in des Negers Herzen,
Welches grimmer ſtets zerreißen
Hoffnungsloſer Liebe Schmerzen.

Da beruft ihn Don Loranca.
„Auf, Huesca, Negerſklave,
Einen Dienſt gibt's zu verrichten,
Auf aus deinem trägen Schlafe!

Donna Anna wünſcht zu ſchiffen
Auf des Ebro Silberwellen,
Friſch zur Barke, faß das Ruder,
Laß des Armes Sehnen ſchwellen.

Leite hin ſie durch die Fluten,
Nach den ſchattig kühlen Auen,
Wo die Tamarisken rauſchen,
Wo die Aprikoſ' zu ſchauen.

Und zum Schlag des Ruders magſt du
Ihr ein Negerliedchen ſingen,
Doch nicht wieder darf die Barke,
Merk' es wohl, zurück ſie bringen.

Mir verraten ward's, daß Anna
Heimlich eine Liebe nähre,
Die zuwider meinem Range,
Die zuwider meiner Ehre.

Tief wie nirgends iſt der Ebro
Südwärts, dichtbeſchirmt von Bäumen,
Du verſtehſt? — Nun in die Gondel,
Morgen magſt du wieder träumen." —

Auf des Ebro Silberwogen
Gaukelt hin und her die Barke,
Und das Ruder, das bemalte,
Lenkt Huescas Arm, der ſtarke.

In der Barke ſitzt die Herrin
Bleich und ſchön, im ſtillen Sinnen,
Feuer, vorn am Schnabel, ſchaudert
Ob dem blutigen Beginnen.

Spricht die Dame: „Wie doch bringen
Abendlüfte ſüße Labe!"
Doch Huesca denkt: „Sie ſtreifen
Nachts auch über manchem Grabe."

Spricht die Dame: „Horch, wie lieblich
Sind der Nachtigallen Klänge!"
Doch Huesca denkt: „Die klingen
Nicht hinab durchs Flutgedränge."

Spricht die Dame: „Wie ſich Welle
Scherzend doch auf Welle wieget!“
Doch Huesca denkt: „So manche
Schäumt noch heiß, die nachts verſieget.“

Da verſchwinden im Gebüſche
Beide mählich mit dem Nachen,
Dunkler wird's, die Sterne funkeln,
Nächtlich ſtille Himmelswachen.

Horch, da gellt ein Schrei aus eines
Weibes Kehle durch die Stille,
Hell und ſchneidend — und das alte
Schweigen ſtört nur noch die Grille. —

Sagt, was ſchwimmt dort auf dem Ebro
Mild, vom Mondlicht übergoſſen?
Sieh' — zwei Leichen — Donna Anna
Von Huescas Arm umſchloſſen.

Der Geſang.

Erſchaffen ſchon die Erde lag,
So ſchön als man ſie ſchauen mag;
Die Bäume ſtanden grün belaubt,
Die Blumen wiegten ſanft ihr Haupt,
Das Hirſchlein ſprang ſo froh umher,
Die Vöglein flogen kreuz und quer,
Doch nirgends klang ein froher Schall,
Und wie ein Grab — lag Berg und Tal.

Da ſah der Herr herab zur Welt,
Und dacht: das iſt wohl recht beſtellt,
Doch fehlt der Erde noch: — Geſang,
Der freudig ſchallt das Rund entlang.
Und einen Engel ſendet ſchnell
Der Herr aus ſeinem Himmel hell.

Und froh ob ſolcher Sendung, eilt
Vom Herrn der Engel unverweilt
Und bricht vom Schilf ein Rohr im Flug,
Das juſt zu ihm ſich neigt im Bug.
Drauf ſetzt er nieder ſich im Wald
Und bläſt auf ſeinem Rohr alsbald,
Und bläſt, daß wie von Luſt bewegt,
So Baum als Strauch ſich rauſchend regt.

Und wie er bläſt ſo wunderbar,
Da kommt herbei der Vöglein Schar,
Da ſpringt hervor der Zeiſig flink,
Da naht der Stieglitz und der Fink,
Da kreiſt die Lerche aus der Luft,
Rotkehlchen ſchlüpft aus Laub und Duft,
Da flattert Meiſ' und Nachtigall
Herbei und horcht dem ſüßen Schall.

Und immer nah'n der Vöglein mehr,
Schon ſitzt um ihn ein Schülerheer,
Das ſchaut wohl auf den fremden Gaſt
Verwundert ſehr, von Zweig und Aſt,
Und horcht und ſtreckt die Hälschen lang
Und piept und zwitſchert nach den Sang,
Und müht ſich, aus den Kehlchen klein
Zu bringen ſolche Klänge fein.

Und wie der Engel drauf entſchwebt,
Da iſt der Wald wie neu belebt,
Da zwitſchert's, ſchallt's, da hallt's und klingt's,
Da tiriliert's und pfeift's und ſingt's,
Da regt es ſich auf jedem Aſt
Von namenloſer Luſt erfaßt,
Und ſelbſtvergnüget ſpricht der Herr:
„Nun fehlt nur eins der Erde mehr!
Das iſt der Menſch, — daß eine Bruſt
Empfinde auch des Sanges Luſt."

Der Wolke Wanderung.

Halb ein Kind der Meereswelle,
Halb ein Kind der heit'ren Luft,
Steigt die Wolke, morgenhelle,
Auf aus ihrer nassen Gruft.

Und sie sieht die Erde prangen,
Und sie schaut des Meeres Pracht,
Und in Freude und Verlangen
Zieht sie fort mit Sturmesmacht.

Und sie kann nicht satt sich schauen
An der Erde Herrlichkeit,
An den Fluren, Bergen, Auen,
Und dem Wunderbau der Zeit.

Doch da schaut mit einemmale
Sie der Menschen Tun und Kampf,
Sieht im wilden Wogenschwalle
Blut und Trümmer, Blitz und Dampf.

Sieht auf Flächen Kriegerheere
Würgen sich in grimmer Wut,
Sieht des Landmanns Kummerzähre,
Stadt und Dorf in roter Glut.

Sieht im Frohn der Sklaven Rücken
Bluten unterm Geißelschlag,
Und den Schwelger im Entzücken,
Jubelnd bei dem Zechgelag.

Sieht den Stolz in Gold ſich blähen,
Und für Not und Armut taub,
Sieht die Unſchuld untergehen
Und die Kunſt der Roheit Raub.

Sieht, wie Zucht und Tugend fliehen,
Wie ſich Bahn das Laſter bricht,
Und nicht weiter mag ſie ziehen,
Und es trübt ſich ihr Geſicht.

Und dem Himmelszelt, dem reinen,
Klagt ſie, was ſie ſchau'n genußt,
Klagt's und wirft ſich dann mit Weinen
An der Erde Mutterbruſt.

Zwei Särge.

In dunkler Gruft zu Weimar
Steh'n ſich zwei Särge nah',
Drin ſchlafen zwei deutſche Sänger,
Wie nimmer die Welt ſie ſah.

Als wie zwei Meteore
Erſchien das Sängerpaar,
Der eine mit Blitzesflammen,
Der andre wie Mondlicht klar.

Der eine im Adlerfluge,
Wildbrechend ſich die Bahn,
Der and're klug und beſonnen,
Durch Wogen lenkend den Kahn.

Dahin durch alle Weiten
Erſcholl ihrer Lyra Klang,
Das Echo der fernſten Berge
Nachhallte von ihrem Geſang.

Nun beide ſiegreich durchzogen
Des Lebens Flutgebraus,
Nun ſchlafen die beiden Sänger
In den beiden Särgen aus.

Der eine mit blonden Locken,
Der andre mit weißem Haar,
Wer forſchte: Wie jener geheißen?
Und früge: Wer dieſer war?

Der Wildschütz und sein Geselle.

Hinschleichet ein Wildschütz durch Wald und Moor,
Den Hut im Aug', in der Hand das Rohr,
Es treibt ihn die Not zur nächt'gen Jagd,
Ein Wild muß er haben, bevor es tagt.

Ein Wild muß er haben, er gab sich das Wort,
Und sei auch der Preis für das Wild ein Mord;
So zieht er dahin und späht und lauscht,
Wie leis nur der Wind in den Tannen rauscht.

So zieht er dahin in Trotz und Grimm,
Was raschelt, was schleicht da sich hinter ihm?
Den Hut im Aug', in der Hand das Rohr,
Ein anderer Wildschütz tritt rasch hervor.

„Woher?" — „„Wohin?"" — „Auf die nächt'ge Jagd,
Ein Wild muß ich haben, bevor es tagt."
„„Ich auch, ich gab mir darauf mein Wort.""
„Wohlan denn, so zieh'n wir zusammen fort!"

Drauf zieh'n die beiden gar stumm und sacht,
Dahin durch die öde, grausige Nacht,
Sie klettern und klimmen hinab, hinan,
Doch zeigt sich kein Wild noch auf ihrer Bahn.

Der erste fluchet, der andere lacht,
Daß's schaurig durchschallet die Waldesnacht,
„Und finden muß ich's, ich schwöre mir dies!"
Der andre: „„Das meine, das ist mir gewiß!""

So klimmen sie beide den Berg empor,
Den Hut im Aug', in der Hand das Rohr,
„„Sieh' da, eine Gemse, risch' auf, Gesell',
Nicht kann sie entrinnen auf dieser Stell'!

Nur nach, nur nach, das Keckste gewagt,
Ein Wild muß ich haben, bevor es tagt!““
Und nachsetzen beide in Sturm und Saus,
Nicht kommt uns das Wild mehr, das treffliche aus!

Jetzt beugen herum sie ums Felsgestein,
Da blinkt aus den Wolken des Mondes Schein,
„Wer sperrt uns den Pfad dort, wer tritt heran?
Weh' dir, daß du nahest, o Jägersmann!“

Der Jäger tritt ihnen entgegen voll Mut,
„Zurück, sonst gilt's euer wärmstes Blut.“
„Zurück du selber, ich gab mir das Wort,
Ein Wild muß ich haben und sei's durch Mord!“

Da knallen die Büchsen — die eine traf;
Hinsinket der Wildschütz zu ew'gem Schlaf,
Es stürzt aus der Brust ihm ein warmer Quell,
„O rette, o räche du mich, Gesell'!“

Doch wie er zu diesem erhebt den Blick,
Da sinkt er mit Todesentsetzen zurück,
Denn über ihm kichert ein fleischlos Gebein
Aus grinsendem Schädel: „„Das Wild ist mein!““

Die Friedhofsschenke.

Dort, wo einst ein Friedhof, da steht jetzt ein Haus,
Draus schaut wohl der Wirt und sein Mägdlein heraus,
Sie schauen seit Morgens, sie haben nicht Rast:
„Und kommt denn noch immer und immer kein Gast?“

Belegt sind die Tische mit Linnen gar rein,
Gescheuert die Stühle, die Diele, der Schrein,
Hell glänzt von den Wänden der Becher Metall,
Doch leer alle Stühle und jeder Pokal.

Schon kommen und sammeln sich Sternlein voll Lichts,
Die Stubenuhr schnarret, sonst reget sich nichts,
Und ängstlicher stets wird den beiden zu Mut,
Je grauer sich färbet im Westen die Glut.

„Was soll uns das Haus nun, was Keller und Wein,
Wenn keiner uns mag in die Stube herein?
Die Toren! sie scheuen die Schenke wohl gar,
Weil alters ein Friedhof die Stelle war.“

Und dichter umschleiert mit Nebeln die Nacht
Die Fläche, auf der auch kein Heimchen wacht,
Ein einsames Lichtlein nur dämmert hinaus —
Das Licht aus Altfriedhofs verrufenem Haus.

Und noch immer ins Ferne, wie's fröstelnd taut,
Tiefgrollend der Wirt und sein Töchterlein schaut,
Doch wie sie auch spähen, nicht einer naht,
Nur der Nachtwind seufzt über Heide und Pfad.

Doch endlich — „da ſieh nur — den Hügel heran
Kommt müde und keuchend ein Wandersmann.
Jetzt ſteht er und ſchauet — was blickt er ſo ſcheu? —
Beim Himmel — auch der geht die Schenke vorbei. —

Und iſt denn ein Fluch mir gelegt auf dies Haus,
Und flieht denn ſchon alles die Stelle voll Graus?
So wollt' ich, es täten die Gräber ſich auf,
Und ſchickten die Toten zu Gaſt mir herauf!"

Der Wirt ruft's, das Auge ſo rollend und graß,
Sein Töchterlein weinet die Schürze ſich naß —
Da tönt es auf einmal — poch, poch — an das Tor,
Erſchrocken faſt fahren die zwei drin empor.

Und ſieh' da, — Schwarzherrlein zu vier an der Zahl,
In ſeidenen Kleidern, tiefſängig und fahl,
Das Antlitz ſo knöchern, ſo hohl und verſteint,
Drin Grinſen und Weinen gar grauſig vereint.

Sie ſetzen ſich ſchweigend, drauf winkt mit der Hand
Der eine und weiſt nach dem Glas an der Wand,
Und als ihm der Schenke getan nach Begehr,
Da reden und deuten alle viere nichts mehr.

Und gleich darauf pocht's an und gleich darauf naht
Ein Herr und ein Dämchen, ei ſeht, welch ein Staat!
Großblumichter Steifrock, goldwellig Gelock,
Weitſchlotterndes Höschen und blutroter Rock.

Er neiget, ſie knixet den Herren umher,
Die vier ſpitzen Naſen bedanken ſich ſehr,
Drauf führt ſie Rotröcklein zum Tiſche galant,
Und fordert wie jene ein Glas von der Wand.

„Woher all' die Gäſte? — 's iſt tief in der Nacht." —
Da pocht es ſchon wieder — „wer das nur gedacht!" —
Tief komplimentier'n drei Allongen herein,
Kopfwackelndes Mütterlein ſchwankt hinterdrein.

Dem Wirt und dem Töchterlein innerlich graut,
Wie jedes die bleichgelben Larven erſchaut,
Doch eh' ſich noch beide vom Staunen erholt,
Kommt ſchon wieder ein ähnliches Pärchen getrollt.

Bald ſind alle Plätze und Bänke gefüllt
Mit Gäſten, gar ſeltſam geputzt und verhüllt,
In rieſiger Weſten verblichener Pracht,
In Reifrock, Kantuſch und poſſierlicher Tracht.

Dort deckt die Allong' ein blutfinſt'res Geſicht,
Dem hängt's um das Auge ſchwarznächtig und ſchlicht,
Einem Schädel vom Beinhaus gleicht jener nun gar,
Goldblümlein umglitzern den Frauen das Haar.

Und alle ſo träg' und ſo ſchläfrig und graus,
Doch tun ſie, als wären ſie längſt hier zu Haus,
Gluck — Becher um Becher, wie leert ſich's ſo ſchnell,
Kaum früh genug kommen die Krüg' zur Stell'.

Da geht's an ein Winken, ein Puſten ringsum,
Flink tuen ſich Schenke und Töchterlein um,
„Pſt!" drüben — „Pſt!" hüben — und dorten und da,
Sein Tag man ſolch Schwämme von Säufern nicht ſah.

Drauß' ſchauern die Wolken, kein Sternlein mehr lacht,
Doch drinnen die Luſt erſt allmählich erwacht,
Dumpf Murren und Schnurren, drein ſummend Geſang,
Wie der Bergwaſſer Murmeln am Klippenhang.

Und wilder und lauter ſtets wird es im Rund,
Wie kreiſcht es und flattert's aus zahnloſem Mund,
Von Fratzen und Larven, welch hölliſch Gewirr,
Welch ſinnloſes Treiben und Bechergeklirr!

Auf ſpringt's jetzt vom Tiſche, umkülpt der Pokal,
Zum brauſenden Kehraus nun reihen ſich all,
Tief neigen die Herr'n ſich, es knixen die Frau'n,
Nur Klapperdürrbeinchen an jedem zu ſchau'n.

Da holpern drei über die Tiſche hervor,
Mit wackelndem Kiefer und Fledermausohr,
Die fideln und ſingen — „hei! — luſtig drauf los!“
Drauß' Hundegeheule und Sturmwindsgetoſ'.

Und holtertipolter geht's kreiſend herum,
Bei lautem Gequitſche, Geſchrill und Geſumm',
In Scherben die Fenſter, in Trümmer der Tiſch,
Mit Teller und Krügen und Braten und Fiſch.

Hoch bläht ſich der Reifrock, es rauſcht der Talar,
Hinſchleudern die Schöße, wild flattert das Haar,
Und toller und toller erfüllet der Graus,
Mit jeder Minute ſich mehrend, das Haus.

Am Halſe des Schenken, von Schauder erfüllt,
Das zitternde Mägdlein ihr Antlitz verhüllt,
Verbleicht von der Wang' iſt die roſige Glut,
Dem Schenken erſtarrt in den Adern das Blut.

Trüb flackern die Kerzen, hinnebelt die Schar,
Hu, Wunder — der Reigen, wie nackend und bar,
Fort Flaus und Perücke, weg Flitter und Schein,
Nur wackelnde Schädel und fleiſchlos Gebein.

Mit einmal umſchlingt es die kreiſchende Maid,
Wild jubelt's ins Ohr ihr: „Blaß Liebchen, 's iſt Zeit!“
Hinreißt ſie's zur Türe, wild faßt's ſein Gewand —
Da hämmert's und — Eins — weiſt die Uhr an der Wand.

Und fort holpert alles, und ſtolpert und flieht
Hinaus nach den Gräbern, blutneblicht umglüht;
Die zwei in der Stube, tiefnächtig, allein,
Die mochten nicht Schenke und Schenkin mehr ſein.

Der letzte Tänzer.

„Bravo Lanner, bravo Lanner,
Nur die Geige frisch gestrichen,
Heissa, walzen, walzen, walzen,
Bis die Sterne sind verblichen!“

Also ruft's von hundert Lippen,
Also ruft's in hundert Herzen,
Und die Walzermelodien
Klingen hin in vollen Terzen.

Engbehoste Herr'n mit mächt'gen
Zwickel-, Schnurr- und Judenbärten,
Fassen zierlich ihre Damen,
Die zu walzen nur begehrten.

Und in flatternd weißen Kleidern
Rauschen diese hin wie Feen,
Bis in süßem Wonnetaumel
Ihre Sinne fast vergehen.

Schöne Rosa, blondgelockte,
Zierlichste der Tänzerinnen,
Ha, wie lacht des Walzers Wonne
Doch aus jeder deiner Mienen.

Wie nur weißt du auf den kleinen,
Flinken Füßchen hinzuschweben,
Gleich als wären Automaten
All die andern, ohne Leben.

Zehnmal hat die schlanke Schöne
Schon durchrauscht des Saales Länge
Und es ward bei jedem Walzer
Ihres Tänzers Brust zu enge.

Und noch immer nicht befriedigt,
Wie Mama auch mahnt ans Schlafen,
Sucht sie für den nächsten Walzer
Nur nach einem neuen Sklaven.

Sieh', da naht ein zartes Herrchen,
Schwarzbefrackt, mit dünnen Beinen,
Bleich das Antlitz, schmal von Taille,
Wie sie's jetzt zu lieben scheinen.

Dieser spricht: „Mein Fräulein, darf ich
Mir noch eine Tour erbitten?"
Und sie knixet, artig lächelnd,
Nach salongemäßen Sitten.

Und die Walzermelodien
Rauschen in bacchant'schen Weisen,
Ha, wie fliegen da die beiden
Fort in wilden Wirbelkreisen.

Wie das brauset, schleift und wehet,
Wie sich's hastet ohne Halten,
Gleich als würden fortgerissen
Sie von zaub'rischen Gewalten.

Ei, warum nur brennen immer
Düsterer des Saales Kerzen?
Selbst die lichterhellten Wände
Scheinen mählig sich zu schwärzen.

Doch das schwarzbefrackte Herrchen
Reißt sie fort in wirren Ringen,
Nein, das sind nicht mehr die Räume,
Die sie schimmernd erst umfingen.

Öde Heiden, finst're Wolken
Kreisen flüchtig um die beiden;
Jetzt ein Kirchturm, ein Gemäuer,
Neben hängend, graue Weiden.

Horch, was klirrt? — Aus roſt'gen Angeln
Raſſelt auf ein altes Gitter —
Und hinein mit ſeiner Schönen
Brauſt der tapf're Walzerritter.

Hügel ragen da an Hügel,
Nein, ſie ſieht es nicht im Truge,
Über nachtbetaute Gräber
Raſen beide hin im Fluge.

Und ihr Haar durchweht die Lüfte,
Fiebernd klappern ihre Zähne
Und ihr Herz erſtarrt im Buſen
Ob der ſchaudervollen Szene.

Ach, umſonſt ſucht ſie die Arme
Ihrem Tänzer zu entringen,
Spinnenartig weiß der Raſche
Sie nur feſter zu umſchlingen.

Schau, da fliegt ſein Schopf vom Scheitel,
Und ſein Frack zerfällt in Fetzen
Und ein Beingeripp' erblicket
Sie mit Schauder und Entſetzen.

Fühlt von ihm ſich fortgeriſſen,
Gleich als hätten beide Flügel,
Unter Klappern, unter Raſſeln,
Über Schollen, Särge, Hügel.

Und die alten, moof'gen Steine
Taumeln ihnen aus dem Wege,
Und ein ſchaurig Nachtgezüchte
Wird um ſie mit einmal rege.

Aus den Gräbern tauchen Larven,
Hohl das Aug' und weiß wie Kreide,
Winken her mit dürrem Finger,
Haſchen dort nach ihrem Kleide.

Plötzlich reißt zu Rosas Füßen
Mit Gekrach sich auf die Erde,
Und in schwindelnd raschen Wirbeln
Zerrt zur Gruft sie der Gefährte.

Da entringt ein gellend wilder
Schreckensschrei sich ihrem Munde;
Aber schon ist sie umfangen
Samt dem Scheusal von dem Schlunde.

Sieh', da flirrt's vor ihren Blicken,
Horch, da klingen wirre Klänge
Und im Saale sieht sie wieder
Sich umdrängt von bunter Menge.

Denn am Arme ihres Tänzers
War sie plötzlich hingesunken,
Als zum zwölftenmal die Runde
Sie durchjagt, von Wonne trunken.

Doch verschwunden wie ein Schatten
War im selben Nu der Grause
Und die erst voll Lust erglühte,
Bringt man halb entseelt nach Hause,

Bettet sie in weiche Kissen,
Rennt nach Arzt und Apotheke —
Doch im Saale dreht sich's wieder
Lustig auf dem alten Flecke.

Und des Walzerkönigs Bogen
Ist schon wieder flink im Gange,
Als das dumpfe Zügenglöckchen
Drein sich mengt mit schrillem Klange.

Doktor Fauſt in Salzburg.

Zu Salzburg in dem Keller, da geht es luſtig zu,
Ob auch im Schloſſe droben ſchon alles liegt in Ruh',
Da klingen hell die Becher, da ſprudelt kühler Wein,
Da ſchallt's vom luſt'gen Singen, vom Lärmen und von Schrei'n.

Da ſitzet bei dem Humpen ein langer, bleicher Mann,
Mit einem ſchwarzen Mantel iſt dieſer angetan;
Ein Hut mit ſchmucken Federn auf trotz'ger Stirn ihm ſitzt,
Darunter kühn und feurig ſein dunkles Auge blitzt.

Zur Seit' von dieſem ſtrecket ein wid'riger Geſell
Sich aus im roten Wamſe, das Antlitz wüſt und grell,
Ein ſpitzig Hütlein decket ſein Aug' und wilde Glut
Entſprüht aus ſeinem Blicke, der auf dem Nachbar ruht.

Und um die beiden ſitzen noch dort der Zecher vier
In bunten Sammetkleidern, mit ſtolzer Ketten Zier,
Sie heben wild die Becher und ſtoßen mächtig an:
„Das gilt dem Ritt von heute, das nenn' ich wohlgetan!"

Schon iſt darob der Schaffner erwacht im Herrenhaus,
„Beim heiligen Rupertus, woher der Saus und Braus?
Hat einlogiert die Hölle mit ihren Teufeln all,
Daß alſo frech durchgellet das Haus ſolch wüſter Schall?"

Aufweckt er die Getreuen und ſteigt ſodann hinab
Die feuchten Marmortreppen ins finſt're Kellergrab,
Noch kann er's nicht begreifen, wie die nur da hinein,
Durch die verſchloſſ'nen Türen, gekommen zu dem Wein.

Und doch — er hört ja deutlich, wie's drinnen hallt und
singt,
Wie Becher laut an Becher, wie Sang und Zither klingt.
Aufſchließt er raſch die Pforte, die Wang' voll Zornesglut,
Und heißt die Seinen harren und tritt hinein voll Mut.

Doch ſieh' — der Mann im Mantel, ſo feurig, kühn und
bleich,
Erblickt im Nu den Schaffner und ſpricht ihn an ſogleich:
„Willkommen, wack'rer Meiſter, nur friſch in unſer Rund!
Fürwahr, das iſt ein Tropfen, ſo kräftig als geſund.“

Am Arm faßt ihn der Rote und zieht ihn hin zum Tiſch,
Vor Staunen iſt der Schaffner verſtummt gleich einem Fiſch;
Schon füllet ihm den Becher ein luſtiger Kumpan:
„Hoch auf, Herr Kellermeiſter, nun klinget mutig an!“

Da geht es an ein Trinken, da ſchäumt das edle Naß,
Es füllen ſich die Becher, als gält's das letzte Faß,
Da klingt und ſchwirrt die Zither, da ſchallt es von Geſang,
Wie's wohl ſeit Menſchendenken noch niemals dort erklang.

Und mitten in dem Treiben verblüfft der Schaffner ſitzt,
Doch keiner mag's beachten, wie er auch zürnt und ſchwitzt.
An ſeinem Ohr vorüber brauſt Sang und Jubel fort
Und füllt mit wirren Tönen den ſchweigend düſtern Ort.

Jetzt aber hebt der Bleiche ſich auf und ruft: „'s iſt Zeit!
Nach Wittenberg in Sachſen, ihr Herren, iſt's noch weit.
Friſch auf und nun zu Roſſe, Herr Schaffner, habet Dank,
Ihr gebt wohl das Geleite, wir ſcheiden ohne Zank!“

Und auf die Straße zerret mit Lachen ihn die Schar,
Ihm iſt, als ſei benebelt er ſelber ganz und gar.
Da breitet ſeinen Mantel, der ſchlanke, bleiche Mann —
Hui, geht's da in die Lüfte — und alle hängen dran.

Das iſt ein ſeltſam Fuhrwerk, bei ſich der Schaffner denkt,
Als er ſo mit den andern am Mantel droben hängt,
Da ſehen ihn die Seinen, kaum trauend ihrem Sinn:
„He da, Herr Kellermeiſter, ſagt an, wo fliegt ihr hin?“

„Zum Teufel!“ kreiſcht der Schaffner, „zu dem ihr längſt gehört!“
Indes er feſt ſich klammert, erbebend und verſtört.
Und weiter geht's im Fluge hin über Stadt und Turm,
Hin über Wieſ' und Berge, wie wilder Hagelſturm.

Schon will ſein Arm erlahmen, ſchon ſtöhnt er manches: Ach,
Da ſenkt ſich lächelnd nieder der Bleiche allgemach,
Und ſetzt den armen Schaffner, weil alſo er verzagt,
Auf eines Baumes Wipfel, der dort zum Himmel ragt.

„Und nun lebt wohl, Herr Schaffner, laßt euch die Fahrt nicht reu'n,
Der Wein aus eurem Keller, der tat uns baß erfreu'n;
Das meldet eurem Herrn und ſagt, der heut' gehauſt,
Bei ihm, mit all den Seinen, das war der Doktor Fauſt.“

Er ruft's und ſauſt von hinnen mit den Geſellen ſein,
Bald ſah im hohen Wipfel der Schaffner ſich allein;
Doch erſt am Morgen wieder kam er auf feſten Grund
Und tat nun allenthalben den Schwank des Zaub'rers kund.

Vom Mirakelkeller in Wien.

Im Mirakelkeller ſchallt es rings von Sang und Gläſerklirren,
Rauhe Bäſſe und Diskante, drein der Zither Klänge ſchwirren;
Was für ekle Trödlerlappen, welche ſiechgekrümmte Leiber,
Blutſchlagfinſt're Säuferlarven und verſchrumpfte Blocksberg-
weiber!

Und inmitten dem Gewühle, vor dem Faulheitswanſt die Schürze,
Schenkt der Kellerwirt den Gäſten die gewohnte Lebenswürze:
„Sagt, wo gibt es ein Getränke, duftender und goldigheller,
Als es duftet hier im Glaſe, als es perlet hier im Keller?

Seht Ihr dort die beiden Krücken über jener Türe hangen,
Die gekreuzt wie Siegstrophäen aus dem Türkenkriege
prangen?
Zeugnis geben ſie, was einſtens durch den edlen Saft der
Reben
Für ein Wunder ſich in dieſem Kellerraume hat ergeben.

Humpelte ein krummer Bettler einſtens in den Keller nieder,
Mühſam an den beiden Krücken ſchleppend die gelähmten
Glieder;
Hin zu einem Tiſche hockte der Gepreßte ſich mit Stöhnen,
Wo beim Wein ein Rudel Strolche ſang und ſchrie in
grellen Tönen.

Heiſchte drauf ein Glas vom beſten und mit ſichtlichem Behagen
Schien er ſich, beim Gold der Traube, ſeiner Leiden zu
entſchlagen.
Denn mit immer froh'rem Mute ließ ein Krüglein nach
dem andern
Der bejammernswerte Krüppel durch die durſt'ge Kehle
wandern.

Alſo ſaß er bei den trunk'nen Zechkumpanen manche Stunde,
Immer neues Labſal fordernd aus dem dienſtbefliſſ'nen Spunde,
Und wie kläglich erſt an Mienen, wie bedauerlich ſein Weſen,
Waren nur des Frohſinns Züge bald im Antlitz ihm zu leſen.

Plötzlich aber, o des Wunders! raffte ſich der lahme Trinker
Von der Schenkenbank, wie keiner es getan noch jemals flinker,
Lief ſodann, auf ſeine Krücken ganz vergeſſend in der Eile,
Raſch hinauf die Treppenleiter und entſchwand gleich einem Pfeile.

Dies iſt das Mirakel, welches hier geſcheh'n an jenem Lahmen,
Und von dem auch dieſer Keller bis auf heute führt den Namen;
Möge jeder draus entnehmen, der in dieſen Schank gekommen,
Was ihm könnt' ein Glas vom beſten im Mirakelkeller frommen!" —

Alſo ſprach der Wirt, und lauter Jubel ſcholl aus allen Ecken,
Blinde warfen weg die Hüllen und die Lahmen ihre Stecken,
Krumme ſprangen auf die Beine, und wie tolle Spukgebilde
Wirbelte im wilden Reigen um den Wirt die Gaunergilde.

Erzählungen.

Der Gaberbauernhof.

An der Ausmündung eines lieblichen, von hohen Gebirgen umschlossenen Tales in Steiermark, welches die reißende Sölk durchschlängelt und über das der Friede einer minder industriellen und erfindungsreichen Zeit seine Fittiche gebreitet, erfreut den Wanderer, nachdem er die Sölkerscharte und eine höchst unwirtbare Felsengegend zurückgelegt, der Anblick eines freundlichen Walddorfes, welches ein biederes, frommes und gesundes Völkchen beherbergt. Eine geringe Strecke, bevor man zu den ersten Hütten des Dorfes selbst gelangt, nahm jedoch, vor ungefähr zwei Dezennien noch, die Aufmerksamkeit des Wanderers ein Bauerngehöfte in Anspruch, dessen gewaltiger Dachboden und festgebaute Tenne, in die Wohlhabenheit seines Besitzers keinen Zweifel setzen ließ.

Die Vorderseite dieses nur ebenerdig erbauten Hauses war mit vier gleichmäßig verteilten, aber kleinen Fenstern versehen, an denen sich buntbemalte Läden befanden, und die von den breiten Blättern einer Geißblattranke umschattet wurden. Über dem Tore erblickte man den heiligen Florian mit dem unvermeidlichen Wassereimer abkonterfeit, von welchem jedoch der Anschlag des Regens, wir wollen nicht glauben in schlimmer Vorbedeutung, den letzteren völlig hinweggewaschen hatte, was aber dem Beschauer keinen besonderen Eintrag machte, da die weitgebreiteten Zweige einer Buche, deren gewaltiger Stamm sich unmittelbar vor der Türe erhob, einen großen Teil dieser Stelle dem Auge entzog. Die Wände zwischen den Fenstern waren mit gespelltem Tannenholz bis nahe zu dem mit Steinen beschwerten Schindeldache, das über der Türe einen großen Vorsprung bildete, angefüllt,

während um das Haus herum gelbe Maiskolben, wie die Fransen eines Baldachins, von dem Gesimsbalken niederhingen.

Dieses Gehöft, nach seinem Besitzer, namens Gabriel oder Gaber, der Gaberbauernhof benannt, war damals das Anwesen eines in Jahren bereits hoch vorgerückten Mannes, der durch unermüdlichen Fleiß und eine an Geiz grenzende Sparsamkeit, sich vom armen Kleinhäusler zum Eigentümer dieses nährigen Besitzes und mehrerer Wiesen und Weidegründe emporgeschwungen hatte.

Gleichwie die Schnecke an ihr kalkiges Gehäuse gebannt, so waren der Gaberbauer und sein Gehöft zwei unzertrennliche Dinge, denn du konntest gewiß sein, ihn zu jeder Tageszeit, wenn nicht die Landwirtschaft seine Aufsicht erheischte oder ihn der Gottesdienst in die Kirche berief, auf der Holzbank vor dem Gehöfte sitzen und aus seinem Pfeifenstummel schmauchen zu sehen oder mindestens seine barsche, polternde Stimme im Hause selbst rumoren zu hören.

Eben jetzt ergellt sie wieder, und zwar nicht in den gelindesten Schallweisen; aber diesmal betrifft ihr Ungestüm keine Wirtschafts-, sondern eine Herzensangelegenheit, und zwar von seiner Tochter Eva.

Mit hochglühenden Wangen und niedergeschlagenen Augen, an deren Wimpern die Spuren von Tränen sichtbar, steht das frische, kaum siebenzehnjährige Mädchen in der Mitte des Gemaches, verlegen an dem Zipfel ihrer Schürze zupfend, während der dürre, hektische Alte, mit über den Rücken gekreuzten Händen, auf und nieder schreitet.

„Du bist keine Bettlerdirne, du bist die einzige Tochter des Gaberbauers, und der wird dich nicht dem nächstbesten Lungerer an den Hals werfen. Ich habe genug gedarbt, gespart, gesammelt und mir's sauer werden lassen, um es dahin zu bringen, solch einen Hof und Gründe, wie sie zu selben gehören, mein nennen zu können."

„Ich bin jahrelang vor dem Hahnenschrei aufgestanden und habe mich zu Bette gelegt, wenn andere schon den ersten Schlaf getan hatten. Ich habe gearbeitet, während meine Jugendgenossen im Schankhause saßen oder auf Kegelbahn

und Schießstätte sich erlustigten; ich habe den Pfennig so lange herumgedreht und gewendet, bis er zum Groschen, und den Groschen, bis er zum Gulden wurde; ich habe gezeigt, was Beharrlichkeit und fester Wille imstande sind und bin darüber siech und alt geworden, und wenn man alt ist, kann man nicht mehr genießen, was man erworben hat. Für wen also habe ich dies alles getan? für wen? Für dich, die du jung und gesund bist, um dir eine glückliche, sorgenfreie Zukunft zu verschaffen; darum aber fordere ich nun auch, daß du meinem Willen unbedingte Folge leistest."

„Aber Vater!" unterbrach ihn Eva.

„Keine Einwendung. So ein Kügelchen, das kaum dem Ei entkrochen, so eine siebenzehnjährige Dorfeinfalt wie du, versteht den Plunder von dem, was ihm taugt; ich aber weiß es und werde danach handeln. In der ganzen Gegend ist nur einer dir angemessen und würdig, die einzige Tochter des Gaberbauers als Hauswirtin heimzuführen, und das ist der Kuchelbauer Josel von St. Nikola."

„Der Kuchelbauer Josel!" rief Eva erschreckt.

„Derselbe; hast du etwas an ihm auszustellen?"

„Ach, Vater, der Kuchelbauer Josel, der — der —"

„Nun, was ist's mit ihm, heraus mit der Farbe!"

„Der hat — einen dicken Hals," fuhr Eva schluchzend fort.

„Torheit," lachte der Gaberbauer. „Besser einen dicken Hals als einen dünnen Beutel. Der Kuchelbauer Josel ist der reichste Bauernsohn auf zehn Meilen in der Runde, und wenn er einmal, — ich meine die Zeit, wo ich nicht mehr da sein werde, — wenn er einmal, sage ich, sein Eigen verkauft und seine Wirtschaft auf den Gaberhof überträgt, so ist der Gaberhof so viel wert als der beste Sitz in der Steiermark. Kurzum, der Kuchelbauer Josel wird kommende Woche seinen Bittelmann in den Gaberhof schicken und um dich anhalten lassen und du wirst nicht nein sagen."

Nach diesen Worten verließ der heftige Alte das bestürzte Mädchen und warf die Stubentüre hinter sich zu.

Eva stand noch eine geraume Weile in der Stube, ohne einen Gedanken fassen zu können und meinte, es müsse ihr

das Herz abdrücken, wenn sie sich vorstellte, daß sie in so kurzer Zeit dem wulsthalsigen Kuchelbauer zum Altar folgen sollte. Ach, und was sollte aus Jörg werden, der ihr mit aller Glut eines liebevollen Herzens zugetan, sein ganzes Lebensglück nur in ihren Besitz gesetzt hatte?

Der Gedanke an Jörg aber brachte sie aus der Verwirrung, die sich ihrer bemeistert, alsogleich wieder zu sich, denn sie erinnerte sich, daß sie versprochen habe, mit ihm in der jetzigen Abendstunde beim sogenannten Schwärzerkreuze zusammenzukommen.

Sie verließ daher sogleich das Gehöfte und eilte mit immer schnelleren Schritten den schmalen Pfad zwischen den Wiesen, auf welchen die rötlichweißen Blüten des Buchweizens in den letzten Abendstrahlen schimmerten, entlang und über die Holzbrücke, welche am Ende derselben über die rauschende Sölk führte, und stieg die mäßige Anhöhe hinan, welche sich hier, von jungem, harzduftigem Tannicht bebüscht, erhebt und wo der Ort ihrer Verabredung sich befand.

An dem Kreuze angekommen, fand sie den Jörg bereits unter demselben hingelagert.

Befremdet fragte dieser das atemlose Mädchen nach der Ursache ihrer Aufregung und unter einem Strome von Tränen erzählte sie ihm das Vorgefallene.

Den armen Jörg überkam eine große Niedergeschlagenheit und er war nahe daran, seine Tränen mit jenen Evas zu vermischen, hätte seine starke Komplexion nicht die Oberhand behauptet. Vergebens suchten sie sich jedoch gegenseitig Trost zuzusprechen. Ach, sie kannten den starken, unwandelbaren Sinn der alten Gaberbauers nur zu gut und wußten, daß ihn von dem einmal gefaßten Vorsatze keine Gewalt der Erde abzubringen vermöge, und dennoch konnten sie nicht den Gedanken fassen, daß der Kuchelbauer Eva heimführen sollte.

Nach langem ratlosen Überlegen kamen sie endlich überein, daß Jörg den Gaberbauer mit ihrer gegenseitigen Zuneigung betrauen und ihm die Überzeugung beibringen sollte, daß beide ohne einander nicht zu leben vermöchten, und wenn ihm das Glück seines Kindes am Herzen läge,

er dasſelbe nur durch die von dieſem gewünſchte Verbindung begründen könne.

Der nächſte Tag war ein Sonntag und als der Gaberbauer von dem Vormittagsgottesdienſte heimgekehrt war und ſeinen Sonntagsrock auf die Kammertüre gehängt hatte, pochte Jörg an die Eßſtube.

Der Gaberbauer empfing ihn mit jener kalten Gleichgiltigkeit, mit welcher der reiche Bauer gewöhnlich dem armen Inhäusler zu begegnen pflegt, und befragte ihn, nachdem ihm Jörg einen geſegneten Morgen gewünſcht, nach der Urſache ſeines Beſuches.

„Da von meinem jetzigen Beſuche,“ begann Jörg, „das Glück meines Lebens abhängt, ſo verargt es mir nicht, daß ich, bevor ich zur Sache ſelbſt komme, noch Früheres in Erwähnung bringe.“

Der Alte ſtutzte und ſah Jörg verwundert an.

„Ihr wißt, ich habe nicht immer in den Umſtänden gelebt, in welchen ich mich jetzt befinde, und an meiner Wiege wurde mir ein anderes Lied von meiner Zukunft geſungen, als in Erfüllung gegangen iſt.“

„Ich weiß,“ verſetzte Gaber, „das Bauernhaus, an deſſen Stelle jetzt der Gaberhof ſteht, war ein Eigentum deines Vaters, den man für einen wohlhabenden Mann halten konnte, und hätte er nicht leichtſinnigerweiſe für ſeinen Bruder, den liederlichen Lumpen, Bürgſchaft geleiſtet und . . .“

„Laſſen wir dies,“ verſetzte Jörg, „die Herzensgüte, die ihm angeboren war, iſt eine Tugend, welche häufig ſtatt desjenigen, der ſie mißbrauchte, getadelt wird. Ich wollte nur erwähnen, daß ſich mein Vater immerdar eurer beſonderen Freundſchaft und Zuneigung zu erfreuen hatte.“

„Allerdings,“ verſetzte der Gaberbauer, der noch immer nicht wußte, wo das hinausführen ſollte. „Kaufte ich ihm doch ſelbſt die alte Baracke und die Äcker und Wieſen hier herum um ein hübſches Sümmchen ab, bevor ſie in die Gant kamen.“

„Dieſe zwiſchen euch und meinem Vater beſtandene Freundſchaft ermutigte mich, den heutigen Schritt zu wagen.“

„Zur Sache," ſagte der Alte.

„Ich will nicht lange um den Brei herumgehen," verſetzte Jörg. „Schon ſeit Jahren hege ich im Stillen eine Neigung zu Eva, welche durch nichts zu beſchwichtigen iſt, und ich glaube, daß dieſe Zuneigung in dem Herzen eurer Tochter einen Wiederklang gefunden habe."

„Blitz und Hagel!" rief der Gaberbauer, indem ſich ſeine buſchigen Augenbrauen zu einem Triangel zuſammenzogen.

„Faſſet keine voreilige Meinung, Vater Gaber. Es iſt zwiſchen uns beiden nichts vorgefallen, was wir nicht vor Gott und euch verantworten könnten. Wohl weiß ich, daß Ihr gegen meine Bewerbung manches einzuwenden haben werdet, daß ich weder Anweſen noch Vermögen beſitze, daß ich auch keine Hoffnung habe, irgend einen Oheim in Amerika zu beerben; aber berückſichtigt dagegen, daß ich der Sohn eures alten Freundes bin, daß Ihr mich von Kindesbeinen an kennt und wohl auch in Erfahrung gebracht habt, daß ich friſch dabei bin, wo es Not tut, Hand anzulegen, daß ich ſchaffen kann, wie nicht bald einer im Dorf und auch den Willen habe, was rechtes zu tun. Bedenkt ferner, daß ihr jemand braucht, der euch zur Hand geht, und daß ich gewiß alles anwenden würde, um Eva glücklich zu machen. Berückſichtigt, daß das Herz eurer Tochter . . ."

„Erſpare dir alle übrigen Gründe," fiel ihm der Alte in das Wort. „Ich kenne ſie alle, und entgegne dir unumwunden, daß ich in dieſe Verbindung nicht einwilligen kann, wenn du auch noch zehnmal werktätiger und zuſchlägiger wäreſt, als du wirklich biſt. Ich habe, was mein eigen geworden, nicht darum durch jahrelangen ſauren Fleiß und Entbehrung erworben, um es jetzt einem armen Teufel, weil er der Sohn meines verſtorbenen Freundes iſt, an den Hals zu werfen. Meine Eva wird nur derjenige als ſeine Hausfrau heimführen, der ebenſoviel Beſitztum aufzuweiſen hat als ſie. Weißt du Mittel und Wege, dies zu erlangen, wohl, ſo melde dich wieder, wo nicht, ſo warte bis ſie vielleicht der Zufall ſo arm werden läßt, als du biſt, in beiden Fällen

werde ich dir keine abschlägige Antwort geben; bis aber nicht einer dieser beiden Fälle eingetreten, laß dir von der Eva und dem Gaberhofe nichts mehr träumen."

Auf dieses ging der Gaberbauer in die Nebenstube. Jörg verließ in einer Art von Betäubung den Gaberhof.

Ohne es zu wissen, war er außer das Dorf und in den Wald gekommen.

Er mußte lange in dieser Gefühlsaufregung in demselben herumgeirrt sein, denn es fing bereits an ganz dunkel zu werden, als ihn ein derber Schlag auf die Schulter wieder zu Besinnung brachte.

Dieser Schlag kam von der Hand eines ihm bekannten Wurzelgräbers, namens Xaveri, welcher jene Gebirgsgegend häufig besuchte, um nach der Enzianwurzel zu graben, woraus der Branntwein bereitet wird, welcher vorzüglich von Alpenjägern und Schwaigerinnen als Stärkungsmittel an rauhen neblichten Morgen gesucht wird, und von welchem Artikel er bereits zwei mächtige Bündel auf dem Rücken trug.

„Grüß Gott, Jörg," sagte Xaveri, „das ist ein wahres Glück, daß ich euch in dieser Einschicht finde. Habe ich mich da beim Wurzelgraben vergangen und finde jetzt weder Weg und Steg nach einem Einlager. Seid doch so gut und geleitet mich dahin, Ihr sollt es nicht umsonst getan haben."

„Bedarf keines Lohnes, um dies zu tun," sagte Jörg und brach sich Bahn durch das Dickicht, durch welches ihm der Wurzelgräber keuchend folgte.

Beide waren weitab von einer Menschenwohnung gekommen und hatten eine gute Strecke durch dick und dünn sich durchzuwinden, bis sie das hölzerne Dach einer Baracke aus den schwarzen Tannen hervorragen sahen.

Es war das Einlager, das die Knappen des nahen Kohlengewerkes zu besuchen pflegten.

Bei demselben angelangt, reichte der wortkarge Jörg dem über sein verstörtes Wesen höchst verwunderten Wurzelgräber die Hand und wollte sich entfernen, aber dieser faßte ihn fest am Arme und sprach:

„Das geht nicht so. Wollt Ihr keinen Führerlohn, so

müßt Ihr mindeſtens ein Seidel Schilcher (Schielerwein) mit mir trinken.“

Jörg wollte Ausflüchte machen, aber der Wurzelgräber ließ nicht ab und zog ihn halb mit Gewalt in die rauchige Holzſtube.

In dieſer waren bereits, nebſt einem ſogenannten Kraxenträger, der bei ſeinem Warenbehälter eingeſchlafen, noch drei geſchwärzte Hüttenarbeiter aus dem Kohlenberge anweſend, welche die Eintretenden als alte Bekannte begrüßten.

Nicht lange, ſo ſaß Jörg und der Wurzelgräber bei ihnen an dem rohgezimmerten Bauerntiſche bei einem vollen Krügelchen.

„Ei, Jörg,“ ſagte der Brennmeiſter-Tonl, „das iſt gar ein ſeltener Beſuch im Einlager. Bring dir's!“ fuhr er fort und reichte ihm ſein Krügelchen, aus dem der Jörg ihm zutrinken mußte.

„Aber zum Geier, was machſt du denn für ein Geſicht? Du ſiehſt ja drein, als ob dir der Schwaden das Grubenlicht ausgeblaſen hätte?“

„Laß das,“ ſagte Jörg, „ich bin nicht ſehr redelaunig.“

„Das kann ich bezeugen,“ ſagte Xaveri, „denn zu allem, was er mit mir ſeit einer Glockenſtunde geſprochen, iſt nur ein einziger Atemzug nötig; zudem ſah er dabei aus, als ob er an einer Kalmuswurzel gekaut hätte.“

„Was iſt dir denn über die Leber gelaufen?“ fragte der Tonl weiter.

„Ah, was nützt dir's, wenn ich dir's ſage,“ antwortete Jörg. „Du kannſt mir doch nicht helfen.“

„Das mag ſchon ſein,“ verſetzte dieſer, „aber beſſer iſt's doch, wenn man ſich mitteilt, wenigſtens wird einem dabei leichter ums Herz.“

„Mir wird dadurch nicht leichter werden,“ erwiderte Jörg.

„Ich wette, ich bin dir auf den Fahrſchacht gekommen,“ ſagte Tonl mit pfiffigem Lächeln, „ohne daß du mich darauf gebracht haſt. Es betrifft des Gebauers Evi.“

„Wer hat dir das geſagt?“ fuhr Jörg heftig auf.

„Ei, da müßte man ſo ein blinder Maulwurf ſein, wie der Gaberbauer ſelbſt," fuhr der Toni fort, „um euch nicht zuweilen im Zwielicht an dem verrufenen Schwärzerkreuz geſehen zu haben. Aber ich kann dir's auch nicht verargen, daß dir die Evi den Fleck unterm Bruſtlatz warm gemacht hat. Sappermoſt, iſt da ein Holz bei der Wand!"

„Nun ja, da Ihr's einmal wißt," ſagte Jörg, „ſo mag ich es nicht leugnen; ich bin in die Dirne vernarrt und kann ohne ſie nicht leben, und heute — habe ich bei dem ſilzichten Alten um ſie angehalten."

„Und biſt mit einer langen Naſe heimgeſchickt worden," ergänzte Toni, „das war vorauszuſehen; darum aber brauchſt du dich nicht ſo der Deſperation hinzugeben. Das Erz kommt nicht mit dem erſten Schlägelſtreich zutage."

„Ah, da kennt Ihr den Gaberbauer nicht," verſetzte Jörg, „wenn Ihr meint, daß der jemals ſeinen Entſchluß ändert."

„Und was gab er dir für einen Mutzettel?"

Jörg preßte noch einmal ſeine Hand auf die glühende Stirne und erzählte ſodann dem Toni mit kurzen Worten, wie ſchnöde ihn der Gaberbauer empfangen und mit welchem Hohn er ihn abgefertigt habe.

Als er aber geendet, ſchlug Toni ein ſchallendes Gelächter auf und ſagte: „Na, da haſt du's ja auf der flachen Hand. Du kannſt dich nicht ſo reich machen als Eva iſt, aber . . ."

„Was weiter?" ſtotterte Jörg.

„Du könnteſt ſie ſo arm machen als du ſelbſt biſt, wenn dir nur um die Dirne und nicht um das Grubenerz des Alten zu tun iſt," flüſterte er ihm in das Ohr.

„Auf welche Weiſe könnte ich dies?" fragte Jörg verdutzt.

„Steck' ihm den Gaberhof in Brand," flüſterte auf gleiche Weiſe der Bergmann.

„Wahnſinniger!" rief Jörg und wollte aufſtehen. Toni aber drückte ihn auf den Holzſtuhl zurück und ſagte lachend: „I nu, es ſteht ja jedem frei, zu ſchürfen wie er mag, auch

war es ja nur ein Scherz. Übrigens sei kein feiger Kerl und gib dich darum nicht dem Mißmut hin. Wenn du eine wahrhafte Neigung zu der Dirne hast und sie zu dir, so ist dein Schacht noch nicht am Auflassen. Der Alte hat's auf der Brust und kann auf ja und nein zu Bruche gehen. Doch da sehe ich, daß mein Krügelchen schon wieder leer geworden ist. Heda Andl," rief er der dralleu Magd zu, welche eben auf der Ofenbank einzunicken begann, „frischen Schilcher!"

„Ich muß fort," sagte Jörg.

„Erst mußt du dich in eine bessere Stimmung trinken. Aber was seh' ich, du bist ja noch zu gar keinem Anlassen gekommen. Frisch auf, steig mir nach!" rief er sodann, nachdem die Kellnerin das Verlangte gebracht und die Zehrung auf den Soolbaum geschrieben, indem er sein Krügelchen erhob und es bis zur Hälfte ausleerte.

Jörg aber ließ das seine unberührt und sprach: „Ich bin heut' nicht aufgelegt, mit dir Wett zu trinken."

„Hat man jemals so etwas in der Sölk erlebt?" rief der Brennertoni und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Krüge tanzten. „Sitzt der waldbäuerische Kienkloben vor einem vollen Kruge, als ob er einen spach gewordenen Kübel vor sich hätte; dich sollte man ja gleich mit Schlegel und Handfäustel bearbeiten. Aber warte, ich will doch sehen, ob es nicht möglich ist, das böse Wetter aus dir hinauszubringen."

Auf dieses begann er alle ihm zu Gebote stehenden Mittel, die sein natürlicher Witz und die ihm angeborne Heiterkeit aufzubieten vermochten, in Anwendung zu bringen; ja er zwang sich sogar, Spottreime zu improvisieren und auf den armen Jörg herabzusingen, wenn man es so nennen darf, um den Trübsinnigen umzustimmen.

So sehr sich aber der Toni auch bemühte, dies zu bewerkstelligen, wobei ihm der Wurzler möglichst beistand, so wenig wollte es ihm gelingen, und die erste Gelegenheit sich loszumachen benützend, verließ Jörg, zum Verdruß der Zurückbleibenden, die Waldbaracke.

Finster und in sich gekehrt schritt Jörg durch die stock-

finstere Nacht seinem Heimwesen zu, aber unwillkürlich drängten sich ihm die Worte des Bergmanns ins Gedächtniß zurück: „Du kannst dich nicht so reich machen als sie ist, aber sie so arm als du bist, wenn dir bloß an der Dirne gelegen ist.“

Mit der Morgendämmerung des nächsten Tages ging Jörg seiner Beschäftigung im Holzschlage nach, allein nicht so frisch und arbeitsmutig als sonst. Ihm war, als ob ein Stein in seinem Herzen läge. — „Du kannst dich nicht so reich machen als sie, aber sie so arm als du es bist,“ dieser Gedanke schlug, immer wiederkehrend, wie ein gespenstiger Rabe mit seinen schwarzen Fittichen an sein Gehirn.

An diesem Tage war aber auch ein finsterer Geist in den Gaberhof eingekehrt, welcher seinen unheilvollen Einfluß auf die Bewohner in sichtbarer Weise ausübte.

Stumm und niedergeschlagen verrichtete Eva ihre häuslichen Geschäfte und ging mit einer Art von Scheu ihrem Vater aus dem Wege, welcher mißmutiger und grämlicher als je im Hofe herumhantierte.

Man sah es beiden an, daß sie etwas auf dem Herzen hatten, das sie vor einander zu verbergen suchten, das aber doch, über kurz oder lang, zur Mitteilung kommen mußte.

Auf diese Weise war der Mittag gekommen und Vater und Tochter setzten sich, gewohnter Weise mit Mirzl, der Großmagd, und dem übrigen Gesinde zu Tische, vermieden es aber, sich mit den Augen zu begegnen oder ein Gespräch anzuknüpfen.

Es war eine unangenehme, peinigende Lage, welcher am Ende der alte Gaber überdrüssig wurde und das Schweigen brach.

„Höre, Eva, das kann nicht so zwischen uns bleiben,“ sagte er, „es muß einmal zum Verständnis kommen. Du weißt, daß gestern der Jörg bei mir war und um mich anhielt, und da du meine Denk- und Sinnweise kennst, so ahnst du wohl, welchen Erfolg seine Bewerbung gehabt haben konnte, und trägst nun Groll und Bitterkeit gegen deinen Vater in dem Herzen.“

„Ihr irrt, Vater, ich trage nichts in den Herzen als

den Schmerz über mein Lebensglück, das euer Ausspruch vernichtet hat."

„Du bist ein törichtes Weibsstück," versetzte der Alte „welchen den Kopf zurechtzurichten ich dem Kuchelbauer Josel überlasse. Was du da von Lebensglück faselst, ist Schnack und nichts weiter. Das Lebensglück besteht in einem nährigen Hausstand und nicht in solchen verliebten Träumereien, wie dir im Gehirne herumspuken."

„Und was gabt Ihr Jörg für einen Bescheid?" fragte Eva, ohne das Vorhergegangene zu beachten.

„Was sollte ich ihm für einen Bescheid geben? Ich stellte ihm die Bedingnisse, unter welchen er allein auf eine Gewährung seiner Bewerbung zu hoffen habe."

„Und diese sind?"

„Daß er sehe, ein Besitztum aufzuweisen, das dem deinigen gleichkommt, oder daß er solange zuharre, bis du —" fuhr der Alte zögernd fort.

„Nun," fragte Eva gespannt, „bis ich?"

„Bis du so mittellos geworden sein würdest, als er es ist."

„Vater," sagte Eva, nach einer Pause, mit einem an ihr ungewohnten Ernste, „Ihr versündiget euch an Gott."

„Wie meinst du das?" fragte der Alte befremdet.

„Ihr fordertet mit dieser Spottrede, mit welcher Ihr den armen Jörg zu demütigen suchtet, den Himmel heraus, euch das wieder zu nehmen, was er euch in seiner Gnade beschieden hat."

„Du bist eine Närrin," sagte der Alte, nicht ohne daß ein Anflug von Bangigkeit seine Seele durchschauert hätte, und im Geheimen erstaunt, woher sie den Mut nehme, ihm dies zu sagen. „Bei einer Wirtschaft, wie die im Gaberhofe, ist nicht die Möglichkeit abzusehen, daß sich jemals der Wohlstand, der aus ihr hervorgeht, in einen Wehestand verwandeln könne. Bei Sparsamkeit und Fleiß ist immer des Himmels Segen. Doch soeben fällt mir ein, daß ich den Leuten nachsehen muß, die gerade daran sind, die heurige Fechsung, mit der mich Gott gesegnet, einzuheimsen. Noch

einmal, ſchlage dir die Mücken aus dem Kopf und mache dich bereit, den Kuchelbauer Joſel zu empfangen, wie es ſich für des Gaberbauers Tochter ſchickt.“

Mit dieſen Worten entfernte er ſich.

Eva blieb in der Stube mit ihrer ganzen Troſtloſigkeit allein. Erſt ging ſie mit geſenktem Haupte einigemale auf und nieder, als ſuchte ſie eine verlorene Stecknadel, dann rang ſie ſtumm die Hände, endlich ſetzte ſie ſich in einen Winkel und weinte bitterlich.

„Pſt! Pſt!“ tönte es aus der Nebentüre.

Eva ſchreckte auf. Es war Mirzl, die Magd, welche den Kopf durch die halbgeöffnete Türe ſteckte.

„Was willſt du?“ fragte Eva, ſich die Augen trocknend.

„Ich weiß alles,“ ſagte Mirzl in die Stube tretend, „und mir tut das Herz weh, daß die Jungfer ſich ſo hinabhärmt. Vielleicht ſteht es doch nicht gar ſo ſchlimm, als es das Anſehen hat. Da hab' ich einen Einfall. Wißt Ihr was, gehen wir zur krummen Schmiedin in den Fuchsgraben, die ſoll der Jungfer Karten legen, vielleicht erfahren wir durch ſie etwas Tröſtliches.“

„Für mich und den Jörg gibt es keinen Troſt mehr, als daß wir im Jenſeits doch zuſammenkommen werden.“

„Die krumme Schmiedin,“ fuhr Mirzl fort, „hat erſt kürzlich der Hegebauer Käth ihrer Baſe, der Annelies, die lauter Unglück vor ſich geſehen hat, das ſchönſte Glück prophezeit. Vielleicht iſt es auch ſo bei euch. Wenn es dunkel wird, hole ich euch im Baumgarten ab, und dann ſpringen wir hinüber.“

Auf dieſes entfernte ſich Mirzl, ohne eine Antwort abzuwarten.

Es war bereits ganz dunkel geworden und der Mond machte bereits wieder ſeine Wirkung geltend, ſo oft er aus den Wolken hervortrat, die in langen Zügen am Horizont dahineilten, und hing ſeine Silberflocken an die ſchwarzen Bäume des Bergwaldes, die ihm ihre Zweige entgegenzuſtrecken ſchienen, als die beiden Mädchen aus dem nächtigen Baumgarten ſchlüpften und leicht wie Elfen dahinſchwebten.

Sie mußten, um zu dem Fuchsgraben zu gelangen, den Pfad am Saume des Waldhanges, zur Seite der rauschenden Sölk verfolgen und einige Brücken über die letztere und ein paar längere Wiesenflächen überschreiten.

Sie waren eben im Begriffe, über eine der letzteren hinwegzueilen, als sie plötzlich eine Reihe langer, finsterer Gestalten vor sich erblickten, welche in einem Halbmond aufgestellt waren und ihnen das Herz im Leibe erzittern machten. Eva und Mirzl blieben atemlos, wie in die Erde gewurzelt, und sahen mit weit geöffneten Augen nach der grauenvollen Gruppe, welche regungslos ihr Näherkommen zu erwarten schien.

„Jesus Maria!“ rief Mirzl mit halblauter Stimme, „das sind Räuber oder Gespenster!“

„Sie regen sich nicht!“ sagte Eva.

„Es müssen ihrer über dreißig sein. Ach du lieber Himmel, wenn sie uns nur nicht den Hals umdrehen!“

„Vielleicht sind es Leute aus dem Windischen.“

„Ich laß es mir nicht nehmen, daß es Gespenster sind. Kehren wir lieber um! —“

„Wir sind ihnen bereits zu nahe gekommen, um dies zu tun. Auch blinkt dort drüben schon das Licht aus der Hütte der alten Schmiedin; laß uns so geschwind, als wir können, an ihnen vorüberlaufen.“

„Meinetwegen,“ seufzte Mirzl, „ich tue, was die Jungfer tut, und wenn es mein letztes Ende sein sollte.“

Auf dieses schürzten sich die beiden Dirnen, bekreuzten sich hastig und liefen, was sie konnten, über die Fläche. Mit fliegenden Busen und in unaussprechlicher Angst waren sie den unheimlichen Nachtgestalten näher gekommen, als der Mond abermals sein volles Licht über diese ergoß und die Mädchen überrascht stehen blieben.

„Mirzl,“ fragte jetzt Eva, „erkennst du die Gespenster?“

„Gottlob,“ antwortete diese, „es sind Hüfeln, welche sonst nie auf diesem Brachfelde standen.“

Und so war es auch; was ihnen als dräuende Gestalten erschienen, waren jene, mit Quersprossen versehenen Pfähle,

Hüfeln genannt, auf welchen man in der Steiermark Klee und andere Fruchtgattungen zu trocknen pflegt und die nicht selten eine ähnliche Täuschung bewirkt haben mochten.

„Sie sehen wahrhaftig wie Hexenweiber aus, die sich soeben anschicken, den Kehraus zu tanzen," sagte Eva.

„Mir grauset," entgegnete Mirzl, „obgleich ich jetzt weiß, daß es nur Hüfeln sind."

„Komm und laß uns nicht länger verweilen," mahnte Eva, und in wenigen Minuten traten sie durch die unverschlossene Hüttentüre der Kartenschlägerin.

Die krumme Schmiedin, ein häßliches, in einzelne Lappen gehülltes Beingerippe mit langen, hängenden Haaren und tiefen Augenhöhlen, saß auf einem niederen Stuhle an einem mit allerlei Wust vollgekramten Tische, auf dem eine Lampe solch kärglichen Schimmer verbreitete, daß man nur die wachsgelbe Nase der Schmiedin und ihre dürren Knochenfinger gewahr werden konnte, welche in einem Pflanzenbündel herumwühlten, die Gegenstände in der Stube aber gänzlich unkenntlich erscheinen ließ.

„Schau, schau, Gaberbauers Evchen, sieh, sieh, wer führt denn dich zu der alten Fuchsgrabenschmiedin?"

„Ihr sollt der Jungfer Karten legen," versetzte Mirzl, da Eva verlegen schwieg.

„Wußt's ja schon," versetzte verschmitzt lächelnd die Alte und erhob sich von ihrem Sitze, die Blöße ihrer nackten Gliedmaßen durch die Lappenrisse zeigend, und humpelte zu einer Truhe, von der sie sogleich wieder zu dem Tisch zurückkehrte und auf diesen ein Spiel abgegriffener und beschmutzter Karten legte.

„Du möchtest gern was Liebes von deinem Schatz hören? Nicht?" fragte die Alte. „Kann dir's aber nicht verbürgen. Wie es fällt, so ist's, aber eintreffen tut's auf ein Haar, darauf kannst du dich verlassen. Doch zur Sache!" Hierauf mischte sie einigemale die Karten, nahm einen alten Totenknochen und machte mit demselben einige Zeichen auf die oberste und legte sie dann in Reihen auf den Tisch.

Die beiden Mädchen warteten beklommen neugierig auf

das, was da kommen würde, während die Alte ihre häßlichen, grünfunkelnden Augen ſtarr auf die Kartenblätter geheftet hatte.

Nach einer Weile ſchüttelte ſie den Kopf, krabbelte in dem zauſigen Haare und murmelte einige unverſtänliche Worte; dann miſchte ſie die Karten wieder zuſammen und breitete ſie abermals auf den Tiſch.

„Es bleibt dabei," ſagte ſie ſodann, „wenn ich ſie zehnmal miſchen würde. Eichelober, Schellenkönig, Herzaß, Herzbub. Es iſt nicht anders. Herzaß, das biſt du ſelbſt, das verlangt nach dem Herzbuben; dieſem aber ſteht, nebſt dem Schellenkönig hier, auch noch der Eichelober in dem Weg. Dann die ... ein ... zwei ... drei ... vier Roten, die du hier beieinander ſiehſt, die bedeuten ein großes Unglück, das euch bevorſteht; dieſes Unglück beſteht" ... in dieſem Augenblicke kniſterte die Flamme in der Ampel hoch auf und verloſch unter einem erſtickenden Qualme.

„Vermaledeite Lampe!" ſchmälte die Alte, während ſie auf dem Tiſch herumkramte und dabei einige Flaſchen und Tiegel umſtieß, bis es ihr wieder gelang, den Docht zu entzünden. Als dieſes geſchehen, warf ſie einen Blick auf die Karten, welche in völlige Unordnung geraten und mit verſchiedenen Flüſſigkeiten übergoſſen worden waren. „Daß dich die Peſtilenz! Nun iſt alles aus," rief ſie; „nun kann ich dir nichts Näheres ſagen, als bis der Mond wieder wie heute über dem Schwarzkogel ſteht."

„Ich weiß genug," ſagte Eva und legte einige Silbermünzen auf den Tiſch. „Hier für eure Mühe, und nun komm, Mirzl, und laß uns nach Hauſe eilen."

„Gehabt euch wohl," krächzte die Alte, „vielleicht nächſtens ein Beſſeres; kommt nur bald wieder, das Glück iſt kugelrund und was heute unten, iſt morgen oben." Mit dieſen Worten leuchtete ſie den beiden Mädchen mit der flackernden Lampe zur Türe hinaus.

„Ach, das war auch juſt nichts Tröſtliches," ſeufzte Mirzl, als ſie wieder, flüchtig wie ſie gekommen, ihren Weg zurücklegten.

„Ich ſagte dir's ja," erwiderte Eva niedergeſchlagen, „für mich und den Jörg gibt's auf Erden nichts Tröſtliches mehr als den Tod."

Sieben Tage waren ſeitdem vergangen und Jörg hatte ſich zweimal bei dem Schwärzerkreuze eingefunden, ohne Eva zu treffen; doch hatte er in Erfahrung gebracht, daß des Grabenpeters Steffel von St. Nikola als Bittelmann des Kuchelbauern-Joſel im Gaberhofe zugeſprochen, für denſelben um Eva angehalten und das Jawort erhalten habe.

Am darauffolgenden Sonntag ging er in den Vormittagsgottesdienſt. Auch der Gaberbauer war anweſend und unter den Weibsleuten entdeckte er alſogleich Eva. Sie hatte ſtark verweinte Augen. Er glaubte, es müſſe ihm das Herz zerſprengen.

Als er durch das niedere Bogengewölbe unter dem Chore in die Kirche trat, hielt der alte Pfarrer eben die Predigt, deſſen Text die Nichtigkeit des irdiſchen Beſitzes und die Wohltätigkeit der Armut verhandelte.

„Der Reiche, meine Kinder," ſagte er, „bezieht ſeine Zinſen ſchon in dieſer Welt, der Arme aber erhebt die ſeinigen nicht, ſondern läßt ſie bei dem lieben Herrgott ſtehen, der ſie ihm zu dem Stammkapital hinzuſchlägt für das beſſere Jenſeits; darum fühlt erſt der Reiche, wenn der Arme ſtirbt, wie reich dieſer iſt."

„Glaubt darum ja nicht," fuhr er fort, „daß das Glück in dem Reichtum beſtehe; oft, ja gemeiniglich, iſt er die einzige Urſache alles Übels, und es wäre zuweilen beſſer, dieſen ſündigen Mammon von ſich zu werfen und ſein Glück in Gott und ſich ſelbſt zu ſuchen, wo es nur allein zu finden iſt, als ſich der Sucht der Vermehrung desſelben hinzugeben, welches nur immer neue Begierde erweckt, die niemals befriedigt wird."

„Ach," ſeufzte Jörg, als er darauf die Kirche verließ, „ich möchte es ja auch nirgends anders ſuchen! Wenn doch nur der Teufel den Gaberhof holte. Wäre es nicht ſelbſt zum Seelenheile des alten Geizhalſes, wenn ihm der liebe Gott dasjenige wieder nähme, was ihn ſo fühllos und hart-

herzig macht? — Aber wie," philoſophierte er weiter, „wenn du zu dem Mittel auserwählt wäreſt, dies zu tun?! — Auf welche Gedanken gerätſt du!" rief er ſich plötzlich ſelber zu und riß ſich heftig den Hut vom Kopfe, um ſeinem erhitzten Gehirne Luft zu machen. — „Willſt du ein Brandſtifter werden? Du, ſo ehrenwerter Leute Kind? — Aber, wenn es nicht bloß ein Zufall geweſen wäre, der mir in das Ohr geflüſtert: du kannſt ſie ſo arm machen als dich ...! Und ſagte der hochwürdige Herr nicht: Es wäre oft beſſer, den ſündigen Mammon von ſich zu werfen?" Dieſe und ähnliche Gedanken erfüllten ihn dermaßen und verwirrten ihn ſo ſehr, daß er erſt ſpät, nachdem die anderen Holzmacher ſchon halb abgegeſſen hatten, und wie ein Betrunkener zu ſeinem Dienſtherrn, dem Holzmeiſter, gelangte.

Mit jedem darauffolgenden Tage erwachten aber dieſelben Gedanken in ihm, ſo ſehr er ſie auch niederzukämpfen ſich beſtrebte, und drehten ſich in wirbelnder und immer wiederkehrender Kreisbewegung in ſeinem Kopfe herum.

Endlich faßte er den Entſchluß, die Ausführung ſeines Vorhabens dem Zufall, oder wie er in irriger Weiſe meinte, der Fügung des Himmels zu überlaſſen. Er wollte nämlich am Gaberhofe vorübergehen und im Falle er Evi anſichtig würde, derſelben einen Wink geben, wie er ſonſt zu tun pflegte, wenn er ſie am Schwärzerkreuze zu ſehen wünſchte. Käme ſie ſodann, ſo wollte er ihr alles geſtehen und ihrem Ausſpruche folgen, käme ſie jedoch nicht, ſo wolle er dies als ein Zeichen betrachten, daß die Vorſehung ſeinen Vorſatz billige.

Wirklich machte er ſich auch auf, als er Eva zu Hauſe vermutete und ging am Gaberhofe vorüber. In die Nähe gekommen, hörte er die Stimme des Alten poltern und ſchelten und ſah Eva, wie von einer inneren Ahnung getrieben, an das Fenſter treten. Sie wurde glühend rot, blickte ſcheu hinter ſich und nickte ihm einen Gruß.

Jörg erwiderte denſelben, warf einen flüchtigen, aber bedeutungsvollen Blick nach der Brücke und verſchwand.

Als es Ave Maria läutete, fand er ſich an Schwärzerkreuze ein.

Die Nebel hüllten die Talgegend umher; aus den Essen des Dorfes kräuselte der weiße Rauch und aus den offenen Türen der Bauernhäuser blinkte das Küchenfeuer in die Abenddämmerung heraus.

Er harrte mit pochendem Herzen. Es dunkelte immer mehr. Ein Herdfeuer um das andere verglomm; schon funkelten hin und wieder einzelne Sterne.

Die Wälder wurden schwärzer und schwärzer — endlich war es ganz finster geworden — Eva war nicht gekommen.

Sein Schicksal ward entschieden.

Am nächsten Morgen stand er auf, kleidete sich hastig an und verließ das Haus seines Dienstherrn, ging aber nicht an seine Arbeit in den Holzschlag, wie er sonst zu tun pflegte, sondern nahm seinen Weg nach dem Wald, der das Dorf begrenzte, wo er sich an einer einsamen Stelle in das schwellende Moos warf und sich seinem finstern Brüten überließ.

Von herüben und drüben erscholl die schwerfallende Axt seiner Kameraden, von dem Echo vervielfacht, aber Jörg hörte sie nicht.

Tiefe Stille umgab den in Gedanken Versunkenen, nur zuweilen durch das Gekreische eines Waldvogels oder durch das Geräusch unterbrochen, das eine fallende Tannenfarre verursachte.

Jetzt scholl leises Glockengeklingel herüber. Einzelne Kühe kletterten am entgegengesetzten Waldhange empor, denen einige Kitzlein, lustig von Stein zu Stein springend, folgten. Endlich verlor sich auch dieses.

Jetzt hatte die Sonne ihren Zenith erreicht und warf senkrechte Strahlen auf den reglos Hingestreckten.

Nun raffte er sich auf und verließ die Holzung, um in das Dorf hinunter zu steigen.

Nachdem er den Abhang hinab gekommen, der zur Holzbrücke führte, begegnete er einem Manne in einer Puffjacke, es war der Brennmeistertoni, der seit Mitternacht im Bergwerk gearbeitet und eben jetzt seine Schicht vollendet hatte.

Verwundert, den Jörg zu dieser ungewöhnlichen Zeit

hier zu treffen, fragte der Brennmeistertoni: „Heute nicht in der Arbeit?“

„Komm erst in der Nacht daran,“ antwortete Jörg.

„Dann seid ihr schon fertig, wenn ich wieder zur Anfahrt komme,“ entgegnete der Toni und ging weiter.

„Ja, dann bin ich fertig,“ murmelte Jörg zwischen den Zähnen, „aber der Gaberbauer ist's dann auch,“ setzte er in Gedanken dazu.

Als er am Gaberhofe vorüber kam, war weder der Gaberbauer noch Evi zu sehen; beide befanden sich noch draußen auf dem Felde. Nur der alte Blaß, der treue Wächter des Hauses, lag vor demselben, den gewaltigen Kopf auf die Vorderpfoten gelegt, und sonnte sich. Unverweilt begab sich Jörg zu dem Krämer des Dorfes und kaufte ein Päckchen Schwefelhölzchen. Hierauf ging er in den Wald zurück, wo er sich wieder seinen schwarzen Gedanken hingab.

Ein leiser, ferneher klingender Schall weckte ihn wieder aus seinen Träumereien. Es war das Ave Maria.

Jörg nahm den Hut vom Kopfe, faltete andächtig die Hände und betete: „Herrgott, wie du willst! — Ich dachte nicht, daß es so kommen würde, aber dein Wille geschehe im Himmel wie auf Erden. Amen.“ Darauf verfiel er in ein heftiges Schluchzen, denn er dachte daran, wie oft er als Kind das Ave Maria mit seiner Mutter gebetet hatte, und verhüllte sein Gesicht mit beiden Händen.

Endlich war es ganz finster geworden. Jörg dachte noch immer: „Wenn Gott es nicht will, daß ich es ausführe, so wird er schon jemand herbeikommen lassen, der mich daran hindert.“ Aber niemand kam.

Auf dem alten Kirchenturme im Dorfe schlug es in gemessenen Schlägen Eilf, als er sich aufraffte und in das Dorf hinabging.

Es war eine regenfeuchte, finstere Nacht. Kein Laut erscholl. Nur die Wellen des rasch dahin schießenden Sölkbaches rauschten und murrten unheimlich an sein Ohr und die Maschine des benachbarten Kohlenwerkes gab zuweilen ein seufzendes Getöse von sich.

Jörg konnte ſich eines inneren Grauens nicht erwehren, doch war dieſes nicht imſtande, ihn von ſeinem Vorſatze abzubringen. Langſam ſchritt er den bekannten Felſenpfad am Tannenwald hinab und ſtand in kurzer Zeit jenſeits der Brücke, vor dem Gaberhofe.

Tiefes Schweigen lag über denſelben gebreitet. Wohlbekannt mit der Örtlichkeit des Bauernhofes, überſtieg er einen Weidenzaun, beſchwichtigte den Blaß, der im Hof an der Kette lag und bei ſeinem Erſcheinen anſchlug, und ſtieg ſodann durch ein Fenſter in die Scheune und über eine Leiter auf den Heuboden.

Dort angelangt, vernahm er ein Geräuſch im Hofe. Er ſpähte durch eine Spalte der Bretterwand. Es war der Alte, der durch das Anſchlagen des Hundes wach geworden und in den Hof gegangen war, als er aber den Blaß ruhig vor ſeiner Hütte liegen ſah, ſich wieder in ſeine Stube zurückbegab.

„Gottes Wille iſt's, daß es geſchehe," murmelte Jörg, nahm ſodann ſeine Schwefelhölzchen hervor und entzündete ein Büſchel Stroh, löſchte es aber ſogleich wieder aus, denn ihm war, als ſei ſeine Mutter hinter ihm geſtanden und habe ihn am Arme gehalten.

„Ich will noch eine Viertelſtunde warten," ſagte er zu ſich, in der Meinung, er würde vielleicht doch noch in dieſer Friſt, durch Gottes Fügung, an ſeinem Vorhaben gehindert werden.

Die Viertelſtunde verrann. Es ſchlug halb zwölf Uhr; da nahm er drei Zündhölzchen, entzündete ſie und ſteckte ſie in das Stroh.

Faſt zu gleicher Zeit aber zog er auch ſchon ſeine Lederjacke aus und warf ſie darüber, mit dem Gedanken: „Brennt es nicht, ſo läßt es Gott nicht zu."

Hierauf ſprang er wieder auf die Tenne herab und verließ eilig das Gehöft.

Unaufhaltſam und ohne ſich umzuſehen, eilte er fort und befand ſich in kurzem, ohne es zu wiſſen, bei dem Schwärzerkreuze, wo er ſich auf die Erde warf.

Sein Herz pochte heftig, sein Gehirn brannte. Schwarz wie ein Bahrtuch lag die Nacht über ihn gebreitet. Er zählte die Sekunden. Schon glaubte er, daß der Himmel sein Unternehmen verhindert habe, als ihn eine plötzliche Färbung der Wolken vom Gegenteile überzeugte.

Ein dumpfes Geräusch, wie das Gemurre von vielen Stimmen, schlug an sein Ohr und bald erscholl die Glocke im Turme mit ihren schauerlich schneidenden Tönen, in welche sich gleich darauf das entfernte Glockengebimmel von St. Nikola und Großsölk mischte.

Immer röter und röter färbte sich der Horizont. Schon sah Jörg einzelne Funken in die schwarzen Lüfte aufsteigen, denen endlich ganze Feuergarben nachfolgten. Das Schreckliche war geschehen. Aber immer röter und röter wurde der Himmel, eine blendende Lohe wälzte sich weithin über die Wipfel der Tannen; das konnte der Gaberhof nicht allein sein.

Von einer entsetzlichen, namenlosen Angst ergriffen, raffte sich Jörg empor und eilte nach einer Lichtung des Bergwaldes, von wo aus er die Talgegend übersehen konnte.

Gerechter Himmel! Der Gaberhof und das ganze Nachbardorf stand in lichterlohen Flammen.

Beinahe ohnmächtig vor Schrecken, stürzte Jörg zusammen. Er wußte es nicht, wie lange er so gelegen; als er aber wieder zu sich kam, glaubte er den Pfuhl der Hölle vor sich geöffnet zu sehen.

Gleichwie eine ungeheure Schmiedeesse lohte ihm der Brand in seiner vollsten Verheerung entgegen, mit grellem Schein die nächsten Gegenstände, aber mit einer eigentümlichen, magischen Färbung die benachbarten Felsenschroffen und Waldhänge beleuchtend. Undeutliche, nachtfinstere Gestalten wogten und bewegten sich in unheimlicher Hast um den webernden Brodem, aus welchem die lichten Feuersäulen zum geröteten Himmel aufwirbelten. Deutlich vernahm er aus dem chaotischen Gewirre das Jammergeheul der Verunglückten, das Angst- und Wutgebrülle der Tiere in den Ställen, hörte den erschütternden Einsturz der Gemäuer

und das Praſſeln der vom Brande ergriffenen Sparren und Gebälke, übertönt von dem vergeblichen Hilferuf der Glocken.

Von Fieberfroſt durchſchauert und mit aneinander klappernden Zähnen raffte er ſich auf und ſtürzte in das dickſte Dickicht hinein; aber wohin er ſich auch flüchtete, immer ſcholl ihm Jammergeheule, Gebrüll und Glockengeläute in das Ohr.

Es war bereits wieder Abend geworden, als er aus einem bewußtloſen Zuſtande erwachte, in dem er den Tag über gelegen haben mußte, und darauf wieder ſeine Flucht fortſetzte. Kleider und Bundſchuhe waren zerriſſen, ſeine Hände bluteten und ſein linker Fuß, den er ſich ausgelenkt haben mußte, ſchmerzte ihn bedeutend; aber was war das alles gegen die Höllenpein, die ſein Innerſtes durchtobte.

Ohne ſich Ruhe oder Raſt zu gönnen, verfolgte er ſeinen Weg, bis er wieder durch Erſchöpfung und Seelenangſt in Bewußtloſigkeit verfiel.

Erſt am dritten Tage fanden ihn zwei Bewohner von St. Nikola in dem ſogenannten Gotſcheergraben, einer Talſchlucht, die von zwei Krainern den Namen erhielt, welche eines Winters dort verunglückt waren.

Jörg wand ſich in heftigen konvulſiven Schmerzen auf der Erde, als ſeiner die Bauern, durch ſein Geſtöhn an die Stelle gelockt, anſichtig wurden. Er hatte, von Hunger gefoltert, denſelben durch Wolfsbeeren, die er nicht kannte, zu ſtillen geſucht und ſich mit dieſen vergiftet.

Unter den Äußerungen der tiefſten Reue teilte er noch den Landleuten das Vorgefallene mit und verhauchte gleich darauf, unter fürchterlichen Zuckungen, in ihren Armen ſeinen Geiſt.

Die von Entſetzen ergriffenen Landleute begaben ſich hierauf eiligſt auf den Schauplatz des Verbrechens und erzählten den unglücklichen Abgebrannten, was ihnen begegnet.

Der Pfleger von St. Nikola, welcher eben auf der Brandſtätte anweſend war, ſchickte ſogleich den Dorfbader in den Gotſcheergraben, um die Leiche zu obduzieren, worauf dieſelbe von dem Nachtwächter des Ortes, der zugleich Toten-

gräberdienſte verrichtete, an Ort und Stelle, wo ſie lag, eingeſcharrt wurde.

Der Gaberbauer war durch dieſen Brand zum Bettler geworden und mußte, da das Vermögen, welches er in Papieren beſaß, in den Kohlentrümmern des Gaberhofes zu Aſche geworden war und er den letzteren nicht mehr aufbauen konnte, die Gründe, die zu demſelben gehörten, unter dem Werte einem bemittelten Nachbarn überlaſſen und ſich bei einem anderen einmieten.

Von dem Kuchelbauer Joſel war ſeit dem Brande nichts mehr zu hören; jedoch vernahm man in einiger Zeit, daß er ſich mit der Tochter eines reichen Gewerken aus dem Lungau verehelicht habe.

Von dieſem Momente an verſchlimmerte ſich das Bruſtleiden des alten Gaberbauer mit jedem Tage, wozu noch beitrug, daß der Wurm des Gewiſſens an ſeinem Innern nagte, und er ſich immer den Vorwurf machen mußte, ſein Eigentum höher als das Glück ſeines Kindes geachtet zu haben.

Eva blieb ihm eine treue Tochter und Pflegerin, jedoch war ſie ſtille und ſchweigſam geworden und die Jugendfriſche von ihrer Wange verſchwunden.

Sie pflegte den alten Gaber noch durch ein halbes Jahr und als er nach dieſer Zeitfriſt ſeinem Siechtume erlag und ſie ihre letzte Kindespflicht erfüllt und ihn zur Ruheſtätte geleitet hatte, verließ ſie die Gegend und niemand weiß, wohin ſie gekommen iſt.

Wohin ſie aber auch ihre Schritte gewendet haben mag, das Lebensglück, das ſie verloren hatte, fand ſie wohl an keinem Orte wieder.

In die weite Welt.

Gleichwie eine rauhe, unansehnliche Muschel die kostbare Perle in sich verschließt, enthalten jene Riesenmuscheln, ich meine die einsamen und wenig gekannten Täler, welche unsere Alpengebirge wie mit Mutterarmen umschlingen, manche Perle der Züchtigkeit, der Keuschheit und der Zartheit von Empfindung, nach welcher wir vergebens auf der bevölkerten Landstraße oder in den Weichbildern großer Städte suchen. Nachfolgendes wahres Ereignis mag zum Belege des Gesagten dienen.

In einer jener eben erwähnten Talgegenden lebte vor nicht langer Zeit ein Bauer, welcher einen Sohn hatte, der Gottfried hieß, und eine Bäuerin, bei der eine verwaiste Schwestertochter wohnte, die Vroni, Veronika, genannt wurde.

Da sich die Anwesen der beiden Ebengenannten ziemlich nahe lagen, so war es etwas Natürliches, daß sich Gottfried und Vroni oft zu Gesicht bekamen und bei der Frische ihrer jugendlichen Gestalt, welche mit der unverwischten Kindlichkeit ihres Gemütes im vollsten Einklange stand, eine stille Zuneigung zueinander faßten.

Niemand aber im ganzen Talgrunde ahnte etwas von dieser geheimen Empfindung, welcher die Liebenden nie Worte liehen, noch selbe durch ihr Benehmen bemerkbar machten. Sie selbst wagten vor übergroßer Scham und Schüchternheit nicht, sich dieselbe zu gestehen.

Vroni wie Gottfried gingen mit jedem Morgen an ihre Beschäftigung, dieser in Feld und Wald, jene in Hof und Anger, und nickten sich nur mit flüchtiger Freundlichkeit zu, wenn sie einander zufällig begegneten. Aber ihre Herzen

klopften lebendiger, wenn dies geschah, und Vroni hatte oftmals Mühe, ihre heißen Wangen zu bergen.

In rastlosem Fleiße und unausgesetzter Tätigkeit verfloß der Tag und erst der Abend ließ sie sich wieder begegnen, bei welcher Gelegenheit sie einander jedoch eher auswichen, als sich aufsuchten, obgleich ein unwiderstehlicher Hang eines zum andern zog.

Nur der Kirchengang am Sonntage oder die Nachmittagsruhe an demselben brachte sie zuweilen einander näher, ohne aber daß es zwischen ihnen weiter als zu ein paar gewöhnlichen Worten über Haus und Wirtschaft gekommen wäre, wobei immer eines verlegener als das andere wurde und sobald als möglich sich der peinigenden Lage zu entziehen trachtete.

Je länger aber dieses schweigsame Verhältnis fortdauerte, desto geschäftiger wußte der kleine, heidnische Gott mit der Binde die Flamme in ihrem Innern zu schüren, so daß sie ihnen beinahe zum Kopfe hinausschlug.

An einem Abende vor einem solchen Sonntag aber, nahm sich Gottfried ernstlich vor, ein Gespräch anzuknüpfen, um daraus zu entnehmen, ob Vroni denn gar keine Zuneigung zu ihm habe.

Die ganze Nacht über wiederholte er sich beständig, was er mit ihr sprechen wollte, und als die Kirchenglocken zur Frühmesse läuteten, hatte er seine Aufgabe vollkommen inne.

Rasch kleidete er sich an und paßte hinter den bleigeränderten Fensterscheiben seiner Stube, bis Vroni vorüberkommen würde.

Endlich erblickte er sie durch die Nußbaumzweige, welche das Fenster beschatteten, und gleich darnach verließ er das Haus und eilte ihr hastig nach. Je näher aber als er ihr kam, desto langsamer wurden seine Schritte und als er sie dennoch eingeholt, bemächtigte sich seiner eine solche Verzagtheit, daß er statt des ganzen langen Diskurses, den er mit ihr zu pflegen gedachte, nichts anderes herausbrachte als: „Heut' wird's wieder warm werden."

„Es ist halt der Hennmonat", stotterte Vroni darauf

hervor, von einer gleichen Gemütsbefangenheit ergriffen, und eilte mit ſchnelleren Schritten in die Kirche, den abgebrannten Liebhaber in ſeiner Troſtloſigkeit zurücklaſſend.

Voll Zorn und Ärger über ſich ſelbſt, riß der Gottfried den Hut vom Kopfe und zerknitterte ihn, und hätte ſich ſelber gern beim Schopfe genommen, wenn es ſich hätte tun laſſen, ohne daß man es geſehen hätte.

Abermals ging wieder eine Woche zu Ende, während welcher ihm ſeine Gemütsbewegung weder Ruhe noch Raſt gönnte, und immer heftiger drängte es ihn in Erfahrung zu bringen, ob ſie ihm gut ſein könne oder nicht. Hing ja doch von dieſem Ausſpruch das ganze Glück ſeiner Zukunft ab.

Mit allem Mute ausgerüſtet, harrte er wieder auf die Kirchengängerin und überwand heldenhaft ſogar das Zittern, das ſeine Glieder durchflog, als er ihrer endlich anſichtig wurde.

Mit einer Kühnheit, über die er ſich ſelbſt verwunderte, trat er auf Vroni zu und öffnete den Mund zum Sprechen, als des Gleisleithners Cilli, eine Freundin Vronis, dazukam, deren Zungenfertigkeit jede fernere Anknüpfungsweiſe unmöglich machte und welche ihr nicht eher von der Seite wich, als bis beide in die Kirche getreten waren.

Doppelt mutlos ſchlich er der Geliebten nach und mußte ſich's genügen laſſen, ſich an dem frommen Gebete des lieblichen Kindes aus der Ferne zu erbauen.

Allgemach aber ſchlich ſich die Beſorgnis in ſein Herz, daß die Vroni denn doch keine Zuneigung zu ihm habe, da ſie ihm keinesmals geſprächsweiſe entgegenkam oder Stich gehalten hatte, wie doch alle anderen Dirnen im Tale getan haben würden, die er nicht erſt lange anzureden brauche, um mit ihnen in einen Diskurs zu kommen.

„Ja, noch einmal ſei es gewagt", beteuerte er ſich ſelbſt, „in dieſem Zuſtande halte ich es ja doch nicht länger aus, und kann die Vroni kein Herz zu mir haben, ſo gehe ich in die weite Welt."

Dieſer Gedanke faßte immer größeren Raum in ſeinem Innern, bis er endlich zum felſenfeſten Entſchluß geworden.

Es war am Tage Mariä Himmelfahrt, als Broni, in ihrem Sonntagsſtaate, des Nachmittags am Felberzaune ſtand und über denſelben auf die Landſtraße, die durch das Dorf führt, hinausſah und zuweilen mit der Grabenpeter-Bärbel oder der Lenzbäuerin, die vorübergingen, ein flüchtiges Wörtchen plauderte oder den buckligen Krämer-Joſeph grüßte, der ſeiner Sonntagsluſt im Wirtshauſe, dem Tarockieren, nachging.

Endlich war ſie ganz allein und Gottfried nahm ſich ein Herz, trat mit einem freundlichen Gruße zum Zaun und ſprach: „Die Jungfer iſt heut' ganz allein?“

„Ja“, verſetzte Broni, der dieſe unerwartete Anſprache den Atem benahm, „das macht, weil niemand zu Hauſe iſt als ich.“

„Da hat ſie wohl Langeweile?“ fuhr Gottfried fort.

„O ja — o nein, wollt' ich ſagen“, erwiderte Broni verwirrt. „Bei uns gibt es immer was zu tun, was die Zeit abkürzt.“

Mit dieſem war das Geſpräch wieder abgeriſſen und Gottfried kraute ſich verlegen in dem krauſigen Haar, bis er plötzlich wieder einen Faden auffand, dasſelbe fortzuſpinnen und zu Broni ſagte: „Möchte ſie keinen Schatz haben, der ihr vielleicht die Zeit vertreiben helfen könnte?“

„Einen Schatz?“ fragte Broni, welche vor Herzklopfen kaum mehr ſprechen konnte. „Was ihm nicht alles noch einfällt!“

„Na, ſie wird aber doch nicht ewig ohne Schatz bleiben wollen? Wie? — Sie wird halt warten, bis der Rechte eben kommt.“

„O bis der einmal kommt, wird noch viel Waſſer über die Donau laufen“, ſagte Broni. „Herrje, die Bläß ruft im Stall, nun muß ich nachſehen“, rief ſie ſodann und ſprang in das Haus.

„Da haſt du's nun“, ſagte Gottfried in tiefem Kleinmut. „Hätte ſie einen Gedanken auf dich, ſo würde ſie gewiß das von der Donau nicht geſagt haben. Nun aber iſt's auch aus, nun will ich mich auch nicht länger hier

mehr abmartern, nun ist mein Losungswort: In die weite Welt!“

Mit dem nächsten Morgen, als er aus dem Geräusch in der Stube seines Vaters entnehmen konnte, daß dieser bereits aufgestanden sei, trat er zu ihm hinein und sprach: „Vater, ich muß euch etwas sagen.“

„Nun, was willst du denn, Friedel?“ fragte dieser.

„Ihr müßt aber nicht ungehalten werden darüber, aber es kann nun einmal nicht anders sein.“

„Nun, heraus mit der Sprache.“

„Ihr wißt, ich bin nicht ungeschickt im Korb- und Binsenflechten und möchte nun diesen Bewerb ausschließlich betreiben.“

„Was ist das für ein närrischer Einfall? Ist ja doch schon ein Korbmacher im Dorfe.“

„Ja, aber ich will auch nicht im Dorfe bleiben.“

„Wo willst du denn sonst hin?“

„Ich will in die weite Welt“, antwortete Gottfried mit einem tiefen Atemzuge, als ob er mit diesen Worten eine schwere Last von seiner Brust abgewälzt hätte.

Vater Martin blickte ihn verwundert an und meinte im ersten Augenblick, daß es bei ihm im Oberstübchen spuke. Aber das Ruhige in Gottfrieds Benehmen, das Bestimmte in seiner Äußerung überzeugte ihn bald, daß es nicht an dem sei. Mit bekümmertem Herzen machte er ihm daher Vorstellungen über Vorstellungen und führte ihm zu Gemüte, wie er nun selbst schon alt zu werden beginne und ihn nicht leicht in der Wirtschaft missen könne, und daß er sich lieber um eine Schnur ins Haus umsehen möge, als in der lieben weiten Welt herumfahren zu wollen.

Dieses aber goß erst recht Öl in die Flamme, und Gottfried sagte mit tränendem Auge, aber mit aller Festigkeit, die er in sich aufraffen konnte, daß er durchaus nicht länger daheim bleiben könne und fort müsse, vielleicht daß er bald wieder zurückkäme.

Diese letzte Äußerung träufelte einigen Trost in das Herz des alten Martin, und nach erneuertem langem, aber

fruchtlosem Hin- und Widerreden ergab er sich endlich in den Willen seines Sohnes, welcher sich sogleich anschickte alle Anstalten zur baldigen Abreise zu machen.

Gleich einem Lauffeuer ging die Kunde von Gottfrieds Abreise durch das ganze Tal und kam in Bälde auch zu Bronis Ohren.

Wie von einem Blitzstrahl getroffen stand diese eine Weile reglos, dann aber ging sie in ihre Kammer und warf sich weinend auf die Bettkissen.

„Ach, er mag mich nicht, ich hab mir's ja ohnedies gedacht, er mag mich nicht, sonst ginge er nicht aus dem Dorfe! Ich bin aber auch gar ein zu armes, unansehnliches Ding!" so jammerte sie, während ihre strömenden Tränen das rotgewürfelte Oberbett benetzten, als ob es mit Wasser überschüttet worden wäre.

Am frühesten des nächsten Morgens hatte sich Gottfried mit seinem Bündel aufgemacht und das väterliche Haus verlassen. Gern wäre er noch einmal zu Broni hinübergegangen, um ihr die Hand zu drücken und ein Lebewohl auf immerdar zu sagen, aber er konnte es nicht über das Herz bringen, er glaubte ein Zentnergewicht auf demselben lasten zu haben.

Mit nassen Augen gab ihm Vater Martin das Geleite bis an die letzten Häuser des Dorfes. Als sie an Bronis Behausung vorüberkamen, stand diese schon am Felderzaune, worüber Gottfried heftig zusammenschrak, bald aber seine Fassung wieder gewann und zu ihr hinüberrief: „Behüt' sie Gott, Jungfer Broni!" worauf diese mit erstickter Stimme erwiderte: „Und auch ihn!" worauf sie alsogleich im Hause verschwand.

Am Dorfraine angekommen, umarmte er nochmals seinen Vater und sagte: „Habt Dank, Vater, für alles Liebe und Gute, und so Gott will, werd' ich wohl glücklich wieder kommen. Von der nächsten Stadt aus will ich euch schon schreiben, wie's mir geht, habt nur keine Kümmernis um mich, ich werd' euch keine Schand' in der Fremd' machen."

Vater Martin konnte kein Wort vor innerer Bewegung

hervorbringen, drückte seinen Sohn noch einmal krampfhaft an seine Brust und ging dann, sich wiederholt die Augen trocknend, langsam in sein Anwesen zurück, um sich den nötigen Trost in der Bibel zu suchen, wo er ihn bisher immer gefunden hatte.

Gottfried aber eilte unaufgehalten weiter.

Zu dem Hause des Dorfkrämers gekommen, sah er den buckligen Krämer-Joseph eben die Fensterladen einhäkeln.

„Ei, wo hinaus mit Sack und Pack in solcher Frühe?“ fragte dieser.

„In die weite Welt,“ versetzte Gottfried im Weiterschreiten, den Krämer-Josef, der ihm verwundert nachglotzte, hinter sich zurücklassend.

Wir aber wollen jetzt den Wanderer seine Straße verfolgen lassen und ins Dorf zurückkehren. Gottfried mochte noch keine Stunde fortgeschritten sein, als Vroni zur Muhme Emerenz, die nähend am Fenster saß, in die Stube trat und zu ihr sprach: „Muhme, ich habe ihr etwas zu sagen.“

„Sprich, mein Töchterlein,“ sagte die Muhme darauf, „was hast du für ein Anliegen?“

„Ich will fort.“

„Wa . . . s?“ fragte die Muhme, der die beinerne Aufsteckbrille vor Erstaunen von der Nase fiel. „Wo willst du hin?“

„In die weite Welt!“

„Bist du besessen?“ fragte diese. „Was kommt dir in den Sinn?“

„Ich kann nicht anders, Muhme,“ sagte Vroni. „Ich würde hier sterben, ich will fort und wo anders einen Dienst suchen.“

„Was fehlt dir denn bei mir?“ fragte sie die Muhme. „Halte ich dich nicht, als ob du meine leibliche Tochter wärest?“

„Ach, jawohl,“ versetzte Vroni, „und es sieht auch recht undankbar von mir aus, aber ich kann gewiß und wahrhaftig nicht anders. Seid nur nicht böse auf mich, liebe, liebe Muhme!“ Mit diesen Worten warf sie sich der

alten Emerenz um den Hals und schluchzte, als ob es ihr das Herz abstoßen wollte, so daß diese sich gar nicht mit dem so heftig aufgeregten Mädchen zu helfen wußte. Alle Vorstellungen aber, die sie Broni machte, blieben fruchtlos und nach einer ähnlichen Szene, wie sie zwischen Gottfried und seinem Vater vorgefallen war, schnürte das Mädchen ebenfalls sein Bündel.

Schon am nächsten Morgen verließ Broni, ganz still und unbemerkt, das Dorf und ging aufs Geratewohl dahin, wohin ihr das Näschen stand; war es ihr doch ganz gleichgiltig, wohin sie immer gelangte. Der Zufall wollte es abermals, daß der Krämer-Joseph, mit seinem Verdruß auf dem Rücken, eben damit beschäftigt war, seine Fensterladen einzuhäkeln, als sie an dem Kramladen vorüberkam.

„Wohin des Weges, Bronele?“ fragte sie der Neugierige.

„In die weite Welt,“ antwortete sie und schritt an ihm vorbei.

Der Krämer-Joseph aber starrte ihr voll Erstaunen nach und schlug sodann die Hände zusammen, daß es hallte, indem er rief: „Ja, was wäre denn das? Geht denn das ganze Dorf auf die Wanderschaft?“

Broni aber achtete in ihrer tiefen Herzensbetrübnis keines Nachrufes und ging ihres Weges. Durch die offenen Türen der Scheuern sah sie darauf die Leute die Dreschflegel handhaben, deren gleichmäßiger Takt sie noch weit außer das Dorf, als das letzte Lebewohl desselben, hinausgeleitete. So schritt sie ohne Aufenthalt fort, bis sie zu der Stelle gelangte, auf welcher, tags zuvor, Gottfried von seinem Vater Abschied genommen hatte. Dort setzte sie sich auf einen Stein, zog Schuhe und Strümpfe von den Füßen und schritt dann wieder barfuß dem vertrockneten Bach entlang und durch die sonnigen Weizen- und Roggenfelder, welche eben von den Schnittern ihres Schmuckes beraubt wurden, oder auf denen der Landmann, die bereits kahl gewordene Erde mit der Pflugschar aufreißend, die Vorbereitung zu neuen Saaten traf.

Als gegen Mittag die Sonne zu heiß niederbrannte,

ruhte sie in dem Schatten einer Haselstaude, ihre Gedanken aber waren ferne, ferne bei Gottlieb und begleiteten ihn auf den fremden unbekannten Wegen, über Berge und Brücken, durch belebte Dörfer und leblose Einöden.

Nicht lange aber, so raffte sie sich wieder auf und verfolgte ihre Straße. Sie wollte nur erst recht weit von ihrem Heimatsorte entfernt sein, und es dann dem Zufall überlassen, wo und bei wem sie Zuflucht und Aufenthalt finden würde.

Es war am Morgen des darauffolgenden Tages, als den obersten Kamm des Gebirges, welches die weite Talgegend einrahmt und von dem sich eine zauberische Aussicht bis weit über das Dorf hinaus, in dem unsere Geschichte begonnen hat, aufreißt, ein junger Reisender erklimmte, Bündel und Knotenstock von sich warf, sich selber aber in das schwellende Moos niederließ und starren Auges nach dem Kirchturm jenes Dörfchens blickte, der wie ein silberheller Stern im Strahl der Morgensonne funkelte und glänzte.

Er mochte noch nicht lange so gelegen sein, als ein Geräusch ihn aus seinen Träumereien weckte und er, das Haupt nach dem Dornengehürste wendend, woher dieses kam, wie von einer giftigen Natter gebissen, mit einem gellenden Schrei aufsprang.

„Vroni!“ rief er.

„Friedel!“ erscholl es an sein Ohr, und wirklich standen sich Gottfried und Vroni voll Erstaunen gegenüber.

„Um aller Welt willen,“ rief Gottfried außer sich vor Freude und Überraschung, „wie kommt sie hierher?“

„Wie?“ stotterte Vroni. „Ich bin halt fortgegangen.“

„Und wo will die Jungfer hin?“

„In die weite Welt,“ sagte Vroni mit großer Niedergeschlagenheit.

„Dahin will ich ja auch,“ versetzte Gottfried fast in gleichem Tone, „aber,“ fragte er nach einer Pause, „was trieb sie an, das Dorf zu verlassen?“

„Ich hab' halt nicht mehr bleiben können.“

„Sieht sie, Vroni,“ sagte Gottfried, „so ist mir's

auch gegangen, ich habe nicht mehr bleiben können; aber ich hab's darum nicht können," fuhr er zögernd fort, „weil — weil — sie mich nicht mögen hat," platzte er plötzlich heraus.

„Das ist erlogen!" rief Vroni ebenso schnell, erschrak aber im selben Augenblick so sehr darüber, daß sie ganz blaß wurde.

„Wie?" rief Gottfried und ein ganzer Himmel voll Seligkeit fiel mit einemmale in seine Brust. „Sie hat mich also nicht veracht't, sie hat eine Zuneigung zu mir, sie hat mich lieb gehabt, ohne daß sie mir's merken lassen? Rede sie, ist's wirklich so?"

„Ach," sagte Vroni vor heißer Scham erglühend, „das kann man ja nicht sagen. Auch hab' ich mir halt immer eingebildet, das ich ihm viel zu gering sei."

„Sie mir zu gering? Sie ist ja vieltausendmal mehr wert, als ich und meine ganze Sippschaft. Vroni," fuhr er darauf mit einer wunderbaren Sprachgeläufigkeit fort, „ich hab's nie über die Zunge bringen können, wie ich sie im Innern lieb gehabt; jetzt aber, gottlob, ist der Damm gebrochen, jetzt soll's die ganze Welt erfahren, daß ich ihr's nur aus zu großer Schüchternheit nicht habe gestehen können. Ach," rief er sodann, „was ist doch der liebe Herrgott im Himmel so gnädig mit uns, daß er uns gleich hier am Anfange der weiten Welt begegnen läßt, damit wir noch zeitlich genug auf diesen Irrtum kommen. Wäre dies nicht geschehen, so liefen wir alle beide, weiß Gott wie lang, in der weiten Welt herum, eines dort, das andere da und keines wäre vielleicht mehr seines Lebens froh geworden. Jetzt aber ist's nichts mehr mit der weiten Welt, jetzt kehrt sie mit mir in das Dorf zurück; die weite Welt wäre mir ja doch ohne ihr zu eng und mit ihr ist mir auch die kleine Hinterstube in meines Vaters Anwesen groß genug; ist sie es ihr auch?"

Da flog Vroni in sprachloser Liebesfreudigkeit an seinen Hals und Gottfried umschlang sie mit seinen kräftigen Armen und herzte und drückte sie und preßte die ersten Küsse seiner

glühenden Liebe, in überwallender Herzensergießung, auf ihre roten, keuschen Lippen.

Als aber der erste Freudenrausch vorüber war, mußte sich Broni zu ihm ins Moos niedersetzen und ihm erzählen, wie das alles gekommen sei, worauf er sie abermals in seine Arme schloß und mit Küssen überschüttete, und weiß Schreiber dieses nicht zu sagen, wie lange dieses gewährt, noch wie oftmal es sich vielleicht noch wiederholt hat; er weiß nur, daß sie spät abends, als schon die letzten Schimmer auf den Bergründern zu verschwinden begannen, in stiller Freudigkeit und Hand in Hand in das Dorf zurückgekommen.

Zum Schlusse unserer kleinen Erzählung braucht nur noch erwähnt zu werden, daß Broni und Gottfried von Vater Martin und Muhme Emerenz mit lautem Jubel empfangen wurden und die letzteren über das glückliche Ende ihres beiderseitigen Wanderns sich nicht sattsam verwundern und dem Himmel dafür nicht genug danken konnten.

Wenige Wochen darauf feierten die beiden Glücklichen, die sich im stillen so innig geliebt hatten, deren Schüchternheit sie aber nicht zum Geständnis ihrer Gefühle kommen ließ, bis es ihnen der äußerste Drang der Umstände entlockte, ihr Hochzeitsfest, wobei niemand aus dem Dorfe fehlte, welcher dabei zugegen sein konnte.

Aus dem Grabe.

Den Landwirt und Grundpächter Gotthilf Steger hatte ein großes Unglück heimgesucht. Der Tod hatte ihm die treueste Gefährtin seines Lebens und seinen drei Kindern ihre Mutter genommen. Lange herrschte ein namenloser Schmerz über dieses Ereignis in Stegers Hause, der sich freilich mit der Zeit abstumpfte, aber Freudenlosigkeit und Leere Platz machte, die nicht mehr aus seinen vier Pfählen weichen zu wollen schien.

Die sorgende Hausfrau, die liebende Mutter fehlte allenthalben und machte den herben Verlust immer aufs neue fühlbar.

Gotthilf Steger sah ein, daß es so nicht bleiben könne, und er beschloß daher zu einer zweiten Ehe zu schreiten, obgleich er nicht die Hoffnung hegte, daß ihm seine Gervasia ersetzt werden würde.

In der peinlichen Ungewißheit die rechte Wahl zu treffen, war er lange mit sich selbst uneins, an wen aus der jüngeren weiblichen Bevölkerung des Dorfes oder der Umgegend er seine Bewerbung richten sollte. Der Einen fehlte diese, der Anderen jene Eigenschaft, welche Gervasia auszeichnete.

Am passendsten schien ihm noch die Tochter eines Grundbauers aus dem Nachbardorfe, ein Mädchen von einigen zwanzig Jahren, namens Katharina, deren Häuslichkeit, Fleiß und Eingezogenheit zu beobachten er öfters schon Gelegenheit hatte, da er mehreremale des Jahres, des Kornhandels wegen, bei ihrem Vater einsprach.

Was getan sein muß, das soll nicht aufgeschoben werden, war Stegers Grundsatz, und darum bewarb er sich auch un-

aufgehalten um Katharina und führte sie bald darauf als seine Gattin heim.

Die junge Frau schien wirklich den Wünschen Stegers zu entsprechen. Sie nahm sich mit gewohnter Tätigkeit der Hauswirtschaft an, und zeigte eine liebevolle Zuneigung zu ihrem Gatten, welche sich jedoch nicht in demselben Grade auf dessen Kinder erstreckte.

Bald bemerkte Steger, zu seinem Leidwesen, daß diese nicht jene sorgliche Pflege erhielten, deren sie sich von ihrer wahren Mutter zu erfreuen hatten, und daß sie allmälig in ihrem Äußeren verwahrlosten.

Der bekümmerte Vater machte daher Katharina in liebevollster Weise auf die Vernachlässigung aufmerksam; diese jedoch entschuldigte sich damit, daß die Sorge um die häuslichen Angelegenheiten sie so mannigfach beschäftige, daß sie nicht Zeit habe, ihre Aufmerksamkeit immerdar den Kindern zuzuwenden.

Steger merkte wohl, daß dieses eine leere Ausflucht sei und die Kinder an ihr keine zweite Mutter gefunden hätten, was ihn mit doppelter Betrübnis erfüllte, da er die Ehe eigentlich um des besseren Gedeihens der Kinder willen eingegangen hatte.

Katharina widmete jedoch auch ferner ihre ganze Sorgfalt nur dem Hausstande, und so emsig sie ihrer Stelle als Haus- und Landwirtin vorstand, so wenig genügte sie derselben als Stiefmutter, in der guten Bedeutung dieses Wortes. Sie hatte nur die Beschäftigung, die Hof und Feld erheischten, im Auge, und betrachtete die unglücklichen Geschöpfe, die ihr zur Pflege anvertraut waren, als ein überflüssig Vorhandenes im Hause.

Aus diesem Grunde wurden die Kinder auch immer scheuer und verzagter und gingen ihr, so oft es nur geschehen konnte, aus dem Wege, da sie nur zu bald fühlten, daß sie ihr keine angenehme und willkommene Erscheinung seien.

Höchst selten, und zwar meistens nur, wenn der Vater heimgekehrt war, kamen sie in die gemeinsame Wohnstube herüber und brachten den größten Teil des Tages ohne

Aufsicht, unter Gottes freiem Himmel oder in dem düsteren Hintergaden zu, den ihnen Katharina zu ihrem Aufenthalte angewiesen hatte.

Dieser Umstand führte es auch herbei, daß Katharina es öfters, und zwar wider ihren Willen, übersah, ihnen ihr Morgen- oder Abendbrot zu reichen und sie daher oft hungerig und weinend ihr Bette suchen mußten.

Noch trauriger wurde die Lage der armen verlassenen Kleinen, als nun auch der Winter, mit Schnee und Kälte im Geleite, hereinbrach und sie nicht mehr auf die Wiese zu den Blumen gehen konnten, bei denen sie bisher ihre einzige Freude fanden, als sie überdies noch die bitterkalten Nächte in dem ungeheizten Hinterstübchen zubringen mußten.

Eine solche Winternacht hatte bereits wieder ihre dunklen und feuchten Nebel auf das Dörfchen gesenkt, als Katharina, welche sich mit ihren mißliebigen Pflegebefohlenen und den Dienstleuten allein im Hause befand, da ihr Mann in Geschäften abwesend war, noch einen späten und unerwarteten Besuch erhielt.

Es war ein hochbetagtes Weib aus Katharinens Geburtsort, das Kreszenzia Rothlappe hieß, diesen eben nicht schönklingenden Namen aber erhalten hatte, weil sie beständig einen roten Tuchlappen um den Kopf gewickelt trug, der ihrem fahlen und runzlichten Gesichte einen hexenartigen Ausdruck verlieh.

Dieses Weib fristete sein Leben früher von dem Handel mit Rosenkränzen und Heiligenbildern, seit aber seine sinkenden Kräfte ihm nicht mehr gestatteten, mit dem Kram auf dem Rücken nach Wallfahrtsorten zu wandern, lebte es von den Wohltaten mitleidiger Menschen und dem, was ihm als sogenannte Seelnonne oder Klagefrau bei Leichenbestattungen erteilt wurde.

Die letztere Beschäftigung, welche sie bei dem Bauernvolke besonders beliebt machte, da sie für zehn andere heulen und zetern konnte, war es auch, die sie jetzt in Katharinens neuen Heimatsort und in das Anwesen ihres Mannes brachte.

Für Katharina war Kreszenzia Rothlappe ein will-

kommener Gaſt, da ſie die langen Abendſtunden mit ihr verplaudern konnte, die ſie ſonſt hätte in unbehaglicher Einſamkeit zubringen müſſen, nachdem ſie die Kinder nach gewohnter Weiſe zu Bette geſchickt hatte und auch die Knechte und Mägde bereits ſchlafen gegangen waren.

Sie verhoffte ſich um ſo größere Kurzweile, da ſie wußte, daß die alte Kreszenzia Rothlappe eine nicht gewöhnliche Zungenfertigkeit beſaß und in ihrem Geburtsorte, hinſichtlich ihrer Gabe, Geſchichten und Märchen zu erzählen, es zu einer Art Berühmtheit gebracht hatte.

Mit großer Zuvorkommenheit ſetzte aus dieſem Grunde Katharina ihrer Gaſtin an Trank und Speiſe vor, was Küche und Keller zu liefern vermochten, und es währte nicht lange, ſo war das Redeſchifflein der Frau Kreszenzia Rothlappe im vollſten Gange.

Nachdem ſie ſich um die Wirtſchaft, um Katharinens Ehegatten, um deſſen Kinder, nach herkömmlicher Sitte, erkundigt und die unerläßliche Geſprächsformel über Jahreszeit und Witterung abgewickelt hatte, ging ſie auf ihre eigenen Verhältniſſe über und wußte Katharinen vieles von ihren Leichenbegleitungen und den Leuten, mit denen ſie hierbei in Berührung gekommen, oder die ſie ſonſt kennen gelernt, ſowie von dem, was dieſe Leute ihr wieder von anderen mitgeteilt, zu erzählen.

Der Holzknorren im Ofen war bereits zur glimmenden Kohlenſchnuppe herabgebrannt und der Nachtwind brauſte immer ungefügiger um den Hausgiebel, als die redſelige Alte ihren Vorrat von Neuigkeiten bis zur Neige ausgekramt hatte und der Faden ihres Redegeſpinnſtes allgemach dünner zu werden begann.

Dieſes bemerkend, forderte Katharina ſie auf, vor dem Schlafengehen noch eine von den vielen Geſchichten zum Beſten zu geben, die ihr ſo großen Beifall in den Spinnſtuben eingebracht hatten.

„Gerne möchte ich euch willfahren,“ verſetzte Frau Kreszenzia Rothlappe, „aber mein Kopf iſt alt und ſchwach geworden und das Gedächtnis darin beinahe erloſchen, wie

eine Lampe, der es bereits an Öl gebricht, so daß ich kaum glaube, eine Geschichte vollständig zu Ende zu bringen."

„Ei, so erzählt, soweit es das Gedächtnis euch erlaubt," antwortete Katharina, „was ihr vergessen habt, das wollen wir uns dann hinzudenken."

„Auf die Gefahr hin, will ich es versuchen. Wie wäre es, wenn ich euch die . . . Halt, da fällt mir eine Geschichte ein, eine ganz absonderliche, die ich schon oft den Dirnen in den Nachtraisen erzählte und die sich vielen Beifalles zu erfreuen hatte; — aber nein, das ist jetzt nichts!"

„Warum nicht?"

„Sie ist gar zu schauerlicher Art. Sie handelt von einer Mutter, die aus dem Grabe gekommen."

„Aus dem Grabe?" fragte Katharina verwundert.

„Ja, die aus dem Grabe zu ihren Kindern gekommen, um selbe zu betreuen, weil die schlimme Stiefmutter sich ihrer nicht annehmen mochte."

„Und diese Mutter war nicht bloß scheintot?"

„Bewahre, sie war so tot wie ein Stein, und lag schon lange begraben."

„Und glaubt ihr, daß dies wirklich vorgefallen ist?"

„Leute, die in unserem Orte leben, behaupten es. Aber ich erzähle derlei nicht gerne in der Nacht, denn die Geister stehen unvermutet hinter dem, der von ihnen spricht, und horchen ihm zu."

Unwillkürlich wendete Katharina den Kopf, denn sie vermeinte, das blasse Gesicht der verstorbenen Gervasia habe ihr in diesem Augenblick über die Schulter gesehen.

„Ihr habt Recht," sagte sie nach kurzer Pause, während welcher die abergläubische Furcht, die sich ihrer bei derlei Mitteilungen bemächtigte, mit der angeborenen Neugierde ihres Geschlechtes in ihrem Innern kämpfte. „Aber ich möchte doch gar zu gern das Nähere wissen."

„Wenn ihr durchaus darauf beharrt, so sei es," erwiderte die Alte, bezeichnete sich hierauf Stirne und Mund mit einem Kreuze und küßte ein abgegriffenes Bildchen, das sie in ihrem Brusttuche stecken hatte. „Wer sich dem Schutze

des Herrn und der heiligen Urſula mit ihren eilftauſend Jungfrauen ergibt, dem können die Bewohner des Grabes keinen Schaden zufügen.“

Katharina bezwang das leiſe Fröſteln, das bei dieſen Worten ihre Glieder durchrieſelte, und bezeichnete ſich ebenfalls mit dem Kreuze, worauf die Alte begann:

„In unſerem Dorfe lebte vor vielen Jahren der Beſitzer eines großen Bauerngehöftes, welcher ſein Weib verloren hatte, das ihm nebſt der Erinnerung an eine zu früh getrennte und glückliche Ehe, noch ſechs flachslockichte und roſenwangichte Kinder hinterließ.

Unvermögend, die nötige Aufſicht ſelbſt über die mütterlich Verwaiſten zu führen, entſchloß er ſich abermals zu heiraten und führte auch bald eine der ſchmuckſten Dirnen des Ortes als ſeine Ehehälfte heim.

Dieſe aber ſtieß die Kinder, die ſich ihr zutraulich nähern wollten, von ſich und mißhandelte ſie ſchon nach wenigen Tagen bei der geringſten Veranlaſſung, die ſich ihr darbot. Ja, es ſtand nicht lange an, ſo nahm ſie ihnen ſogar die weichen Betten und Kiſſen, die ſie von ihrer Mutter geſchenkt erhalten hatten, und ſchüttete ihnen dafür Stroh in die Sponde und zwang ſie, im Winter in einer kalten Hinterſtube zu ſchlafen, in welcher ſie beinahe vor Froſt umkamen.“

Katharina fühlte ſich von einem ſeltſamen drückenden Gefühle befangen, welches zu verbergen ſie ſich vergebens bemühte.

„Ihr ſeid ergriffen,“ ſagte Kreszenzia Rothlappe. „Ja, ja, ich ſagte es gleich, es iſt eine klägliche Geſchichte, die jedes weibliche Herz erſchüttern muß. Doch hört weiter.

Der Vater ſah es mit blutendem Herzen, wie lieblos die Kinder von ſeinem Weibe behandelt wurden, jedoch fehlte ihm, dem alternden Manne, die innere Kraft, um gegen das junge willensſtarke Weib einen Widerſpruch zu wagen.

Wohl verſuchten es einige ehrenhafte Bekannte desſelben, ſowie auch mehrere Nachbarn, die ſich der Waiſen erbarmten, die zu rauhe Stiefmutter zu einer milderen Geſinnung gegen dieſelben umzuſtimmen, jedoch vergebens.

Unfern von dieſem hartherzigen jungen Weibe lebte auch ein Mann, welcher der Orakelmann genannt wurde, weil jeder im Dorfe, den ein Unfall traf oder der an einem Gebreſte zu leiden hatte, zu ihm ſeine Zuflucht nahm, um von ihm ſich Rat oder Abhilfe zu holen.

Was ihm aber in den Augen der Pfarrholden noch größeren Reſpekt verſchaffte, das war, daß er, nach ihrer Meinung, Ahnungen und Anzeichen auszulegen, Träume zu deuten und das Wetter voraus zu beſtimmen wußte.

Dieſer, bereits achtzigjährige Greis, lebte in einem ſogenannten Ausnahmshäuschen, war der Freund der ganzen Gemeinde, ohne mit jemand Umgang zu pflegen, und redete nie, außer wenn er angeſprochen wurde.

Umſomehr mußte es wunder nehmen, daß er eines Sonntags, nach dem Gottesdienſte, als er die böſe Stiefmutter auf dem Gottesacker begegnete, zum erſtenmale von ſeiner Übung abging und eine Anſprache an ſie richtete.

Liebe Frau Nachbarin, ſagte er, wie ich höre, behandelt ihr die Kinder, welche eure Vorgängerin nach ſich gelaſſen, auf eine Weiſe, welche euch nicht zur Ehre gereicht, und darum möchte ich euch zu bedenken geben, welche Verantwortung ihr dadurch auf euch ladet. Erpreſſet nicht mehr durch eure Härte die Tränen der Unſchuldigen, damit nicht ihr Weinen endlich zu dem Grabe ihrer Erzeugerin dringe und ſie heraufrufe aus demſelben, um von euch Rechenſchaft zu fordern.

Die Stiefmutter aber entgegnete: Wie kommt es, Nachbar, daß ihr euch in fremde Angelegenheiten miſchet? Bei euren Jahren ſolltet ihr doch wiſſen, daß man für unaufgeforderten Rat wenig Dank erhält. Was aber die Zucht meiner Pflegekinder anbelangt, ſo werde ich tun, was ich für gut befinde und darüber weder den Lebenden noch denen hier drunten Rede ſtehen.

Dieſe frevelhaften Worte ausſtoßend, eilte ſie den Friedhofsſteig hinunter und die Zuſprache des Alten ſchien ſie mehr erbittert als beſänftiget zu haben, den ihr Benehmen

gegen die Kinder wurde von dieser Zeit an noch rauher und schonungsloser als früher.

Es war um Maxentius herum und eine frostige Dezembernacht wie die heutige.

Die Erde starrte vor Kälte, der Wind heulte wie eine hungrige Wölfin um die schneebehangenen Häuser und weckte durch sein Ungestüm alle jene, welche keines festen Schlafes waren und zu denen auch die böse Sieben zählte."

„Horch", sagte Katharina, nach dem mit dicken Eiszacken überhangenen Fenster blickend, „wie die Scheiben schrillen."

„Die Stiefmutter", erzählte die Alte weiter, „wollte eben wieder ihr Haupt in die Kissen versenken, als auf dem Kirchturm der Hammer ausholte und die Glocke in zwölf schweren, weithinschallenden Schlägen erdröhnte.

Es war Mitternacht. Außer den zeitweiligen Windstößen herrschte im Dorfe die tiefste Stille.

Horch, was war das? — Die aus dem Schlafe gestörte Frau richtete sich abermals im Bette auf und lauschte.

Durch die einsame Gasse, welche von dem Friedhofe nach ihrem Anwesen führte, erschollen mit einemmal, in gleichmäßigen Zwischenräumen, die Fußtritte eines langsam Dahinwandelnden, welche dem Hause näher zu kommen schienen, wie aus dem lauter werdenden Schalle und dem vermehrten Knistern des Schnees zu entnehmen war. — Die Stiefmutter . . . ."

Im selben Momente schlug der Hofhund an.

„Es muß jemand draußen sein," unterbrach Katharina die Erzählerin, „der Scheck bellt niemals ohne Ursache."

„Eure Einbildung scheint durch die Erzählung aufgeregt worden zu sein," sagte Kreszenzia. „Ich will lieber abbrechen."

„Nicht doch," erwiderte Katharina, mit stockendem Athem immer nach außen hinhorchend.

„Nun, so unterbrecht mich nicht mehr. Jetzt kommt es am schönsten.

Die böse Stiefmutter," fuhr darauf Frau Rothlappe fort, „fragte sich befremdet, wer in so später Nacht noch kommen könne?

Da kam ihr plötzlich die Drohung des Orakelmannes, daß die Tote kommen würde, um sie zur Verantwortung zu ziehen, in das Gedächtnis, rief alle Entsetzen und Schrecken der Geisterwelt in ihrer Seele wach und versetzte sie in einen Zustand geistiger Betäubung und körperlicher Ohnmacht.

Mittlerweile hatte der Schall der Tritte und das Knistern im Schnee aufgehört. Der Wandelnde mußte am Hause angelangt sein und unmittelbar vor demselben stehen.

Wirklich vernahm sie auch gleich darauf, wie von einer Hand am Tore herumgetastet wurde, als suche sie nach einer Klinke. Jetzt schien sie diese gefunden zu haben, denn deutlich hörte die Lauschende, welcher die Angst das Herz zu zersprengen drohte, wie das alte Tor in seinen rostigen Angeln aufkreischte."

In diesem Augenblicke gab auch das Tor am Hause Katharinens einen schreienden, markerschütternden Ton von sich.

Bleich wie eine Tote fuhr sie von ihrem Sitze auf und sprach hastig und mit gedämpfter Stimme zu Kreszenzia: „Hört ihr's? Es öffnet jemand unsere Haustüre."

„Es wird der Wind sein," sagte diese, „der an dem lockeren Torflügel rüttelt."

Mehr erschöpft als durch die Antwort beschwichtigt, ließ sich Katharina wieder auf ihren Stuhl nieder.

Kreszenzia aber erzählte weiter: „Das Aufkreischen des Tores, welches bei der Totenstille der Nacht weithin vernehmbar sein mußte, durchzuckte wie kaltes Eisen den Körper der in Todesangst Aufgelösten. Ihre Glieder zitterten, als würden sie von Fieberschauern gerüttelt, und ihre Zähne klapperten hörbar aneinander. Sie versuchte aus dem Bette zu springen, aber ihre Kräfte waren wie gelähmt. Dicke Tropfen kalten Schweißes drängten sich aus ihren Poren und unwillkürlich war ihr Auge, wie durch etwas Geistiges gebannt, auf die Eingangstüre geheftet."

Katharina, welche von einer sie immer mehr bewältigenden Angst befallen wurde, mußte ihren Augen dieselbe Richtung geben.

Kreszenzia Rothlappe schien es jedoch nicht zu bemerken

und erzählte: „Atemloſe Stille herrſchte hierauf im Hauſe und auf der Straße draußen. Der Wind ſchien wie durch einen Zauberſpruch gebannt. Nur die finſtere Nacht brütete über dem, von einem Nachtlämpchen kärglich beleuchteten Gemach und ſchien die Wände mit ſchwarzen Bahrtüchern behangen zu haben.

Jetzt ſchlurfte es wie von Schlappſchuhen auf dem Hausflur, langſam tat ſich die Stubentüre auf und herein trat eine lange Frau im ſchwarzen Totenkleide, eine ſchwarze Florhaube tief in das blaſſe Geſicht gedrückt. Es war . .“

Kaum hatte ihr Mund dieſe Worte ausgeſprochen, ſo öffnete ſich auch wirklich die Stubentüre und auf der Schwelle ſtand eine Frauengeſtalt, wie ſie Kreszenzia geſchildert hatte.

„Die Gervaſia!“ rief Katharina und ſank, die Augen mit beiden Händen bedeckend und einer Ohnmacht nahe, in den hochlehnichten Stuhl zurück.

Auch die Erzählerin war, von der geſpenſtigen Erſcheinung überraſcht, wider die Wand geprallt.

„Die Gervaſia bin ich nicht,“ ſagte die Eingetretene, ſich den erſchrockenen Frauensperſonen nähernd, „wenn ich gleich heimiſch auf der Stätte bin, die ſie jetzt bewohnt. Auch habe ich wirklich etwas von Gervaſia an euch zu übergeben“.

„An mich? — Von Gervaſia?“ ſtotterte Katharina, indem ſie die Sprecherin, in welcher ſie mittlerweile die Frau des Totengräbers erkannt hatte, mit erneuertem Entſetzen anſtarrte.

„Aus dem Grabe!“ krächzte Kreszenzia Rothlappe, mit dem Ausdrucke des Grauens, indem ſie Stirne und Bruſt bekrenzte.

„Ganz recht — aus dem Grabe,“ verſetzte die Totengräberfrau. „Ich war ſoeben auf dem Heimwege von dem Eberhardſchen Hauſe begriffen, wo ich mein Geſchäft als Leichenwäſcherin verrichtete, und ſah noch Licht in eurem Fenſter, darum wagte ich es, noch ſo ſpät hereinzutreten.“

„Und was bringt ihr mir, Frau Gertrud?“ fragte Katharina mit faſt tonloſer Stimme.

„Dieſes ſilberne Kreuzchen hier," erwiderte dieſe, indem ſie ein altes, ſtark verwittertes Kreuzchen vor Katharina auf den Tiſch legte. „Mein Mann hat es vor wenigen Stunden, als er das Grab für den alten Eberhard zurecht machte, unter den Friedhofſchollen aufgefunden. Es gehörte der Frau Gervaſia, und ich erinnere mich noch genau, bei dem Begräbniſſe im heurigen Frühjahre, als der Sarg nochmals auf dem Friedhofe geöffnet ward und die Bühren von der Leiche zurückgeſchlagen wurden, dieſes Kreuzchen am Halſe der Leiche geſehen zu haben.

Wie es von dieſem hinweg und auf die Erde geſtreut wurde, mag der liebe Himmel wiſſen.

Mein Mann erkannte es ſogleich an den eingegrobenen Anfangsbuchſtaben: G. und S., und gab mir den Auftrag, es euch einzuhändigen, indem er ſagte: Es ſei ein Erinnerungszeichen, welches euch Frau Gervaſia aus dem Grabe ſende."

Kreszenzia Rothlappe bekreuzte ſich bei dieſen Worten abermals.

„Ein Erinnerungszeichen, das mir Gervaſia aus dem Grabe ſendet," wiederholte Katharina, einen ſtarren Blick auf das Kreuz geheftet. — „Ich verſtehe dich," ſagte ſie nach einer Pauſe zu ſich ſelbſt, „du ſollſt mich nicht vergebens an dich erinnert haben."

Nicht ohne einen Anflug von Schauder langte ſie hierauf nach dem Kreuzchen auf dem Tiſche, ergriff es ſodann aber mit raſcher Entſchloſſenheit, drückte es mit Inbrunſt an ihre Lippen und verſenkte es in ihr Buſentuch.

„Nehmt meinen wärmſten Dank, liebwerte Frau Gertrude, für eure Bemühung," ſagte Katharina, welche allmählig ihre Faſſung wieder gewonnen hatte, zur Totengräbersfrau, indem ſie ihr mit großer Herzlichkeit die Hand drückte, „und erſtattet denſelben auch eurem Manne, der mir in dieſem einfachen Kreuzchen ein Amulet zugeſendet, deſſen Wert ich zu ſchätzen weiß."

„Es bedarf keines Dankes," verſetzte Gertrud. „Ein Fund aus dem Grabe bringt keinem ein Heil, außer jenem, dem

er rechtmäßig zugehört. Und nun habt erwünschte Ruhe und verzeiht, daß euch mein nächtlicher Besuch erschreckte."

Mit diesen Worten verließ die Totengräbersfrau die Stube und überließ die beiden Zurückbleibenden ihrer eigenen Gemütsstimmung wieder.

Katharina atmete wieder freier, die Beklemmung war aus ihrer Brust gewichen, jedoch fühlte sie sich von dem Vorgefallenen so sehr angegriffen, daß sie vor allem der Ruhe und Erholung benötige und daher auch Frau Kreszenzia aufforderte, zu Bette zu gehen, welchem diese gerne Folge leistete, da auch ihr bei der unheimlichen Szene das Grauen wie eine Spinne zu dem Herzen gekrochen war.

Nachdem hierauf Frau Katharina der greisen Erzählerin noch das Lager angewiesen und ihr gute Nacht gewünscht, verfügte sie sich, tiefsinniger und gedankenvoller als jemals, in ihre Schlafstube.

„Ich weiß nicht," sagte die alte Frau Rothlappe beim Schlafengehen zu sich, „was ich mir eigentlich denken soll, aber fast kommt mir vor, als ob die junge Stegerbäuerin von der Geschichte mehr angegriffen worden sei, als sie es eigentlich hätte werden sollen. Nun vielleicht hat es sein Gutes und die Historie von der Mutter aus dem Grabe ist auf den rechten Platz gekommen. Eine größere Wirksamkeit hat sie heute jedenfalls gehabt, als sie in den Rockenstuben hatte, obgleich ich sie nicht zu Ende erzählte."

Gleich darauf löschte sie ihr Nachtlicht und es herrschte ununterbrochene Stille im Hause; nur aus Katharinens Schlafstube hätte ein wachsames Ohr noch lange Zeit ein leises Schluchzen vernehmen können.

Als aber am nächsten Morgen Katharina aus ihrer Stube trat, schien eine gar wunderbare Veränderung mit ihr vorgegangen zu sein, denn über ihr ganzes Wesen war der Schimmer einer sonst nie an ihr wahrgenommenen Milde und Freundlichkeit ausgegossen, die ihre Gesichtszüge um vieles anmutiger erscheinen ließ und denselben eine Art von Verklärung verlieh.

Das erste, wohin sie ihre Schritte lenkte, war die

Hinterſtube, in welcher Stegers Kinder die Nacht zuzubringen pflegten.

Noch lagen dieſe im tiefen Schlummer verſunken, Haupt an Haupt gelehnt, und eines in des anderen Arm geſchmiegt. Katharina blickte lange auf die liebliche Gruppe der Kinder, deren Geſtalten ihr noch niemals ſo holdſelig vorgekommen waren, dann neigte ſie ſich zu dem Jüngſten derſelben nieder, und drückte einen warmen Kuß auf ſeine ſchlafesroten Wangen.

Das Kind erwachte, richtete ſich im Bette auf und ſtarrte mit weitaufgeriſſenen Augen die Stiefmutter an, während auch ſein älteres Schweſterchen und ſodann ſein Brüderchen ſich ebenfalls den Armen des Schlafes entrangen und regungslos auf die unerwartete Erſcheinung hinſtarrten, darauf ſich die ſchlaftrunkenen Augen rieben und wieder auf dieſelbe blickten.

Katharina aber ſtreifte dem kleinen Mädchen, welches ſie geküßt hatte, die feinen Goldhärchen aus der Stirne und fragte es mit ſanfter Stimme: „Biſt du mir gut?“ worauf das Kind, ſeine großen klugen Augen noch immer unverwandt auf Katharina geheftet, mit dem Köpfchen nickte.

Da küßte es Katharina nochmals, preßte es im überſtrömenden Gefühle an ihre Bruſt und zog ihm ſodann ſein Kleidchen und ſeine Strümpfchen an, indeſſen ſich auch die anderen beiden Kinder haſtig in ihre Gewänderchen hüllten.

Nachdem dieſes geſchehen, hob Katharina das niedliche Geſchöpfchen aus dem Bette, ſetzte es auf ihren Arm und ſagte zu den übrigen: „Nun kommt, zur Morgenſuppe!“

Hierauf ging ſie mit allen Dreien in das gemeinſame Wohnzimmer, wo ihnen und der von Katharina beherbergten Frau Kreszenzia Rothlappe die Morgenſuppe bereits vom großen Eichentiſche entgegendampfte.

Bevor ſie aber dieſe noch zu ſich nahmen, gebrauchte Katharina die Vorſicht, jede Suppenſchale der Kinder anzublaſen, damit ſich keines das Mündchen verbrühen möchte.

Die Kinder kamen gar nicht aus ihrem Glücke und aus ihrer Verwunderung heraus; ja, dieſe ſteigerte ſich nur noch mehr, als ſie Katharina darauf mit noch wärmeren Kleidungs-

stücken aus ihrer eigenen Kleidertruhe versah, ihre Bettstellen in ihre, von einer angenehmen Wärme erfüllten Schlafstube bringen ließ und ihnen den ganzen Tag hindurch mit einer Freundlichkeit begegnete, wie bisher noch nie geschehen war.

Auch Vater Steger mußte sich bei seiner Heimkunft diese Veränderung in dem Betragen seines Weibes nicht zu erklären, doch dankte er Gott aus der Fülle seines Herzens, daß sie vor sich gegangen.

Von diesem Tage an war Katharina die sorgsamste und liebevollste Mutter für die Kinder Gervasias und ließ es ihnen fürderhin nicht an dem Geringsten ermangeln; ja, wenn sie zuweilen etwas übersah, so genügte ein Blick auf das Erinnerungszeichen, welches ihr, nach den Worten des Totengräbers, Gervasia aus dem Grabe gesendet hatte und das sie an einer Schnur am Halse trug, um das Versäumte allsogleich nachzuholen.

Nun erst war der Segen des häuslichen Glückes im Sonnenglanze der Wirklichkeit, mit all seinen wohltätigen Einflüssen und Beseligungen, in dem Hause Stegers eingekehrt, welcher auch nicht wieder verscheucht wurde, als bald darauf Katharina ihren Mann mit einem holden Knäblein beschenkte, da sie demungeachtet den übrigen Kindern ihre Sorgfalt nicht mehr entzog und sie auch bei keiner Gelegenheit des Nachkömmlings wegen zurücksetzte, wie dies leider von Stiefmüttern nur zu häufig zu geschehen pflegt.

An jedem Allerseelentage aber besuchte Katharina mit ihren Stiefkindern das Grab Gervasias, um an demselben für das Seelenheil der Verblichenen zu beten, und immer ging sie mit dem Gefühle innerer Beseligung von dannen, denn jedesmal war es ihr, als flüstere ihr die Tote aus dem Grabe zu: „Habe Dank, daß du den Meinen eine Mutter geworden!“

Eine Christbescherung.

Susanna mochte ungefähr neunzehn Jahre alt geworden sein, als ihre Mutter starb, und sie als arme, elternlose Waise bei deren Stiefschwester Maria-Agath Schreuerin eine Unterkunft fand.

Diese Frau gehörte zu jener zahlreichen Gattung weiblicher Personen, welche im Grunde nicht bösartig sind, sich aber Keifen und Kneifen so sehr zur Gewohnheit gemacht haben, daß sie jedwedem in ihrer Umgebung dadurch das Leben verbittern und sich alles zum Feinde machen.

Hatte nun auch Susanna nach einigen Tagen ihres Aufenthaltes bei Maria-Agath Schreuerin das beklagenswerte Los der sämtlichen Lebensgenossen derselben, mit Ausnahme einer grünaugigen Katze, die sie auch mit katzenmütterlicher Zärtlichkeit hegte und pflegte, zu teilen, so ward dadurch keineswegs bei ihr der zweite Fall herbeigeführt, denn Susanna war an Folgsamkeit und Gehorsam gewöhnt und ertrug mit angeborener Sanftmut die üblen Angewohnheiten ihrer gallsüchtigen Anverwandten, die sie als ihre zweite Mutter betrachtete und verehrte.

Unter der getreuesten Erfüllung ihrer Obliegenheiten waren Susannen bereits zwei harte, arbeitsschwere und freudenlose Jahre hingeschwunden und alles verwunderte sich, daß es ihr möglich geworden, so lange bei dem weiblichen Drachen auszuhalten, der weder ihren Fleiß noch ihre Willfährigkeit anerkannte und sie unausgesetzt der Fahrlässigkeit und Liederlichkeit zeihte.

Zu dieser Verwunderung aber gesellte sich bei Pangraz Brükner, einem jungen, vom Tagwerke lebenden Burschen

des Dorfes, noch ein anderes Gefühl, welches früher sein Herz noch nicht ergriffen hatte.

Er versäumte daher keine Gelegenheit, sich Susannen zu nähern und ihr einige freundliche Worte zu sagen, ja als dieses sich öfters wiederholt hatte, ihr sogar mit so viel Zärtlichkeit die schwielige und arbeitsrauhe Hand zu drücken, als nur immer ein blasiertes Stadtherrchen das glacébedeckte Samthändchen seiner Dame du coeur gedrückt haben würde.

Aber auch Pangraz bemerkte, daß er Susannen nicht gleichgültig sei, und sie ihm nicht so rasch die Hand entziehe, als sie es bei andern that, welche sich gegen sie ebenfalls freundlich bezeigen wollten.

Durch dieses kühner gemacht, gestand er ihr eines Tages unumwunden, welch eine innige Zuneigung sein Herz zu ihr gefaßt, und daß es ihn ganz und gar glücklich machen würde, wenn sie sich entschließen könnte, als seine stetige Gefährtin, des Lebens Lust und Leid mit ihm zu teilen.

Susanna erwiderte ihm, daß auch sie den Wunsch hege, ihm anzugehören, daß aber ihre beiderseitige Mittellosigkeit ein unüberwindliches Hindernis sei, dieses von ihnen gewünschte Ziel zu erreichen.

Pangraz wußte jedoch auch bald diesen Einwurf zu widerlegen, indem er ihr mitteilte, daß er sich bei seinem Dienstgeber, dem alten Zeudl, so viel erwerbe, daß sie wohl beide, und auch im Notfalle noch ein drittes, davon leben könnten, und daß er auch einiges Ersparte besitze, um sich, ohne gleich in Schulden zu geraten, häuslich einrichten zu können.

Was man geneigt ist gerne selber zu glauben, zu dem läßt man sich mit leichter Mühe überreden, und so erging es auch Susannen, welche, nach einigen beschwichtigenden Besorgnissen, dem Pangraz mit glühenden Wangen zuletzt die Zusicherung gab, die Seine werden zu wollen.

Mutter Maria-Agath machte große Augen, als nach einigen Tagen Pangraz, in seinem besten Staate, förmlich bei ihr um ihr Schwesterkind anhielt und Susanna, auf Befragen um ihre Willensmeinung, mit jungfräulicher Geschämigkeit ihre Zustimmung zu dem Antrag des Brautwerbers gab.

Maria-Agath wußte gegen Susannens Verbindung mit Pangraz keinen wesentlichen Einwurf zu machen, und war auch, trotz des Fleißes und der Anhänglichkeit Susannens, einigermaßen froh, einer Person los zu werden, an der ihr Schmälen und Zanken wie Schlossen an der Felsenwacke, an die sich ihr Häuschen anlehnte, abprallten und deren stille Beharrlichkeit durch nichts zu beugen war.

Sie belferte daher zu guter Letzt noch, soviel sie aus dem hageren Halse herausbringen konnte, hieß Susanna und Pangraz sich zu allen Teufeln scheren, und gab ihnen noch die liebsame Prophezeiung mit auf den Weg, daß sie schon sehen würden, was sie sauberes und rares aneinander bekämen.

Noch wenige Wochen, in welchen den herkömmlichen kirchlichen und weltlichen Anforderungen Genüge getan worden, und Susanna zog von Frau Maria-Agath und ihrer Leibkatze, als Pangrazens Gattin in das von ihm auf das sorglichste hergerichtete Häuschen in der Buchleiten.

Von diesem Tage an hing nun für Susanna und Pangraz der Himmel voller Geigen, und wenn sie auch tagsüber in dem Schweiße ihres Angesichtes, für kargen Taglohn, sich mühen und abplagen mußten, so entschädigte sie dafür der darauffolgende Zeitraum, in welchem sie sich wieder selbst angehörten, auf das hinlänglichste.

Glücklich wie Philemon mit Baucis, mythologischen Angedenkens, saß Pangraz mit seiner Susanna allabendlich auf der von ihm gezimmerten Holzbank vor seinem Häuschen und freute sich mit ihr an den rosigen Wölkchen, welche wie stille Engelsgruppen den Himmel durchzogen, an den Goldrändern der westlichen Berge, dem Duften der Wälder, dem Schmelz der Wiesen und an allem dem, was geschaffen scheint, den Abend eines mühevollen Tages zu verschönern, und hegte sonst keinen Wunsch, als daß sein gegenwärtiges Glück durch nichts getrübt werden möchte.

Auch schien dies wirklich der Fall zu sein. Bereits waren zwei Jahre in den Strom der Welt hinabgerollt, und Susanna hatte ihn mit einem Knaben und einem

Mädchen, zwei kernigen und frischen Sprößlingen ihrer Ehe, beschenkt und dadurch sein Glück noch vollkommener gemacht.

Mußte er auch jetzt noch angestrengter arbeiten als früher, da Susanna nicht mehr in den Taglohn gehen und nur geringere und wenig einträgliche Aushilfe leisten konnte, so tat er es doch mit frischem Mut und freudigem Herzen, denn er tat es für die Seinen, für Weib und Kind.

Pangraz ließ nun keine Gelegenheit außer acht, sich auf rechtliche Weise etwas zu verdienen und bei seiner Gewandtheit und dem Geschicke alles anfassen zu können, hatte er auch des Verdienstes vollauf, und der alte Zendl und mancher andere taten für den wackeren, werktätigen und sorgsamen Gatten und Vater noch ein übriges.

So kam es, daß Pangraz bald ein kleines, an seinem Häuschen gelegenes Grundstück, die sogenannte Pflegerwiese, die ihre Benennung nach einem früheren Besitzer erhalten hatte, auf Ratenzahlung käuflich an sich bringen konnte.

Noch fand sich auf dieser Wiese ein Überbleibsel desselben vor, das in einem Pfahle bestand, der einst die Bestimmung hatte, eine Holztafel zu tragen, welche jedem Nahenden auf das strengste verbot, das Grundstück zu betreten, deren eine Hälfte aber der Wind bereits schon mit sich fortgenommen hatte.

Das wenige, was die Landleute noch über diesen Grundbesitzer wußten, war, daß derselbe einst in glänzenden Verhältnissen gelebt und weit in der Welt herum, darauf aber herunter gekommen sei, bis er endlich in dieser Gegend Pfleger wurde.

Als dieser hatte er die Wiese als Wüstung an sich gebracht und auch nicht bebaut, wohl aber fast täglich mehrere Stunden in dem wirren Gestäude zugebracht, wo er auch eines Tages, als eines schnellen Todes verblichen, als Leiche aufgefunden wurde.

Da sich kein Erbe des Verstorbenen meldete, so wurde das wüste Land im Feilbietungswege verkauft, und ging seither von einer Hand in die andere, bis es zuletzt das Eigentum des Pangraz wurde.

Hatten schon die früheren Besitzer gesucht, den Anger in einen ergiebigen Stand zu setzen, so ließ sich Pangraz diese Sorge um so angelegener sein und verwendete jede freie Zeit, die er seinem sonstigen Gewerbe abzuringen vermochte, zu der Bearbeitung desselben.

Ah, welch ein Vergnügen erfüllte ihn jedesmal, wenn er in der Feierstunde oder an einem Sonntage nachmittags sich mit Weib und Kind auf die Pflegerwiese begeben und das segensreiche Walten der Natur belauschen konnte, die auch ihm ihre Gaben wachsen und gedeihen ließ.

Indessen rückte der Zeiger an der Zeitenuhr immer weiter und weiter, und schon sprangen die Kinder mit flatternden Flachshaaren und üppigen Haarflechten um ihn auf der Pflegerwiese herum und hüpften ihm mit Jubel entgegen, wenn er von seinem Tagewerk heimkehrte. Aber noch hatte sich sonst in der Lage des Pangraz nichts wesentlich verändert und noch immer langte sein Verdienst für die Bedürfnisse der Seinen, da sich die beglückendsten Begleiter durch das Erdenleben, Genügsamkeit und Zufriedenheit, mit ihnen zu Tische setzten.

Zuweilen nur dachte Pangraz, wenn er allein auf seinem Feldstücke scharwerkte: „Ich bin ganz und gar mit dem zufrieden, was mir der liebe Herrgott beschert, nur möchte ich noch einen kleinen Sparpfennig erübrigen, zu dem ich es, trotz all meines Fleißes, nie erschwingen konnte, um einem zufälligen Unglücke begegnen zu können."

Dieser Gedanke war der einzige, der sich oft beunruhigend in die sonst ungetrübte Heiterkeit seines Gemütes mischte und ihn mit einer Art von Bangigkeit vor der Zukunft erfüllte.

So sehr er sich aber auch in seinem Tagwerke anstrengte, so ging die Einnahme immerdar für die Bedürfnisse des Tages auf und der gewünschte Sparpfennig wollte nicht kommen.

Eines Morgens, als Susanna noch ihren häuslichen Verrichtungen oblag und die Kinder mit schlafroten Wangen, die runden Ärmchen eins ums andere geschlungen, in ihrem gemeinsamen Bettchen schlummerten, war Pangraz schon auf

die Pflegerwiese hinausgegangen, um dieselbe noch früher zu bestellen, bevor ihm seine Verpflichtung gebot, seinen anderweitigen Beschäftigungen nachzugehen.

Da kam ihm mit einemmal der Gedanke, den alten nutzlosen Pfahl, welcher so armensünderlich und kahl wie ein Galgenholz zum Himmel ragte, zu beseitigen.

Bald hatte er den Spaten herbeigeholt und ging rüstig an die Arbeit. Er hatte aber den Holzstrunk noch nicht völlig bloßgelegt, als er einen unvermuteten Widerstand verspürte.

Mit doppelter Kraftanstrengung versuchte er die Ursache desselben zu ergründen, und nachdem mehreres Erdreich und Gestein beiseite geschafft, entdeckte er ein Kästchen, das in dem Wiesengrunde vergraben war.

Mit beklommener Brust und fast atemlos vor Begierde, den Inhalt des Kästchens kennen zu lernen, sprengte er endlich, da er das Schloß nicht zu öffnen vermochte, die verrosteten Klammern und — ein Ruf der Überraschung entfuhr seinem Munde, denn das Kästchen war mit Gold- und Silbermünzen vollgefüllt.

Lange starrte Pangraz auf diesen unverhofften Fund, als ihm ein Pergamentblättchen, welches in einer Ecke des Kästchens lag, in das Auge fiel.

Er entfaltete es und las:

Als eigen nimm, was du gefunden
Durch Zufall hier, an diesem Ort,
Doch trübt es deine Lebensstunden,
So wirf's nur hastig wieder fort.

Pangraz hatte diese Zeilen gelesen, welche ebenso große Freudigkeit als Verwunderung in ihm erregten, denn er konnte nicht begreifen, wie derjenige, welcher diesen Schatz hier eingegraben, glauben konnte, daß dieser je sein Leben trüben würde.

Eine neue Welt voll Hoffnungen erschloß sich in seiner Brust und mit freudestrahlenden Wangen und leuchtenden Augen eilte er mit dem Schatzkästchen in seine Hütte.

„Susanna", rief er dort, „nun hat alle Not ein Ende. Wir sind reich, wir haben Gold und Silber, mehr als wir benötigen."

Susanna war nicht wenig erstaunt über die unerwartete Bescherung, so groß aber auch ihre Freude war, konnte sie sich dabei doch nicht einer geheimen Besorgnis erwehren, ob dieses viele Geld nicht vielleicht dem stillen häuslichen Glücke einen Eintrag tun würde, welches ihnen so treu in ihrer Armut geblieben war.

Susanna hatte sich leider nicht geirrt.

Nachdem beide den Fund als rechtmäßigen Besitz, zusamt der Schatulle in ihre Truhe verschlossen und diese hinter die Bettstelle geschoben hatten, ging Pangraz an seine Arbeit.

Aber diese wollte ihm heute nicht wie sonst von den Händen gehen, denn er grübelte und sinnierte nur immer, wie er auf die vernünftigste Art das Geld verwenden könne.

Und als er abends ermüdet nach Hause kam und seine Kinder, nach ihrer Gewohnheit, ihm freudig entgegen sprangen, suchte er sich mit flüchtigen Liebkosungen ihrer zu entledigen und verschloß sich, sobald als es möglich war, in sein Hinterstübchen, um seinen Schatz zu zählen.

Nie hätte er's gedacht, daß man solch ein Gefallen an dem Zählen des Geldes finden könne.

Die Talgkerze, welche ihm zu der seltenen Beschäftigung leuchtete, war bis zu einem Stümpchen herabgebrannt, als er noch immer die Geldstücke durch die Finger gleiten ließ und nach wiederholtem Zählen die Summe von viertausend und mehreren Gulden herausgebracht hatte.

Viertausend Gulden! So viel hatte weder der Herrenwirt im Schloße oben, noch der gespreizte Hegebauer, welchem Pangraz so spinnenfeind war, weil dieser es nie der Mühe erachtete, ihm auf seinen Gruß zu danken, und neuerdings kreuzten sich hundert Pläne in seinem Gehirne, was er mit dem vielen Gelde anfangen solle?

Als er die Gold- und Silberrollen wieder sorgfältig in das Kästchen gelegt und dieses hinter dem Bettgestelle verborgen hatte, begab er sich zu Susannen, um sich mit ihr über die Verwendung ihres Schatzes zu besprechen.

Aber auch Susanna wußte keinen Ausweg anzugeben

und meinte, Pangraz ſollte die Summe vorerſt in der Stadt auf Zinſen anlegen.

Pangraz aber machte dagegen die Einwendung, daß er ſich bei dem gänzlichen Mangel an Sachkenntnis leicht an einen Unredlichen wenden und dadurch um alles betrogen werden könne, und als ihm Suſanna darauf den Vorſchlag machte, den Dorfrichter, als einen Mann der mit Geldſachen vertraut ſei, oder den alten Zendl zu Rate zu ziehen, lehnte er auch dieſes ab, da er das glückliche Ereignis noch nicht an die große Glocke ſchlagen wollte.

Er beſchloß daher, das Geld vererſt verborgen zu halten und die Sache noch reiflicher in Erwägung zu ziehen.

Von den widerſtrebendſten Gedanken und Empfindungen erfüllt, begab er ſich zu Bette, aber der Schlaf floh ſeine matten Augenlider und ruhelos, wie nie, wälzte er ſich auf den Kiſſen umher.

Es war die erſte Nacht, in welcher ihn die Sorge um ſeine Habſchaft nicht ſchlafen ließ.

Weniger als ſonſt erkräftigt, begab er ſich am nächſten Morgen zu ſeinem Dienſtherrn, aber auch diesmal erging es ihm wie tags zuvor, und verdroſſen und mürriſch verrichtete der ſonſt ſo heitere nnd handſame Arbeiter ſeine Obliegenheiten und kehrte in derſelben Stimmung nach Hauſe, um eine unruhige Nacht hinzubringen.

Als er mit dem nächſten Frührot aufgeſtanden war, lauſchte er den Augenblick ab, in welchem Suſanna in dem kleinen Kohlgarten die Wäſche zum Trocknen aufhing, um raſch das Käſtchen hervorzuziehen und ein Talerſtück zu ſich zu ſtecken.

Es war das erſtemal, daß er etwas vor Suſannen verheimlichte.

Darauf ging er wieder an ſein Tagewerk. Nachdem er aber dieſes, von eben ſolchem Mißmut wie tags vorher begleitet, verrichtet hatte und mit den ſinkenden Strahlen der Sonne heimkehrte, ſchien das Silberſtück in ſeiner Taſche ſeinen verlockenden Einfluß auf ihn geltend zu machen, denn zufällig die Münze berührend, regte ſich in ihm das Ver-

langen, sich durch selbe eine wohlverdiente Erholung zu verschaffen.

Er trat daher in die Schenke, die hart an dem Wege nach der Buchleiten lag und deren Obsorge und Verwaltung eine junge Witwe namens Luzeile oder Luzia vorstand.

Luzeile hatte vor mehreren Jahren, als junge Dirne, den Pangraz durch ihre derbfrische Gestalt und die Lebhaftigkeit ihres Temperaments an sich zu locken gewußt, allein ihr allzu leichtfertiges und an das Freche streifendes Wesen hatte den Angelockten bald wieder von ihr verscheucht.

In der Stube fand Pangraz den rotnasigen Schulmeister vom nächsten Marktflecken und den spinnenbeinichten Bader, nebst anderen Dorfbewohnern, welche über die Erscheinung des seltenen Gastes in den Ruf der Verwunderung ausbrachen.

Nach wenigen Sekunden saß er schon mitten in der trink- und redeseligen Gesellschaft, welche bald auch das Luzeile, das wohl vieles von seiner früheren Jugendfrische, aber nichts von seiner Lebendigkeit eingebüßt hatte, noch vermehrte.

Pangraz war es darum zu tun, seinen Unmut in den Fluten des Gespräches zu ersäufen, darum stürzte er sich, wie ein kühner Schwimmer, mitten in den Redefluß und machte nur alle möglichen Tempos, um sich über dem Wasser zu erhalten.

Aber auch die anderen, vorzüglich der Schulmeister, suchten aus allen Winkeln ihres Gedächtnisses hervor, was, freilich nicht reichhaltig, von Wissen darin aufgespeichert lag, um es zum besten zu geben.

Wirklich hatten sie auch bereits ein gutes Stück Zeit mit ihrem wortkrämerischen Gesalbader breit geschlagen, als der Faden nach und nach abzureißen begann und Pangraz den Krug, den er zu trinken sich vorgenommen, ausgeleert hatte.

Als er jetzt aber aufbrechen wollte, bestürmten ihn alle, noch einen Krug zu trinken, den auch Luzeile alsogleich vor den sich Sträubenden, mit dem schäumendsten Biere gefüllt, hinstellte und dazu die beißende Bemerkung machte, daß

er doch nicht so sehr unter dem Schlappschuh seines Weibes stehen werde, um sich nicht noch ein Krügle des edlen Getränkes gönnen zu dürfen.

Pangraz trank auch diesen Krug leer und machte auch die schon zu öfteren Malen versiegten Bronnen des Schulmeisters und Baders aufs neue wieder quillen, indem er sein Talerstück auf das Kandelbrett warf.

„Ei, sieh da, ein Joachimstaler!“ bemerkte der Schulmeister. „Hast du einen Schatz gefunden?“

Das Gesicht wie mit Blut übergossen, wußte Pangraz vor Bestürzung nicht gleich zu antworten, faßte sich aber doch so schnell als möglich und sagte, daß ein Vetter aus der Stadt ihm eine Summe für die Ratenzahlung seines Grundstückes vorgeschossen habe.

Es war dies die erste Lüge, zu der ihn der Besitz seines Fundes verleitete.

Nachdem der Schulmeister und der Bader den Vetter aus der Stadt einmal um das anderemal hoch leben ließen und der Taler bis auf wenige Scheidemünzen in die Schürzentasche der Wirtin gewandert war, verließ Pangraz die Stube.

Aber sein Mißmut war nicht von ihm gewichen, ja, er steigerte sich noch, als Susanna gegen ihn ihre Besorgnis über sein langes Außenbleiben äußerte und Pangraz, da er ihr das Vorgefallene nicht mitteilen wollte, abermals zu einer Notlüge seine Zuflucht nehmen mußte.

Von diesem Tage an war sein Besuch in der Schenke, wo es ihm nie an Gesellschaft fehlte, die ihm seine Talerstücke mitverzehren half, kein ungewöhnlicher mehr.

Und wenn er auch zuweilen den Entschluß faßte, nicht zuzusprechen, so wußte Luzeile, welche um die Zeit seines Heimganges an Fenster oder Türe nach ihm auf der Lauer stand, diesen Entschluß, so oft sie seiner ansichtig wurde, durch wohlberechnete Manöver zunichte zu machen.

So mochten ungefähr acht Tage vorübergegangen sein, als Pangrazens Brotherr, der alte Zendl, in übler Laune etwas an der Arbeit desselben rügte.

Pangraz, der ihn als einen eben so wackeren und biderben als heißblütigen Mann kannte und in dieser Berücksichtigung früher manches von ihm hingenommen hatte, geriet aber diesmal über Zendls Zurechtweisung so sehr in Zorn, daß er sich gegen diesen äußerte, wenn er es ihm zu schlecht mache, so könne er sich um einen anderen Knecht umsehen, der es besser zu machen verstünde.

Es war das erstemal, daß er, im Bewußtsein seines heimlichen Besitzes, der Aufwallung seines Blutes keine Schranken setzte.

Der alte Zendl, über die unerwartete Entgegnung entrüstet, erwiderte, daß er dies tun werde und Pangraz daher nicht mehr zu ihm in den Taglohn zu kommen brauche.

Auf das Äußerste mißgestimmt, verließ Pangraz den Dienstherrn und erzählte Susannen, mit einem Schwalle von leidenschaftlichen Ausbrüchen begleitet, das Vorgefallene.

„Was liegt daran," schloß er darauf seine Mitteilung, „besitzen wir doch mehr, als der griesgrämige Zendl je erwerben wird. Auch werde ich wohl bald einen neuen Brotherrn finden."

Der Brotherr aber fand sich nicht so schnell, als Pangraz in seiner Aufgeregtheit gedacht hatte, da bereits der Winter seine eisige Herrschaft über die Erde geltend zu machen begann und die Arbeiten des Landmannes sich auf das Dreschen des Getreides und die Ausbesserung seiner Ackerwerkzeuge und häusliche Verrichtungen beschränkten.

Bereits hatte Pangraz eine längere Zeit ohne eine anderweitige Beschäftigung, als die eben erwähnte, in seiner eigenen Behausung zugebracht.

Beinahe allabendlich aber ging er zu Luzeile in die Schenke und kehrte oft spät und nicht immer mit dem klarsten Kopfe und auf den festesten Beinen nach Hause.

Susanna machte ihm nun allgemach ernste Vorstellungen gegen seine veränderte Lebensweise und beschwor ihn, nicht so lange in der Schenke zu verbleiben, da seine Gesundheit darunter leiden müsse; aber Pangraz antwortete ihr immer zornmütiger und schnaubte sie einstmals in seinem Biertrubel

ſo heftig an, daß ſie gänzlich entmutigt und verzagt ſich in ihr beklagenswertes Geſchick ergab.

So oft Pangraz hierauf in der Nacht von der Schenke heimkam, öffnete ſie ihm die Haustüre und leuchtete ihm in die Stube, aber ſtill und ſchweigſam, da ſie fürchtete, ſeinen Zorn mit der argloſeſten Äußerung rege zu machen.

Es war am Vorabend vor Weihnachten, als Pangraz wieder mit den beiden Unfehlbaren, dem Schulmeiſter und dem Bader, alldort zuſammen ſaß, welche abermals alles mögliche aufboten, den großmütigen Spender zu amüſieren und ihm noch einiges von dem Gelde des Vetters für ihre durſtigen Kehlen zu entlocken.

Auch Luzeile ließ ihre beſten Witzfunken ſprühen und ſuchte alle Künſte weiblicher Koketterie hervor, zu welchen vorzugsweiſe ein verführeriſches Muskelſpiel ihrer vollen nackten Schultern gehörte, um Pangraz feſtzuhalten, welches ihr auch nur zu gut gelang.

Das ganze Dorf lag bereits in tiefſter Ruhe verſunken, der Kerzenſchimmer hatte aufgehört, die Blumentransparente an den dichtgefrorenen Fenſtern zu beleuchten, und ſelbſt in den Lichtſtuben, in welchen das junge Volk noch am längſten beim Spinnrocken zu verweilen pflegt, war es leer und finſter geworden, als noch immer das wüſte Gelärme der Zechbrüder und das helle Lachen Luzeiles aus dem Wirtshauſe in die ſturmdurchbrauſte, froſtige Winternacht hinaus erſcholl.

Schon ſchlug es elf, als Pangraz allen Ernſtes daran dachte, ſich auf den Heimweg zu machen, aber die weißen, weichen Arme der Wirtin wußten ihn auf ſolche verführeriſche Weiſe zu umſchmiegen, daß es ihm unmöglich war, ſich denſelben anders als gewaltſam zu entreißen.

„Sagt doch, Pangraz,“ fragte die Schlaue, indem ſie, eine treuherzige Miene heuchelnd, ſich zutraulich zu ihm über den Tiſch hinüberlehnte und dabei ihre ſchön gerundeten Arme in das vorteilhafteſte Licht zu ſetzen wußte, „kneipt denn eure Hauszange gar ſo arg, daß ihr ſolch eine Furcht vor ihr habt?“

„Ich habe keine Furcht vor Suſe,“ ſagte Pangraz.

„Und doch beeilt ihr euch, wie keiner meiner ſonſtigen Gäſte, um nur ſo bald als möglich wieder hinauszukommen, wo der Zimmermann das Loch gemacht hat.“

„Weil — weil mir das ſtetige Schmollen und Maulen von Suſe zuwider iſt.“

„So?“ verſetzte das Luzeile boshaft, „die Suſe ſchmollt alſo und mault mit euch, wenn ihr euch um ein bißchen länger etwas zugute tut? Ei ſeht doch das liebe, charmante Weibchen, das ihr mit eurer Hände Arbeit erhalten müßt und das euch noch dazu, wie man recht gut weiß, nichts weiter als das zerriſſene Klüftchen, das ſie auf dem Leibe hatte, in die Hauswirtſchaft brachte? Ei, da wüßte ich ein Hausmittelchen, das all dieſen Trutz und Starrſinn aus ihr auszutreiben vermöchte.“

„Und worin beſteht dieſes?“ fragte Pangraz, eine der gewöhnlichen Schnurren der Wirtin erwartend.

„Ja, das möchte ich auch gerne wiſſen,“ ſagte der Bader, „denn ich habe auch ſo eine böſe Sieben daheim, die eines ſolchen Pharmakums bedürfte.“

„Laßt ſie nur mit dieſem Seilerstöchterlein eine tüchtige Polka tanzen,“ erwiderte das Luzeile, indem es einen derben, hanfenen Strick vor Pangraz auf den Gaſttiſch warf, „und ihr werdet Wunder ſehen, wie geſchmeidig euer eheliches Trutzköpfchen ſchon nach den erſten Touren werden wird.“

Der Schulmeiſter und der Bader hielten ſich den Bauch und wollten ſich faſt ausſchütten vor Lachen über den „maleſizen Einfall,“ wie der erſtere den rohen Scherz der Wirtin benannte, und forderten neue Lebensfluten, worauf der Bader den Tiſch beſtieg und mit hochgeſchwungenem Kruge einen Toaſt auf den weiblichen Doctor Ordonarius ausbrachte, welcher ſein eigenes Geſchlecht ex capite zu kurieren wiſſe, dem allgemeines, das Haus erſchütterndes Beifallsgeklatſche nachfolgte.

Von Trunk und Lärm betäubt und aufgeregt, wie niemals, verließ endlich Pangraz die ſaubere Geſellſchaft.

Noch nie vorher war es ihm beigefallen, Suſanna mit

einem anderen weiblichen Wesen zu vergleichen, wie er jetzt auf dem Heimwege tat, und Luzeiles ausgelassene Lustigkeit und ihr keckes entschiedenes Wesen überwog weit die guten Eigenschaften seines Weibes, deren Sanftmut und Ergebenheit ihm jetzt widerlich und unerträglich erschien, an welche Bemerkung sich zum erstenmal der Gedanke anknüpfte, daß das springfederige Luzeile für ihn um vieles zuständiger sei als die totschlächtige Susanna.

Unter diesen und ähnlichen Gedanken und Vorstellungen war er an die Straßenbenge gekommen, von welcher der Weg an den Anwänden eines hochwipflichten Tannenwaldes und mehr oder weniger zerklüfteten Erdbrüchen vorüber nach der Buchleiten und seinem Häuschen führte.

Die Nacht war aber so lichtlos und der Wind umwirbelte ihn je zuweilen mit solch einem Gestäube von Schnee, daß sein ganzes Bekanntsein mit der Örtlichkeit dazu gehörte, um nicht auf Abwege zu geraten.

Pangraz besorgte aber, trotz seines umnebelten Gehirnes, nichts weniger als dies, hüllte sich nur dichter in seinen Loden und watete, auf seinen Gangstecken gestützt, rüstig durch die hohen Schneelagen, die alle Pfade überdeckten, weiter.

Da riß ihm plötzlich ein Windstoß den Hut vom Kopfe und jagte ihn am Tannenraine dahin. Mit einem lauten Fluche schnaubte Pangraz wie ein angeschweißter Eber hinter ihm her, und schon glaubte er den Flüchtigen erhascht zu haben, als ihm derselbe neuerdings entschlüpfte und in eine jener erwähnten Zerklüftungen niederkollerte, in welche ihm alsogleich auch der Verfolger auf unfreiwillige Weise nachfolgte.

Zum Glücke hatte Pangraz durch den Sturz keine bedeutende Verletzung erlitten und auch seinen Hut wieder bekommen, aber der notgedrungene Wettlauf, der Fall, bei welchem ihm der Gangstecken zerbrach, und das Mühevolle, wieder aus der vom Schnee verwehten Höhlung heraus zu gelangen, versetzten ihn in die erbittertste Stimmung.

Endlich hatte er sich wieder an den Wurzelranken des Tannichts und an vorragenden Feldwacken hinaufgerungen, drückte unter Schmähworten und Verwünschungen die flüchtig

gewordene Kopfbedeckung so tief als möglich ins Gesicht und steuerte mit aller Anstrengung dem Windgebrause entgegen, seinem Ziele zu.

So ungestüm aber auch der Wind um ihn tobte, so scharf sein Fittig ihm in das Gesicht schlug, so war ihm doch, als würde dasselbe von einem Hochofen angespaucht.

Sein Gehirn tobte, seine Pulse flogen und es schien, als habe das nächtige Abenteuer nur beigetragen, die aufregenden Einwirkungen des Gerstensaftes in ihm auf den höchsten Grad zu steigern.

In diesem Zustande der heftigsten Gemütsbewegung, gelangte er endlich zu seiner Behausung und pochte ungestüm an die Türe.

Nach wenigen Sekunden ließ sich Susannas Stimme vernehmen, aber Pangraz hatte demungeachtet noch eine geraume Weile in Frost und Wind vor der Türe zu warten, da Susanna erst Feuer schlagen und Licht machen mußte, und in der Eile nicht gleich Stahl und Zunderbehälter auffinden konnte, was allerdings nicht geeignet war, seine Aufregung zu beschwichtigen.

Endlich erschollen ihre Tritte.

„Kommt der Totentanz einmal geschlichen," grollte er, als sie ihm die Türe aufschloß, und schwankte hinein.

Auf dem Hausflur angelangt, blieb Pangraz plötzlich stehen, wendete sich nach Susannen, die hinter ihm soeben die Türe wieder zurampte, und fragte: „Ist dir die Zunge noch immer nicht gelöst?"

Susanna hielt ihre leichte Bekleidung über der Brust zusammen und fragte furchtsam:

„Was soll ich sagen?"

„Das fragst du noch?" polterte Pangraz, „du sollst aufhören so störrisch und duckmäuserisch zu sein, und nicht immer wie eine Taubstumme im Hause herumschleichen."

„Hast du mich verstanden, du Hartkopf?!" schnaubte er darauf, als keine Antwort erfolgte, indem er die roterglüte Stirne in grimmige Falten zog und die zornig geballten Fäuste, die noch vom Froste prickelten, in die Rocktasche steckte.

In dem Momente, als er aber dieſes tat, verſpürte er auch in einer derſelben den Hauſtrick, den ihm das Luzeile hämiſcherweiſe hineinpraktiziert hatte und der ſich ihm nun wie eine verführeriſche Schlange um die Finger ringelte.

Suſanna aber war durch das verſtörte Ausſehen und das wilde, ungewohnte Benehmen des Pangraz ſo ſehr eingeſchüchtert, daß ſie keinen Laut aus der Kehle bringen konnte und ihr der Atem zum Sprechen fehlte.

„Na, warte, ich will einmal den Trotzteufel aus dir austreiben!“ rief Pangraz, indem er mit der Rechten das Vorgefundene erfaßte, mit der Linken aber Suſanna beim Nacken ergriff und ſie mit ſolcher Heftigkeit zu Boden drückte, daß das arme, erſchrockene Weib gewaltſam auf ſeine Knie niederſtürzte und den Leuchter fallen ließ.

Das Licht der Kerze aber ſpendete ſeinen erſterbenden Schein nur mehr dem Anfange der hierauf folgenden Szene und erloſch dann plötzlich, als fürchte es das Fernere zu beleuchten, und nur das ſchwirrende Geräuſch, welches Pangraz verurſachte, ließ ahnen, auf welch unbarmherzige Weiſe er das boshafte Geſchenk der Wirtin handhabe.

Die Mißhandelte krümmte ſich unter den grauſamen Fäuſten ihres Mannes, deſſen Wüten ſie keinen Widerſtand entgegenſetzen konnte, jedoch drang kein Laut des Schmerzes von ihrem Munde.

Dadurch zur äußerſten Wildheit gereizt, brüllte Pangraz: „Du trotzeſt mir auch jetzt noch? Nun, ſo laß doch ſehen, ob deine Juſtenhaut nicht mürbe zu gerben iſt!“

„Pangraz,“ ſtöhnte hierauf Suſanna, „ſchlage mich wie du willſt, aber ſchreie nicht ſo, damit du die Kinder nicht aus dem Schlafe weckſt.“

Auf dieſes Wort fuhr Pangraz, wie von einem elektriſchen Schlage getroffen, empor und ließ das Züchtigungszeug fallen.

Dann wühlte er mit beiden Händen in den Haaren und öffnete den Mund, doch wäre es nicht zu ermitteln geweſen, ob er dies tat, um nach Luft zu ſchnappen oder um zu ſprechen, denn die Zunge verſagte ihm ihren Dienſt,

und in zunehmender Betäubung tappte er sich hierauf, atemlos und keuchend von der gehabten Anstrengung, aus dem Hausflur in die finstere Stube, wo er sich gänzlich erschöpft und angekleidet, wie er war, auf das Bett warf.

Es war das erstemal, daß er sein Weib mißhandelt hatte.

Auch Susanna hatte sich, nachdem sie Leuchter und Strick aufgelesen, in die Stube begeben und war nach ihrem Lager geschlichen, welches ihr zum erstenmale in ihrem Leben zum Schmerzenslager wurde.

Dichte Finsternis lag über die Stube gebreitet, in welcher jetzt die sonst so glücklichen Eheleute von den schmerzlichsten Empfindungen gemartert und schlaflos auf ihren Pfühlen lagen.

Nur war es Susanna zuweilen, als ob sie Pangraz heimlich schluchzen höre.

Am nächsten Tage war Pangraz zur großen Bestürzung seines Weibes bereits außer Hause, als sie aus dem kurzen Schlummer, der sie gegen Morgen befallen hatte, erwachte.

Gegen Mittag kam er zurück, doch schien eine wesentliche Veränderung seit der letzten Nacht mit ihm vorgegangen zu sein.

Die Kinder krauten auf den roten Ziegelsteinen, mit welchen die Küche belegt war, umher und spielten, als er in das Haus trat und die Suse allein in der Stube fand.

„Susanna," sprach er, indem er mit tiefer Bewegung, die aus seinen tränenfeuchten Augen sprach, ihre Hände ergriff, „ich habe dich gestern auf eine nichtswürdige und verabscheuungswerte Weise behandelt, und bitte dich jetzt, im Innersten darüber betrübt, verzeihe mir es nur diesesmal, wenn du es über dich vermagst. Die Worte, die du gestern zu mir gesprochen, haben mich wieder zu mir selbst gebracht und mich zu dem gemacht, was ich früher gewesen bin. Der erste Schritt hierzu war, daß ich den Zendl um Vergebung gebeten und wieder einen Erwerb bei ihm bekommen, der zweite, daß ich den Fluch, den der unglückselige Fund über uns gebracht, für immerdar von uns abgeschüttelt habe."

Mit freudiger Ueberraſchung hatte Suſanna ihn angehört, ſchlang nun ihre Arme ſo liebreich und ſo innig wie früher um ſeinen Hals und ſprach: „Was du geſtern getan, dafür iſt kein Raum in meinem Gedächtniſſe, denn du warſt deiner Sinne nicht mächtig, und nun du zur Einſicht gekommen, daß du von anderen verlockt und mißbraucht worden, iſt alles wieder ausgeglichen und gut gemacht. Was aber haſt du mit dem unglückſeligen Gelde angefangen?“

„Ich habe getan, was mich jener Zettel, den ich bei dem Sündenſchatze fand, geheißen hat:

Als eigen nimm, was du gefunden
Durch Zufall hier, an dieſem Ort,
Doch trübt es deine Lebensſtunden,
So wirf's nur haſtig wieder fort.

Ich habe es heimlich in die Armenbüchſe der Kirche geworfen.“

* * *

Es war um die Mitternachtsſtunde der darauffolgenden Nacht, als die ganze Dorfgemeinde in dem ländlichen Gotteshauſe verſammelt war, um nach altherkömmlicher Weiſe die heilbringende Geburt des Erlöſers zu feiern, als ganz unerwarteter Weiſe der Pfarrer, im Feſtornate und ſichtbar erſchüttert, die Kanzeltreppe hinaufſtieg.

Alles war über dieſen ungewohnten Akt verwundert und harrte begierig auf das, was da kommen würde.

Nachdem eine lautloſe Stille eingetreten, begann der greiſe Prieſter: „Meine lieben, in Gott mir anvertrauten Kinder, es iſt heute etwas Erſtaunliches und Wunderbares vorgefallen, welches mein vor Freude und Rührung erfülltes Herz euch zu eröffnen nicht verabſäumen kann.

Als ich heute mittags, in Gegenwart unſeres hier gegenwärtigen Meßners Sebaſtian Gebhart, die Armenbüchſe unſerer Kirche eröffnete, um mit den eingegangenen Almoſen den Bedürftigſten der Gemeinde ein kleines Chriſtgeſchenk verabreichen zu können, fanden wir zu unſerem großen Er-

ſtaunen die ganze Blechbüchſe mit Dukaten und Silberſtücken gefüllt, nahe bei viertauſend Gulden.“

Ein allgemeiner Ausruf des Erſtaunens erfolgte.

„Bereits habe ich den Herrn Ortsrichter hiervon verſtändigt,“ fuhr der Pfarrer fort, „und mit dem morgigen Tage ſoll dieſe Summe, unter ſeiner Aufſicht, in der Pfarrei gewiſſenhaft und verhältnismäßig, an ſämtliche Bedürftige des Ortes verteilt werden, wodurch ich dem Wunſche des großmütigen Gebers auf das Genügendſte nachzukommen glaube.

Wer der Edle iſt, der dieſe überaus reiche Chriſtbeſcherung der armen Bevölkerung dieſes Kirchdorfes gemacht hat, war uns bisher nicht möglich zu ermitteln; laßt uns aber nun alle auf die Knie fallen, um aus dem dankerfüllteſten Herzen den beſten Segen des Himmels auf ſein Haupt herabzuflehen.“

Auf dieſes ſanken der Pfarrer und alle Anweſenden auf ihre Knie hin und beteten mit lauter Stimme, nur hin und wieder durch einen Ausbruch überwältigender Rührung oder das verhaltene Weinen eines durch dieſe Beſcherung aus der bitterſten Not Erretteten unterbrochen.

In der Kirche aber waren zwei Perſonen anweſend, welche ſich in dieſem Augenblicke unter die Seligen des Himmels erhoben dachten.

* * *

Von nun an aber ſchien das Glück wieder in das Arbeiterhäuschen in der Buchleiten zurückgekehrt zu ſein, und die im Verhältnis zu ihrem früheren Beſitze geringe Summe, mit welcher auch Pangraz und Suſanna, als zur mittelloſen Klaſſe des Dorfes zählend, in dem Pfarrhauſe beteilt wurden, brachte einen um ſo wunderbareren Segen in ihren Hausſtand.

Beide arbeiteten von nun an wieder tätig und mit der alten Freudigkeit, widmeten ihre Sorgfalt ausſchließlich dem Gedeihen ihrer Kinder, in denen ſie auch nützliche Glieder

der Gesellschaft erwachsen sahen. Zwietracht und Mangel blieb ihrer Schwelle ferne, und dem Pangraz fiel es nie mehr bei, auf seinem Heimwege vom alten Zendl, von dem er unzertrennlich blieb, bei dem falschen Lnzeile zuzusprechen.

Erst als achtzigjähriger Greis aber, nachdem ihm die treue, wackere Susanna längst schon in das Jenseits vorausgegangen war, entdeckte Pangraz auf dem Sterbebette dem Pfarrer, daß er es gewesen sei, der dazumal den Dorfbewohnern jene rätselhafte Christbescherung gespendet habe, und erzählte ihm sodann den Verfolg des soeben Mitgeteilten.

Vom großen Christoph, welcher über das Kirchendach schaut.

Micheldorf und Sicheldorf waren zwei Nachbarorte, die einander sehr ähnlich sahen. Die Anzahl der ärmlichen und unansehnlichen Häuser in den beiden Dörfern war beinahe eine gleiche, ebenso die Lage derselben mit ihren dazwischen liegenden Gärten und Wiesengründen. In der Mitte des einen, wie des andern Dorfes befand sich die Entenpfütze, und die Kirche des einen schien jener des andern zum Modell gedient zu haben.

Das sonderbarste aber war, daß beide Kirchen auch einen und denselben Heiligen, nämlich St. Christoph, als Schutzpatron hatten und dieser daher an der Kirchenwand in Micheldorf, sowie an jener zu Sicheldorf im Konterfei zu sehen war, wie er einen großen Stecken in der Hand, das Jesuskind durch das Meer trägt.

Dieser Umstand mag daher abzuleiten sein, daß man zu Zeiten der Pest seine Zuflucht vorzüglich zu diesem syrischen Heiligen nahm, und Micheldorf und Sicheldorf in früheren Zeitläufen mehreremale von dieser Seuche waren heimgesucht worden.

Der Flügelschlag der Zeit hatte aber schon vieles von den beiden erwähnten Wandgemälden hinweggestreift, so zwar, daß kaum noch die Gestalt der beiden Christophe an den Konturen und an einigen Farbenresten zu erkennen war.

Da beschlossen denn endlich die Micheldorfer einen neuen Christoph malen zu lassen und beriefen daher einen Maler aus dem nächstgelegenen Städtchen, welcher ihn ausführen sollte.

Sie waren bald handeleins geworden und boten ihm nur auf, den Christoph so groß als möglich abzubilden, welches dieser auch zusagte.

In nicht langer Zeit darauf erblickte man auch schon an der Kirchenwand zu Micheldorf die riesenhafte Gestalt des Schutzpatrons, dessen Haupt bis zu dem Sims des Kirchendaches reichte, worüber die Micheldorfer eine überaus große Freude hatten, obgleich ihre Kinder anfangs schreiend vor dem „wilden Manne", wie sie den Gottesmann bezeichneten, davonliefen.

So oft von nun an ein Micheldorfer nach Sicheldorf kam, konnte man gewiß sein, von ihm die Frage zu hören: „Habt Ihr schon unsern großen Christoph gesehen?" welcher sich jedesmal die Bemerkung anschloß: „Nicht war, das ist ein Christoph!" was die Sicheldorfer in immer größeren Ärger versetzte.

Endlich konnten sie die Lobpreisungen des Micheldorfer Christophs, gegen welchen der ihrige freilich nur ein Zwerg zu nennen war, nicht länger mehr überwinden und beschlossen nun auch einen neuen Christoph an ihre Kirchenwand malen zu lassen.

Eben saßen die Honoratioren von Sicheldorf wieder in der Dorfschenke und beratschlagten bei vollen Bierkrügen, wie sie das am besten bewerkstelligen würden, als ein fremder Reisender, dessen breitkrämpiger Hut, langes Haargelocke und umgelegter Hemdkragen einen Künstler vermuten ließen, in die Schaukstube trat, und ohne es zu wollen, in das Vorhaben dieses großen Rates eingeweiht wurde.

„Eins steht fest", sagte der Ortsrichter, „unser Christoph muß gerade so groß werden, als der Micheldorfer Christoph!"

„Ja, das muß er", ergänzte der Schulmeister, „er muß ebenfalls bis an das Kirchendach reichen". „Wenn man ihn nur ein klein wenig größer machen könnte", replizierte der Müller.

„Hans Narr", versetzte der Schmied, „wie sollte man das anfangen? Über die Mauerwand hinaus kann man doch nicht malen!"

„Warum nicht?“ nahm ganz unerwartet der Fremde, welcher ſich am nächſten Tiſche ſein Abendbrot ſchmecken ließ, das Wort, worüber ihn alle Anweſenden verwundert anſtarrten.

„Verzeiht, Herr“, ſagte der Richter nach einer Pauſe mit ungläubigem Lächeln, „ihr macht wohl einen Scherz, oder glaubt ihr wirklich, daß es menſchenmöglich iſt, auf unſere Wand noch einen größeren Chriſtoph zu malen, als jener in Micheldorf iſt?“

„Ich glaube es nicht nur“, verſetzte der Fremde, „ſondern ich erbiete mich ſogar das Geſagte auszuführen.“

„Na, das möchte ich denn doch wiſſen, wie ihr das anſtellen wolltet“, ſagte der Schullehrer. „In die Luft hinein könnt ihr doch nicht malen!“

„Das iſt meine Sache“, erwiderte mit großer Beſtimmtheit der Fremde; „genug ich male euch einen Chriſtophorus, welcher über das Kirchendach hinüberſchaut, vorausgeſetzt, daß ihr die Auslagen dafür nicht ſcheut.“

„Einen noch größeren Chriſtoph als die Micheldorfer!“ rief der Richter, „das wäre ein Triumph!“

„Ja, das wäre ein kapitaliſcher Triumph!“ ſekundierte der Schullehrer, eine gewaltige Priſe aus ſeiner Sandauerdoſe nehmend. „Nur geht der Kaſus ſelbſt über meinen Horizont.“

„Und was verlangt ihr für die Herſtellung dieſes Chriſtophs?“ fragte der Richter den Fremden.

Dieſer nannte eine Summe und ſagte: „Könnt ihr euch zu dieſem Preiſe entſchließen, ſo ſollt ihr einen Chriſtoph haben, welcher noch einmal ſo groß iſt als der Micheldorfer“.

„Noch einmal ſo groß!“ rief der Schullehrer und ſchlug vor Erſtaunen die Hände in einander.

„Habt ihr auch den Micheldorfer Chriſtoph geſehen?“ fragte der Schmied.

„Ich komme von dort, und wiederhole es, ich mache euch einen doppelt ſo großen, wenn ihr in meine Forderung willigt.“

„Topp, es ſei!“ rief der Richter nach kurzer Überlegung. „Ich will ſehen, was ich von den Sicheldorfer

Pfarrholden für den großen Christoph zusammenbringe und das Fehlende aus eigenem ergänzen, aber ihr müßt euch keinen ungeziemenden Scherz mit uns erlauben."

„Es ist mein vollkommenster Ernst und mit dem nächsten Morgen will ich mich an die Arbeit machen."

Hierauf ließ der Fremde sein Reisegepäck in die Passagierstube bringen, die ihm zur Nachtherberge angewiesen worden und traf Vorkehrungen sein Werk ins Leben zu setzen, während die Sicheldorfer sich noch lange vergebens die Köpfe zerbrachen, wie er dies bewerkstelligen würde.

Schon am zweiten Tage nach diesem Gespräche fielen die Morgenstrahlen auf einen großen Bretterkasten, welcher die Kirchenwand von unten bis oben bedeckte, so daß kein neugieriges Auge zu erspähen vermochte, was dahinter vorging, während der Maler, welcher Leiter und Farbentöpfe in den Verschlag hatte bringen lassen, sich bereits inner denselben an seine Arbeit gemacht hatte.

Acht Tage waren schon dahin geschwunden, während welchen die Sicheldorfer jedoch vergebens etwas von ihrem Christoph in spe zu erfahren suchten, indem der Maler, welcher nur selten sein Bretterhaus verließ, jeden Fragenden auf den kommenden Tag vertröstete.

Am Abend des achten Tages endlich eröffnete er dem Ortsrichter, daß der Christoph vollendet sei, und die Gemeinde ihn am nächsten Morgen besehen könne.

Noch nie hatte eine solche Aufregung unter den Bewohnern von Sicheldorf geherrscht, als sie sich jetzt ihrer bemächtigte.

Neugierde, Erwartung und Zweifel erfüllten alle Gemüter und scheuchten die Nacht hindurch von den Wimpern der meisten Sicheldorfer den wohltätigen Balsam des Schlafes. Aber auch in Micheldorf brannten die Bewohner vor Begierde, die Lösung des Rätsels zu erfahren, das sie um den Ruhm, den größten Christoph zu besitzen, bringen sollte, weshalb die Meisten beschlossen, der Enthüllung des Konterfeis beizuwohnen.

Endlich stieg die Sonne über den Kamm des Gebirges

und vergoldete mit ihren Strahlen die Oſtſeite der Kirche von Sicheldorf und das Brettergehäuſe vor derſelben.

In dichten Schaaren ſtanden die Sicheldorfer, Richter und Schulmeiſter an der Spitze, und die herübergekommenen Micheldorfer vor dem bretternen Geheimniſſe.

Jetzt wurde, auf ein Zeichen des Malers, die Bretterwand umgeworfen, und ein allgemeiner Ausruf der Überraſchung zerriß die Lüfte.

Wie verſteinert ſtanden die Anweſenden und ſtarrten mit aufgeriſſenen Augen und Mäulern auf das enthüllte Konterfei.

Der Maler hatte ſein Wort gelöſt und einen Chriſtoph gemalt, welcher wirklich noch einmal ſo groß war, als jener in Micheldorf, obwohl er keinen größeren Raum einnahm und ebenfalls nur bis an den Sims des Kirchendaches reichte.

Er hatte nämlich den Chriſtoph dargeſtellt, wie er ſich eben zur Erde bückt, um ſeine Kalapodia oder Sandale zu binden und durch dieſen Kunſtgriff der Geſtalt die doppelte Länge der Kirchenwand beigebracht.

„Ja“, ſagte der verblüffte Schullehrer, „das iſt allerdings ein kapitaliſcher Chriſtoph, aber über das Kirchendach ſieht er doch nicht hinüber, wie ihr ſagtet.“

„Ganz gewiß thut er das,“ verſetzte der Maler, „wartet nur, bis er ſeine Sandale gebunden hat und ſich wieder emporrichtet.“

„Proſit, Herr Schulmeiſter!“ rief der Müller.

„Der Maler hat recht“, ſprach hierauf der Ortsrichter, nachdem er ſich von ſeiner Überraſchung, in welche ihn das Unerwartete verſetzt hatte, wieder erholt. „Unſer Chriſtoph iſt noch einmal ſo groß, als der Micheldorfer, das leidet keinen Widerſpruch, denn er ragt ſchon mit dem halben Leibe an das Sims, an das jener ganz aufrecht ſtehend mit dem Kopfe ragt. Ihr ſeid ein Meiſter in der Bildnerei“, fuhr er ſodann, zu dem Maler gewendet fort, „und habt als ſolcher euere Zuſage erfüllt. Nehmt daher meinen Dank und mit ihm den Dank der ganzen Dorfgemeinde, welcher

ihr ein so absonderliches Schaustück abgeschildert, das der Stolz von Sicheldorf bleiben wird."

„Nun aber folgt mir in unser Einlager, um das bedungene Honorar in Empfang zu nehmen."

„Es lebe der Sicheldorfer Christoph", rief der Schmied.

„Hoch der Christoph, der über das Kirchendach schaut!" rief der Müller.

„Vivat, Hoch!" jubelte die enthusiasmierte Menge, welcher die Größe ihres Christophs erst allmählig einleuchtete, worauf sich die Honoratioren mit dem Maler in die Dorfschenke begaben, um neuerdings ihrem Schutzpatron bei vollen Gläsern ein Lebehoch zu bringen, während die Micheldorfer verstimmt heimwandelten, um ihren Dorfgenossen das Vorgefallene mitzuteilen.

Von diesem Tage an haben die Sicheldorfer einen großen Christoph, der über das Kirchendach schaut.

Corasan.

Es lebte einmal ein Mann, der war Corasan geheißen. Dieser Mann schien ein vorzüglicher Günstling des Glückes zu sein, denn er war von leidenschaftlosem Gemüte, von einnehmender Gestalt, von kraftvollem Körperbau und im Besitze eines bedeutenden Vermögens. Es hatte sich bei ihm alles vereinigt, um sein Leben, soviel es hier auf Erden sein kann, angenehm und heiter zu gestalten. Und dennoch sollte dies nicht der Fall sein. Corasan verheiratete sich mit einem jungen, hübschen Mädchen, das seiner Neigung entsprach, ihm aber nur den Blütenreiz der Jugend und ein liebendes Herz als Morgengabe brachte. Corasan lebte auch einige Zeit mit Alana, welche ihn bald mit einem Sohne beschenkte, in großer Zufriedenheit. Bald aber sollte diese Zufriedenheit dadurch vermindert werden, daß Alana alle ihre Zuneigung an ihr Kind verschwendete und Corasan nur den Abhub derselben zuteil werden ließ, während dieser verlangte, von ihr vor allen geliebt zu werden. Aber auch an seinem Knaben sollte er keine allzu große Vaterfreude erleben, da dieser allein nur an der ihn verzärtelnden Mutter hing und gegen Corasan sich ungehorsam und störrig erwies. So weit war der Glücksstern des Corasan, trotz der Eigenschaften des letzteren und seines Besitztumes, so ziemlich von Nebel umflort, als eine Krankheit, welche unvermutet in das Land hereingebrochen war und in demselben große Verheerungen anrichtete, auch Corasans Gattin und dessen Söhnlein dahinraffte. Er suchte nun das Lebensglück, das er nicht in den Freuden der Ehe finden sollte, auf eine andere Weise zu erringen. Er versammelte seine Nachbarn

und Freunde um ſich und gab große Gaſtgebote und Feſtlichkeiten. Seine Gemächer widerhallten von dem Klange der Gamba und der Mandoline und lukulliſche Mahlzeiten wechſelten mit ſchwelgeriſchen Trinkgelagen und Spielen aller Art, bei welchen er als König des Feſtes fungierte. Nur zu bald aber gewahrte er, daß ſeine Luſtgenoſſen und Freunde ihm nur ſeines Reichthums wegen huldigten und dieſe Huldigung alſogleich jedem Reicheren darbrachten, welcher Coraſan in Befriedigung der Genüſſe überbieten konnte. Ja er machte ſogar die traurige Erfahrung, daß gerade diejenigen, welche er mit Wohltaten überhäufte, ihn am meiſten verläſterten, und denen er die Hand zur Hilfe aus irgend einem Mißſtande dargereicht hatte, ihn mit dem größten Undanke belohnten. Voll des Grolles und Mißmutes über die Nichtigkeit des irdiſchen Glückes und über die Verderbtheit des Menſchengeſchlechtes beſchloß er nunmehr für immer mit dieſem zu brechen. Er vertauſchte ſeinen Palaſt und ſeine Gärten gegen einen alten, finſteren und einſamen Turm am Seegeſtade, verſchenkte ſeine ſonſtigen Fahrniſſe und zog ſich mit einer einzigen alten Dienerin, welche ſeine Menſchenfeindlichkeit teilte, in denſelben zurück. Hier lebte er nur allein den Forſchungen über den Urſprung der Welt, über die Bildung der Weltkörper und ihre Bewegungen, in welchen Gegenſtänden ihn die alten Bücher, Teleſkope, Sonnen- und Mondestafeln, die er ſich mit großen Summen zu verſchaffen gewußt und mit in den Turm gebracht hatte, unterwieſen. Selten verließ er das Gemach, in dem er dieſen uranographiſchen Studien oblag, über welchen er bei ſeiner Öllampe oft tief in die Nacht hinein brütete. Auch die alte Dienerin durfte nur vor ihm erſcheinen, wenn es die höchſte Notwendigkeit erheiſchte und mußte deshalb ein Stübchen am Tore bewohnen, welches letztere ſie nur mit ſeiner ausdrücklichen Erlaubnis eröffnete.

Kein Fremder erhielt Einlaß durch dasſelbe, kein Bettler eine Gabe, kein Strandender oder Hilfsbedürftiger, den die Wellen an jenes Ufer warfen, eine Unterſtützung oder Hilfe. Selbſt die benachbarten Schloßbewohner, welche eine nach-

barliche Freundschaft mit Corasan zu unterhalten wünschten, fanden nur verschlossene Türen. Ja, wenn Corasan zuweilen auch seinen Turm verließ und die Ufergegend durchstreifte, vermied er jede Annäherung und begegnete jedem, der sich zu ihm gesellen wollte oder ihn anredete, unfreundlich und zurückstoßend. Es konnte daher nicht fehlen, daß Corasan bald in einem weiten Umkreise als der ärgste Menschenfeind und Selbstling bekannt wurde und die lautesten Schmähungen und schlimmsten Gerüchte über ihn ergingen. Corasan aber kümmerte sich wenig um die Meinungen und das Gerede der Anwohner und lebte einzig und allein seinen Studien über Sonnen und Planeten. Schon waren mehrere Jahre in diesem Verhältnisse dahingeschwunden und eine Nacht wie die andere fand Corasan bei seiner Öllampe sitzen, welche ihren kärglichen Schimmer über die Bilder des Tierkreises und der Planeten ergoß; jeder Tag fand ihn mit dem alten Groll und der alten Menschenfeindlichkeit erfüllt. So saß er wieder eines Abends in seinem Gemache, die Arme übereinander geschlagen und den Kopf auf die Brust gesenkt, in Gedanken vertieft, während die Dämmerung immer mehr und mehr ihr mystisches Gewebe um ihn ausbreitete und die Himmelsgloben, Ringkugeln, mathematischen Instrumente und sonstigen Gegenstände umher, in immer undeutlicheren Gestaltungen erscheinen ließ. Er hatte es nicht bemerkt, daß die Schatten der Nacht bereits ihre schwarzen Fittige um ihn schlugen; ebensowenig, daß die alte Dienerin in das Gemach getreten war und die Öllampe vom Tisch genommen hatte, um sie mit frischem Öle zu füllen. Seine Gedanken waren schwarz wie die Finsternis, die sein einsames Gehöfte umgab, und feindlich wie die Windstöße, die geräuschvoll an den Sims seines Turmes anprallten.

So saß er brütend und regungslos, als ein unerwartetes Geräusch ihn plötzlich aus seinen Träumen schreckte. „Wer ist hier?“ fragte er in zorniger Verwunderung, von seinem Sitz aufspringend. Und sieh', vor ihm stand ein schlanker Jüngling, eine Fackel in der Hand haltend, mit schwarzem Haargelocke und ebenmäßigen Gesichtszügen, aber bleich wie ein Marmorbildnis, welcher ruhig antwortete: „Ich bin es!“

Corasan hatte keinen Namen vernommen und dennoch wußte er es, wer vor ihm stand und sank erschrocken, und kraftlos in seine Lehnkissen zurück. Der bleiche Jüngling aber senkte langsam seine Fackel zur Erde und Corasan sah, bei ihrem verlöschenden Scheine, das ganze Gemach um sich versinken; ja, er sah sich selbst am Tische mit schlaff niederhängenden Armen und gesenktem Haupte hinabsinken, mit all seinen Folianten, Teleskopen und Himmelsgloben. Jetzt versank der Turm mit seinem Knaufe, jetzt versank sogar das Meer, das ihn umgab mit seinen Uferfelsen, und jetzt die weiteren Länderflächen und Berge und endlich die Erde selbst und mit ihr Milliarden Sternbilder. Es war, als ob das ganze Weltall in einen Abgrund stürzte. Seine Sinne schwanden. Ein blendendes Lichtmeer erweckte ihn zu neuem Leben, doch wagte er es nicht, in die flammende Lohe hineinzublicken. Nun war es ihm, als throne dort eine königliche Gestalt, von überirdischer Wunderherrlichkeit umgeben, welche ihn anredete, doch wußte er nicht, kamen die Worte aus seinem Munde oder kamen sie aus seinem eigenen Innern, er wußte überhaupt nicht, ob es Worte waren, welche sich ihm vernehmbar machten. „Corasan!“ erscholl es, „du hast dem Grundgesetze der Natur zuwider gehandelt, du hast aufgegeben deine Nächsten, die der Herr dir zur Gesellschaft bestimmt, du hast gemieden ihre Nähe, du hast den Notdürftigen von deiner Schwelle gewiesen, dem Hilfebedürftigen deine Hand versagt, du hast die Finsternis des Eigennutzes dem Lichte der Lebensfreude, die Einsamkeit der Selbstsucht der Geselligkeit des menschlichen Verbandes, dem gemeinsamen Zusammenwirken vorgezogen, darum sollst du bestraft werden durch Finsternis und Einsamkeit. Darum sollst du ausgeschlossen sein für immer von dem Lichte des Tages, von der Gemeinschaft aller Wesen, darum sollst du nur dich selbst finden und nichts als dieses in Zeit und Ewigkeit!“ Wie ein zermalmender Donnerschlag tönten diese Worte in das Innerste Corasans und sein Ich löste sich auf in dem vernichtenden Bewußtsein seiner Schuld. Aber schon fühlte er sich von einer unsichtbaren Macht ergriffen und im Sturme fortgerissen,

durch die unendlichen Räume des Weltalls; seine Erinnerungen schwanden, wie verblaßte Bilder, vor dem Ungeheueren, das ihn umgab, vor dem Schrecken und Entsetzlichen, das ihn erwartete. Die weiße Riesenscheibe des Mondes schien, an ihm vorüber, gleich einem Stein in das Unendliche hinabzufallen und entzog sich alsobald seinen Blicken. Und weiter und weiter riß es ihn durch nicht zu ermessende Fernen, durch nicht zu erfassende Zeiten, doch war ihm, als ob während seines Fluges Jahrhunderte menschlichen Daseins an ihm vorüberrauschten. Und er sah Sternbilder um Sternbilder in ununterbrochener Aufeinanderfolge neben und unter sich versinken und finstere und unförmliche Weltkörper verschwinden, wie nächtige Phantome. Es war wie ein Gewehe von Lichtflocken neben ihm, über ihm und unter ihm, aus denen sich nur einige jener Sternbilder von den anderen unterschieden, daß wehende Flämmchen oder Lichtstreifen an ihnen zu haften schienen. Es waren die Kometen. Und immer weiter und weiter riß es ihn und die Sterne ober ihm wurden nicht weniger und die Sterne unter ihm wurden nicht mehr, so viele auch deren versanken. Jetzt fuhr eine feuerstoffige Lichtmasse, rasch und blendend wie ein Blitz, an ihm vorbei. Es war das Haar der Berenice. Jetzt neigte sich langsam ein leuchtender Weltkörper, der Ophiuchus, wie ein sich ablösendes Riesengebirge und versank in dem ungeheueren Pfuhl der Finsternis unter ihm, immer mehr und mehr zusammenschmelzend wie Wachs, bis er gänzlich verschwand, während sich schon wieder matte, unheimliche Schimmer in langen Reihen, gleich den in einem Gruftgewölbe verschwindenden Lichtern eines Leichenzuges, versenkten. Es waren jene weitentfernten Sternenhaufen, welche man mit dem Namen „Nebelflecken“ bezeichnet. Nun gelangte Corasan in ein feuerflammendes, hellaufloderndes und lohendes Meer von Lichtklumpen, welche sich fortwährend, wie in einem geisterhaften Reigen, drehten und bewegten und wieder und immer wieder ihn umkreisten und deren Anzahl sich in das Unzählbare zu erstrecken schien. Es war dies die Milchstraße, welche jedoch ebenfalls bald unter ihm verdämmerte. Und wieder nächtlicher wurde hierauf der Pfad, aber bald sah

er sich abermals von Sternenhimmel zu Sternenhimmel versetzt, bis er wieder auf eine längere, nachtumhüllte Strecke gelangte. Es war der Raum zwischen dem Jupiter und dem Mars, den er jetzt durchflog, und länger als früher dauerte es, bis ihn wieder ein neuer Himmelsraum mit seinem Sternenheere aufnahm. Und immerdar flogen rot- und gelbleuchtende Weltkörper, bald nahe, bald ferner, an ihm vorbei, um unter und hinter ihm als immer schwächer glimmende Fünkchen spurlos in das Unendliche zu versinken.

Da wurden der Sterne immer weniger, immer entfernter schimmerten sie voneinander und bleicher und bläulicher wurde ihre Farbe und je bläulicher und totenartiger sie flimmerten, um so mehr wuchs Kälte und Finsternis. Und immer dünner und dünner und schwächer und schwächer schimmerten die Sterne. Bald gewahrte er nur mehr einzelne kleine Sternchen und dann gar nur Sternenstäubchen. Jetzt verschwanden auch diese in der nebelhaften Ferne. Noch aber hörte er nicht auf fortzuschweben, das einzige sich Bewegende, denn schon war er in den Bereich des Todes gekommen, in dem alles Wesenhafte sogleich in starres Eis verwandelt worden wäre. Das höchste Entsetzen durchzitterte ihn jetzt ob der grenzenlosen Finsternis und Einsamkeit, die ihn bis in das Endlose von allen Seiten umgab. Ein ewiges Nachtgefängnis, die Urnacht, hatte ihr Opfer aufgenommen. Keine menschliche Berechnung konnte ermessen, wo ihr Anfang, wo ihr Ende sei, ein dumpfes Gefühl nur sagte Corasan, daß er ausgeschlossen von Leben, Licht und Wärme und daß er Jahrhunderte diese atmungslosen Gefilde durchziehen könne, ohne wieder zu ihnen zu gelangen. Hätte er noch menschliche Fähigkeit besessen, sie wären in nichts aufgelöst worden vor diesem Gedanken, vor dieser Empfindung. Ein namenloses Gefühl des gänzlichen rettungslosen Verlorenseins für immerdar erfüllte alle Atome seines Ichs und verschmolz sie zu dem Inbegriff der innigsten Reue, welche die Unermeßlichkeit seines Verlustes, seine alle Höllenqualen übersteigende Pein nur in eines zusammenzupressen wußte, in den die ewige Nacht schallos und erfolglos durchgellenden Schmerzensschrei um — Licht!

Da fiel — o Wunder! — urplötzlich ein blendender Schein auf ſein Geſicht und — die Lampe in der Hand haltend und deren Flamme mit der andern ſchirmend, trat die alte Dienerin in die Stube, in welcher Coraſan, wie früher, vor ſeinen aſtronomiſchen Tabellen ſaß. Die Dienerin ſtellte die Öllampe auf den Tiſch und verließ das Gemach wieder, ohne ihrem Herrn ein ſonderliches Augenmerk zu ſchenken, da ſie ihn ſchon öfter in ähnlichen Gemütsſtimmungen geſehen hatte. Coraſan aber brauchte lange Zeit, bis er ſich wieder zu ſammeln vermochte, dann aber ſank er auf die Knie, faltete betend die Hände und heiße Tränen ſtrömten über ſein Geſicht. Als aber der Tag wieder ſeine Roſen auf die Erde ſtreute, trat Coraſan aus ſeinem Turme und begab ſich an die Stätte zurück, die er früher bewohnte. Nicht wenig verwunderte ſich die Bevölkerung, welche derſelben anwohnte, über dieſes Ereignis, aber ihre Verwunderung ſollte noch mehr geſteigert werden, als Coraſan ſeinen Palaſt und ſeine Gärten wieder an ſich kaufte und kurze Zeit darauf dieſelben bezog. Diener und Mägde wurden aufgenommen, Pferde und Zugtiere, Hausrat und Kunſtgegenſtände herbeigeſchafft, die Ställe aufs neue mit brüllenden, blökenden und befiederten Bewohnern angefüllt, verwilderte Räume in annehmliche verwandelt, Fruchtbäume und Blumenbeete gezogen, kurz alle Schleuſen dem Leben des Tages eröffnet. Wer an Coraſans Schwelle kam, fand von nun an die gaſtlichſte Aufnahme, wer um Hilfe flehte, die zuverſichtliche Gewährung ſeiner Bitte. Bald auch vermählte ſich Coraſan wieder mit der blühenden Tochter eines benachbarten Gutsherrn und in kurzer Zeitfriſt wiegte er hoffnungsvolle Sproſſen auf ſeinen Knien. Was aber dieſen Wechſel in ihm hervorgebracht, erfuhr niemand aus ſeinem Munde, nur er gedachte noch oft an die Schrecken der Einſamkeit und floh dieſelbe, wo er konnte, ſich immerdar als ein bindendes Glied der großen Kette, „Menſchheit“ genannt, betrachtend, bis an das Ende ſeines Lebens.

Die drei Gauner von Tiundaland.

Dänische Sage.

Drei Gauner seh'n wir trügerisch umschlingen
Den Redlichen, dem solch Gewebe neu;
Doch weiß ein Weib ihm sichern Rat zu bringen,
Er kehrt das Netz und fängt sie alle drei.
Carlopago.

An dem Strande von Tiundaland in Dänemark saßen in einer Taverne, in welcher gewöhnlich Handelsleute und Schiffsmänner zusammenkamen, drei Männer von ziemlich verdächtigem Aussehen, welches noch bei dem einen durch eine auffallend spitze Nase, bei dem zweiten durch kurzes brennendrotes Haar und bei dem dritten durch ein schwarzes Pflaster über das linke Auge um ein Bedeutendes vermehrt wurde.

Diese drei Männer waren Brüder, welche zur Fahne Langfingers geschworen, und sich bereits durch allerlei Gaunerstreiche und Spitzbubenkniffe ein nicht unbedeutendes Vermögen gesammelt hatten.

Der eine mit der Spitznase nannte sich: Hagbarth, der zweite mit dem roten Haupthaare: Sven, und der dritte mit dem Pflaster über dem fehlenden Auge: Trolle.

Hagbarth, der älteste von ihnen, machte die beiden andern eben mit einem neuen Plane bekannt, um einen reichen Handelsherrn, welcher sich auf dem Wege von Schweden nach Tiundaland befand, in ihre Falle zu locken.

„Dieser Mann", sprach Hagbarth, „ist ein so sonderbarer Kauz, wie ihr noch Zeit eures Lebens keinen gesehen. Er ist in den besten Jahren, klug, von gutem und gefälligem Ansehen, nur wählte der Zufall sein Antlitz zu einem sonder-

baren Naturſpiele, indem es ihn mit einem blauen und einem bräunlichen Auge beſchenkte. Übrigens iſt er ſehr fröhlichen Gemüts und liebt Kleiderpracht bis zur Verſchwendung. Kurz und gut, ihr werdet zwiſchen heute und morgen ſelbſt Gelegenheit haben, ihn perſönlich kennen zu lernen.

Nun erübrigt nur, daß ich euch mit meinem Plan bekannt mache und euch die Rollen zuteile, welche ihr zu ſpielen habt, damit wir Herren ſeiner Schätze und Reichtümer werden."

Nach dieſen Worten rückten die drei ſauberen Kumpane näher zuſammen, und Hagbarth teilte ihnen mit leiſer Stimme ſeine Vorſchläge mit.

Am nächſten Morgen landete, wie Hagbarth vorhergeſagt, der ſchwediſche Handelsmann, namens Erich Holgerſohn, am Strande von Tiundaland.

Es war wirklich ein ſchöner, kräftiger Mann, deſſen Kleiderpracht jene der meiſten Kaufleute von Tiundaland verdunkelte; denn von keinem Hute eines andern nickten die Federn ſo ſtolz herab, als wie von jenem unſeres Schweden, und kein Gürtel war ſo reich mit Gold durchwirkt, als der ſeine; auch trug keiner eine ſo ſeltene köſtliche Waffe, als der Dolch war, welcher in ſeinem Gürtel ſteckte.

Doch hatte auch Hagbarth nicht gelogen, als er ſagte, daß er ein blaues und ein braunes Auge beſitze, denn es befand ſich wirklich ſo.

Als Erich Holgerſohn die gehörigen Befehle an ſeine Leute erteilt und alles nötige beſorgt hatte, was ſeine Ankunft erheiſchte, verließ er das Schiff, um ſich nach einem Käufer für ſeine Waren umzuſehen.

Er ging noch nicht lange am Strande dahin, als Hagbart, welcher ſchon auf ihn lauerte, ihm entgegentrat.

„Ihr ſeid ein fremder Kaufherr, und bringt wahrſcheinlich Waren zu uns nach Tiundaland."

„So iſt es", erwiderte Erich Holgerſohn, „mein Schiff iſt mit Eiſenwaren befrachtet."

„Könnte man ſie nicht beſehen?" fragte Hagbarth weiter.

„Sogleich, wenn es euch beliebt", verſetzte Erich, und führte ihn ſodann auf ſein Schiff, wo er ihm die Waren zeigte.

Hagbarth ſprach ein langes und breites über Erichs Waren und über ihre Güte, und verließ, jedoch ohne zu einem Reſultate gekommen zu ſein, mit ihm das Schiff.

Sie gingen hierauf wieder am Strande dahin, als ſie zu einem hübſchen Hauſe, welches Hagbarth gehörte, gelangten.

„Dieſes iſt mein Haus“, ſagte Hagbarth, „wollet ihr nicht eintreten?“

„Wenn ihr erlaubt.“

Hierauf traten beide in das Haus.

„Wie wäre es“, nahm jetzt Hagbarth das Wort, „wenn wir einen Tauſchhandel machten?“

„Laßt hören!“

„Ich gebe euch alles, was ſich jetzt in dieſem Hauſe Bewegliches befindet, wenn ihr mir dagegen die Ladung eures Schiffes überläßt. Beſeht euch die Sache ſelbſt.“

Erich Holgerſohn beſah ſich die Einrichtung des ganzen Hauſes genau und ſprach ſodann, da er einen ſicheren Vorteil aus dem Handel für ſich erſah: „Ich bin nicht abgeneigt, den Handel einzugehen; wenn ihr mir alles, was ſich jetzt in dieſem Hauſe befindet, überläßt, ſo gehört meine Schiffsladung euer.“

„Topp“, rief Hagbarth, „der Handel iſt geſchloſſen. Morgen komme ich, euere Ladung zu übernehmen, an welchem Tage ihr auch das euere unaufgehalten in Beſitz nehmen mögt.“

Nachdem noch der ſchwediſche Kaufmann alles, was ſich in dem Hauſe befand, in ein Buch, welches er immer bei ſich führte, eingetragen und auch Hagbarth das nötige hierüber zu Papier gebracht hatte, ſchieden die beiden Kaufleute vergnügt voneinander.

Kaum war der Morgen des nächſten Tages angebrochen, ſo erſchien auch ſchon Hagbarth mit einigen Leuten und ließ die Waren an das Land bringen. Als Hagbarth aber ſelbe übernommen hatte, machte Erich Holgerſohn noch einen kleinen Spaziergang, bevor er ſein Eigentum übernehmen wollte.

Auf dieſem Spaziergange aber wurde er von einigen

Kaufleuten aufgehalten, welche sich in einer Strandschenke zu ihm gesellet hatten und ihm eine, ihn fast befremdende Ehrfurcht und Freundlichkeit angedeihen ließen.

Erich Holgersohn konnte sich, ohne unartig zu sein, von der Gesellschaft nicht trennen und dachte, daß auch am folgenden Tage noch Zeit wäre, die Einrichtung des Hauses zu übernehmen.

Wirklich verfügte sich auch Erich am nächsten Tage in Hagbarths Haus. Wie sehr aber erstaunte er, als ihm Hagbarth entgegentrat und mit trockenen Worten sagte, daß er nichts mehr von ihm zu fordern habe.

„Ich wartete", fuhr der Hinterlistige fort, „auf euch den ganzen Tag, an welchem ich meine Güter an euch zu überliefern versprochen hatte, ohne daß ihr gekommen.

Ihr habt also die Zeit der Uebernahme verabsäumt und mir dadurch zu verstehen gegeben, daß ihr Verzicht auf meine Güter leistet, und nach unseren Gesetzen gehört das Gut, welches sein Eigentümer verläßt, demjenigen, der es nach ihm in Besitz nimmt."

Erich Holgersohn begriff nun mit einemmale die sonderbare Freundlichkeit der Kaufleute, die nichts anderes, als Spießgesellen Hagbarths waren, der ihn in diese Falle gelockt.

Auf das Äußerste aufgebracht über diesen Schurkenstreich, machte er Hagbarth die bittersten Vorwürfe, je mehr er sich aber ereiferte, desto höhnischer begegnete ihm dieser, bis Erich, von seinem Zorne hingerissen, in die heftigsten Schmähungen wider ihn ausbrach.

Hagbarth aber erwiderte ihm mit höhnischem Lächeln, daß er mit einem Manne, der außer sich geraten sei, nichts weiter zu sprechen habe, wohl aber ihn für seine Beleidigung bei Gericht zur Rechenschaft ziehen würde. Hierauf kehrte er ihm den Rücken und entfernte sich, ohne weiters auf ihn zu hören.

Voll Ingrimm und Groll über Hagbarths Niederträchtigkeit ging nun auch Erich nach der Gegend zurück, in welcher sein Schiff vor Anker lag, als ihn plötzlich jemand heftig an der Schulter anfaßte.

Verwundert blickte Erich um und sah einen Menschen von riesiger Gestalt, mit brennendrotem Haupthaare vor sich, welcher ihn mit zornfunkelnden Augen anblickte. Es war Sven.

„Ha, sehen wir uns endlich, mein sauberer Kumpan?“ fragte dieser.

„Herr“, erwiderte Erich Holgersohn, „ihr irrt euch in der Person.“

„Nicht doch“, versetzte Sven, „ich irre mich nicht. Ich kenne dich nur zu gut, so wie diesen goldgestickten Gürtel und den mit Juwelen besetzten Dolch, welchen du in demselben stecken hast, die ich beide in England kaufte und die du mir in Paris entwendetest.“

„Was erkühnt ihr euch?“ rief Erich.

„Her mit dem Gürtel“, brüllte Sven, indem er ihm mit Blitzesschnelle den Dolch entriß und auf ihn zückte.

Erich Holgersohn sah sich in der Gewalt seines Gegners, er löste daher seinen Gürtel und reichte ihn dem Fremden.

Dieser steckte denselben kaltblütig zu sich und sprach zu Erich: „Danke es meiner Großmut, daß ich die Waffe, die ich zurückerhalten habe, nicht zuerst an dir versuche, aber ich will es dem Gerichte von Tinndaland überlassen, das Urteil über dich auszusprechen.“

Nach diesen Worten verschwand er in die nächste Straße.

Fast außer sich vor Wut über die Ungerechtigkeiten, welche ihm begegnet, brauchte Erich Holgersohn einige Zeit, um sich zu fassen. Als er sein aufgeregtes Gemüt wieder etwas besänftigt hatte, setzte er seinen Weg fort.

Noch war er nicht sehr weit gekommen, als ihm schon wieder jemand sachte auf die Achsel klopfte.

„Was gibt es denn schon wieder?“ fragte Erich.

„Wie, bin ich nicht mehr so glücklich, Verehrtester, von euch gekannt zu sein?“ fragte ihn ein langer, hagerer Mensch, welcher nur ein Auge im Kopfe hatte, mit ironischer Höflichkeit. Es war Trolle.

„Geht zum Henker, ich habe euch in meinem Leben nicht gesehen.“

„Wie? Hochanſehnlichſter", fragte der Einäugige höhniſch, „ihr habt mich nie geſehen? — Ihr wißt euch wohl auch nicht zu erinnern, daß wir uns einmal auf Samſey getroffen haben, wo ich noch zwei Augen hatte, ihr aber nur ein Auge beſaßet."

„Was", rief Erich, „ich nur ein Auge?"

„Ja, und daß es euch damals beliebte, mir eines von meinen beiden Augen durch die Kunſt eines finnländiſchen Zauberers aus dem Kopfe herauszuzaubern und euch ſtatt des euch mangelnden einzuſetzen."

„Seid ihr toll?" ſtotterte Erich Holgerſohn.

„Mit nichten", erwiderte Trolle, „der Beweis liegt noch klar am Tage, da mein Auge noch ſeine natürliche Farbe beibehalten, welche ganz verſchieden von der eures Auges iſt. Ich werde daher zu dem Richter meine Zuflucht nehmen, daß er euch, ganz Vortrefflicher, zwinge, mir das geſtohlene Auge zurückzugeben und die Strafe für euren Raub über euch verhänge."

Nach dieſen Worten entfernte ſich Trolle.

Erich Holgerſohn ſtand wie vom Blitze gerührt und wußte nicht, was er von all dem halten ſollte. Endlich faßte er ſich wieder, und da der Abend bereits ſtark hereindunkelte, verfügte er ſich grollend und fluchend nach ſeinem Schiffe.

Als er am nächſten Morgen dasſelbe wieder verließ und durch einige Straßen von Tiundaland ſchlenderte, war er nahe daran, zu glauben, daß er alles, was ihm tags vorher begegnet, nur geträumt habe. Aber nur zu bald überzeugte er ſich von der Wirklichkeit jener Begebenheiten, da er mehrere Vorübergehende von ſeinen ſonderbaren Rechtshändeln, die noch heute vor Gericht ſich entſcheiden ſollten, ſprechen hörte.

Noch immer wußte er aber nicht, was er beginnen ſollte, um ſich aus dieſem Gewirre von Ränken und Unannehmlichkeiten zu ziehen und zu ſeinem Eigentum zu gelangen, als er um eine Gaſſenecke bog und mit einemmale ein ſchallendes Zetergeſchrei an ſeine Ohren ſchlug.

Ein junges, hübsches Mädchen, welches augenscheinlich einer Gefahr zu entrinnen versuchte, kam atemlos die Straße herabgeflogen.

Bald zeigte sich auch die Ursache ihres Schreckens, denn schon kam ein Stier, welcher wütend geworden, mit gesenkten Hörnern auf beide zugerannt.

Glücklicherweise erblickte Erich Holgersohn einen Prügel auf der Erde, hastig raffte er diesen auf und schwang ihn gegen das wildgewordene Tier, welches, durch die unerwartete Erscheinung erschreckt, sogleich wieder umkehrte.

Erich Holgersohn wendete sich zu seiner Schönen, deren Paladin er geworden, und es bedurfte nicht viel, um sie gänzlich zu beschwichtigen. Erich bat sie, ihr noch eine Strecke Weges das Geleite geben zu dürfen, welches von ihr nicht abgeschlagen wurde.

„Eurer Kleidung nach zu urteilen, seid ihr ein Fremder hierzulande?“ sagte das Mädchen.

„So ist es“, erwiderte Erich, „ich bin ein Handelsmann aus Helsingborg in Schweden und nenne mich Erich Holgersohn.“

„Erich Holgersohn“, wiederholte das Mädchen, „ach, ihr seid doch nicht jener selbe Erich Holgersohn, welcher von drei Einwohnern von Tiundaland zugleich vor Gericht belangt wurde?“

„Ich bin derselbe“, antwortete Erich, „doch ist mir unbegreiflich, wie diese Begebenheit so schnell den Weg zu euch gefunden hat.“

„Es wird euch nicht mehr wundern, wenn ich euch sage, daß ich Gytha, die Tochter Knuds, des Richters von Tiundaland, bin.“

„So muß ich doppelt den Zufall preisen“, entgegnete Erich Holgersohn, „der mich euch heute finden ließ. Denn nach der Sanftmut und Herzensgüte, die sich in eurem Antlitz spiegelt, werdet ihr mir die Bitte nicht verweigern, mich mit eurem Vater bekannt zu machen, daß er mir mit gutem Rate an die Hand gehe, wie ich mich aus diesen Verwirrungen ziehen und wieder zu meinem Eigentum gelangen könne.“

„Leider ist dieses nicht möglich“, antwortete Gytha, „da mein Vater, seiner strengen Rechtlichkeit zufolge, euch um keinen Preis die Waffen gegen eure Kläger in die Hände liefern würde. Doch will ich aus Dankbarkeit für den mir erwiesenen Dienst versuchen, ob es mir nicht möglich ist, auf eine andere Weise aus ihm herauszubringen, wie er in eurer Lage sich gegen die Anklage jener Nichtswürdigen verteidigen würde.

Geht daher mit mir bis zu dem Hause meines Vaters und horchet dort unter den Fenstern auf das, was er mir antworten wird und richtet euch darnach. Ich zweifle nicht, daß wir das Rechte erfahren werden.“

Erich Holgersohn dankte der schönen Gytha mit den glühendsten Ausdrücken und schlich sich hinter ihr bis zu dem Hause des Richters Knud, wo er unter dem Fenstervorsprunge mit gespanntem Ohre auf das lauschte, was er hören würde.

In der Tat währte es nicht lange, als er über sich die Stimme der schönen Gytha und bald darauf jene ihres Vaters vernahm.

Gytha erzählte ihrem Vater, in welcher Gefahr sie geschwebt und wie ein Fremder, und zwar eben derselbe, von dessen Rechtshändel er früher mit ihr gesprochen, sie gerettet habe.

Als Knud seine Freude über ihre Rettung geäußert und den Mut und die Geistesgegenwart des Fremden gepriesen, bedauerte Gytha, daß ihr Retter in solche Rechtshändel verwickelt worden sei. „Ich bin begierig, zu erfahren“, fuhr sie fort, „wie er sich aus den Schlingen, welche ihm jene, als Schurken in Tiundaland hinlänglich bekannten drei Brüder gelegt haben, ziehen wird.“

„Sag' mir doch, liebes Väterchen, was würdest du sagen, um die Ankläger ihrer Lügen zu überweisen und dein Eigentum zu erhalten?“

„Ich würde List gegen List gebrauchen“, erwiderte die die Stimme Knuds, „und die Schurken mit ihren eigenen Waffen bekämpfen.“ Hierauf teilte er ihr sowohl die Klagen

der drei Brüder, wie auch die Art und Weise mit, wie er dieselben in Erichs Lage widerlegen würde.

Erich Holgersohn ließ sich kein Wörtchen von dem, was Knud sprach, entschlüpfen und kehrte mit erleichtertem Herzen von dem Hause des Rechtsgelehrten nach seinem Schiffe zurück.

Auf demselben angelangt, erblickte er zwei Fremde mit weißen Stäben in den Händen. Es waren die Gerichtsdiener, welche der hohe Rat von Tiundaland bereits ausgesandt hatte, ihn nach dem Gerichtshofe zu berufen. Erich Holgersohn verfügte sich nur noch auf ein paar Minuten in seine Kajüte, wo er in größter Eile einiges in sein Buch notierte, und folgte dann ohne Säumen den Gerichtsdienern nach dem Gerichtshause.

In dem Gerichtssaale fand er bereits Gythas Vater nebst mehreren Räten. Nach einem feierlichen Stillschweigen nahm der erstere das Wort und sprach zu Erich: „Ihr seid der Handelsmann aus Schweden, namens Erich Holgersohn."

Erich bejahte.

„Es sind drei Klagen wider euch eingelaufen, gegen welche ihr euch vor unserem Richterstuhle zu verantworten habet, seid Ihr darauf gefaßt?"

„Vollkommen", antwortete Erich Holgersohn mit Ruhe.

„So rufet die Kläger." Die Gerichtsdiener entfernten sich und gleich darauf erschienen Hagbarth, Sven und Trolle.

„Erster Kläger rede!"

Da trat Hagbarth mit frecher Stirne vor und sprach: „Ich hatte mit diesem Manne einen Vertrag geschlossen, demzufolge ich ihm alles, was in meinem Hause sich befand, gegen die Ladung, welche er von Helsingborg nach Tiundaland brachte, zu überlassen versprach.

Ich nahm die Schiffsladung in Empfang und erwartete an dem festgesetzten Tage, daß auch er das Seine in Empfang nehmen würde. Da er aber nicht erschien, so nahm ich dieses als ein Zeichen, daß er mich meiner Verpflichtung entbunden habe und verweigerte ihm in der Folge das, was

nach unſeren Geſetzen wieder mir anheimgefallen war. Dieſer Mann aber begehrte noch fortwährend ſein Eigentum mit Heftigkeit und ſchmähte mich auf offener Straße, wofür ich nun Genugtuung und Abbitte verlange."

„Obgleich es ſcheint," antwortete Knud, „daß ihr die Unkunde dieſes Mannes mit unſeren Landesgeſetzen benützet und ihn ſchlauerweiſe in eine Falle locktet, ſo kann ich nicht umhin, euch die benannten Güter als Eigentum zuzuerkennen und ihm ſeine Schmähungen wider euch ſtrenge zu unterſagen, inſoferne es ſo iſt, wie ihr eben ſagt."

„Ich leugne nicht", antwortete Holgerſohn, „daß ich die Friſt, in welcher ich die Einrichtung des Hauſes abzuholen hatte, verabſäumte, doch bedurfte ich nicht mehr die Friſt zuzuhalten, da dieſer Mann ſeinem Recht auf ſein Eigentum für immer entſagte, indem er ſchon am Morgen dieſes Tages aufgehört hatte, ein freier Mann zu ſein."

„Was?" rief Hagbarth, „ich kein freier Mann?"

„Wie ich euch beweiſen werde", fuhr Erich gelaſſen fort. „Wir ſchloſſen den Vertrag, daß ihr mir für meine Schiffsladung alles, was ſich in eurem Hauſe befand, als Eigentum zu überliefern hattet. Alles nämlich: Euch ſelbſt mit eingerechnet, da ihr euch zu jener Zeit ebenfalls in dem Hauſe befandet.

„Werſt nur einen Blick auf dieſes Buch und ihr werdet finden, daß euer Name bei den Gütern eures Hauſes nicht mangelt." Nach dieſen Worten zeigte er Hagbarth ſein Einſchreibebuch, in welchem am Schluſſe der Liſte ſein Name figurierte, worüber Hagbarths Naſe noch einmal ſo ſpitzig zu werden ſchien als ſie ſchon war, er ſelbſt aber ſo ſehr betreten wurde, daß er nicht zu antworten vermochte.

Knud ſah Erich Holgerſohn verwundert an und ſprach ſodann: „Es iſt ſo, wie ihr ſagt. Die Güter Hagbarths ſind die euren, ſowie er ſelbſt euer Sclave iſt. Ihr aber", ſprach er zu Hagbarth, „ſeid der falſchen Anklage überwieſen und werdet eure Strafe finden."

Nun trat Sven vor die Schranken und ſprach zu Holgerſohn: „Gelang es auch eurer Schlauheit, in der

Rechtssache mit meinem Bruder Hagbarth den Sieg zu erringen, so wird es euch doch nun und nimmermehr gelingen, meine Anklage zu widerlegen."

„Sprecht also", herrschte der Richter.

„Seht diesen goldgestickten Gürtel und diesen mit Juwelen besetzten Dolch", sprach er hierauf zu dem Richter gewendet, „beide waren seit Jahren mein Eigentum, als mich einstens in Frankreich dieser Mann beider beraubte. Zufällig fand ich ihn hier am Strande, erkannte sogleich mein Eigentum und entriß ihm dasselbe wieder."

„Was hat Beklagter hierauf zu antworten?" fragte Knud.

„Es ist so, wie Sven sagt", antwortete Erich Holgersohn gelassen.

Sven traute kaum seinen eigenen Ohren, als er dieses Geständnis hörte.

„Ihr bekennt also", fragte Knud, „daß ihr ihm Gürtel und Dolch in Frankreich abgenommen?"

„Ich leugne es nicht", antwortete Erich Holgersohn. „Ich machte damals eine Handelsreise mit meinem jüngeren Bruder, als dieser in Frankreich so unglücklich war, meuchlings ermordet zu werden.

Ich verfolgte den Mörder, ereilte ihn auf der Flucht und entriß ihm diesen Gürtel und jenen Dolch, er selbst aber entsprang.

Ihr seht also, daß dieser Mann, indem er sich als Eigentümer zu den beiden bekennt, sich zugleich auch dadurch des Meuchelmordes an meinem Bruder schuldig gibt und der gerechten Strafe für sein verübtes Verbrechen verfallen ist."

Knud sah noch verwunderter auf Erich Holgersohn als früher, während Totenblässe die Wangen Svens überzog. Knud aber sprach: „Es ist erwiesen, daß Sven des Mordes schuldig, er soll seiner Strafe nicht entrinnen.

Nun aber müssen wir noch den dritten Kläger hören."

Jetzt trat Trolle mit kecker Stirne vor, doch konnte in seinen Mienen ein scharfes Auge erkennen, daß ihm um den Ausgang der Sache bangte. Er faßte jedoch alle Kraft zu-

ſammen und ſprach zu dem Richter: „Dieſer Mann, welchen ich zu Samſey als einen Einäugigen kennen lernte, ſtahl mir durch Zauberei mein rechtes Auge und erſetzte mit demſelben ſein fehlendes. Betrachtet ihn nur“, fuhr er fort, „und Ihr werdet finden, daß er ein blaues und ein braunes Auge beſitzt.“

Knud wendete ſich zu Erich Holgerſohn, ſchüttelte bedenklich das Haupt und ſprach: „Was habt ihr hierauf zu antworten?“

Erich Holgerſohn erwiderte: „Ich kann zwar mit einem Eid bekräftigen, daß dieſer Mann ebenſo unwahr ſpricht, als die Vorhergehenden getan haben, aber ich will ihn durch einen Beweis widerlegen, welcher euch genügen ſoll. Man nehme mir das Auge, welches dieſer Mann für das ſeine erkennt, aus dem Kopfe und tue ihm dasſelbe mit dem Auge, welches er noch beſitzt, ſodann wäge man beide. Gehörte mein Auge früher wirklich ihm, ſo wird es ebenſoviel wiegen als das ſeine, gehörte es aber nicht ihm, ſo wird ſich ein Unterſchied in dem Gewichte der beiden Augen zeigen. Beliebt alſo zur Probe zu ſchreiten, ich hoffe nicht, daß mein Kläger ſich gegen dieſelbe widerſetzen und dadurch ſeine Schuld an den Tag legen wird.“

Trolle aber war durchaus nicht zu bewegen, ſich das Auge aus dem Kopfe nehmen laſſen, da er nicht ſein Geſicht vollends verlieren wollte.

Da nahm Knud das Wort und ſprach: „Ich ſehe, daß du dich dieſer Prüfung nicht unterziehen willſt, weil du einſiehſt, daß deine Verleumdung durch das ungleiche Gewicht der Augen offenbar werden würde, aber du entrinnſt dem Arme der Gerechtigkeit ſo wenig als deine ſchurkiſchen Brüder.“

Nach dieſen Worten beſprach ſich Knud leiſe mit den andern Räten, worauf er folgenden Ausſpruch tat: „Das Gericht von Tiundaland, welches eingeſetzt iſt zum Schutze des Bedrängten und zur Beſtrafung des Verbrechers, verurteilt Hagbarth, ſowie Sven und Trolle, als des Betruges und der falſchen Anklage überwieſen, zu lebenslänglicher

Galeerenſtrafe. Ihre Güter aber erkennt dasſelbe für das Eigentum des von ihnen mißhandelten Schweden, welcher ſelbes in Empfang nehmen und friedlich ſeines Weges ziehen mag.“

Nach dieſem richterlichen Ausſpruche wurde die Sitzung aufgehoben, Hagbarth, Sven und Trolle aber gefeſſelt und fortgeführt.

Erich Holgerſohn, deſſen Unſchuld wieder in Tiundaland bekannt wurde, glaubte gegen ſeine Retterin, die ſchöne Gytha, nicht dankbarer ſein zu können, als wenn er ſeinen jetzigen Wohlſtand mit ihr teilen würde. Er warb daher um ihre Hand bei dem alten Knud, welcher ihm dieſe, nachdem er die Geſinnung ſeiner Tochter erforſcht hatte, nicht verweigerte.

Als aber Erich Holgerſohn ſeine Verbindung mit Gytha vollzogen, verließ er das Land, in welchem ihm ſoviele Gefahren gedroht, und kehrte an der Seite einer jungen, liebenswürdigen Gemahlin und mit Reichtümern geſegnet in ſein Vaterland zurück.

Frau Holle und ihre Katzen.

Hessische Sage.

Sieh, welch ein zierliches Geschlecht,
Das ist die Magd, das ist der Knecht.
Goethe.

Es war ein heißer Sommertag, die Sonne sendete ihre glühenden Pfeile senkrecht auf die nach Regen lechzende Erde, als fünf wegesmüde Wanderer am Abhange des Meisnerberges ausruhten, welcher sieben Stunden von Kassel sein Haupt bei 2184 Fuß über die Meeresfläche erhebt.

Es war ein Landmann aus Reichenbach mit seinem Weibe und seinen drei Kindern, einem Mädchen von elf und zweien Knaben zwischen fünf und sieben Jahren.

Der Alte hatte Bündel und Stecken hingeworfen und sich auf den dürren Grasboden gestreckt, über welchen eine riesige Buche, an deren bemooften Stamm sein Eheweib und die Kinder Platz genommen, ihren kühlenden, wohltätigen Schatten breitete.

„Uff!“ rief Germar, so nannte sich der Alte, indem er sich den strömenden Schweiß von der Stirne wischte, „das ist ein saurer Weg.“

„Jawohl“, fügte sein Weib hinzu, „und doppelt sauer, da das Ziel desselben uns noch unbekannt ist.“

„Na, sorge dich nicht, Gertraud“, erwiderte Germar. „Hat uns auch der geldgierige, boshafte Amtmann unverschuldeter Weise von Haus und Hof gejagt, so werden wir doch irgendwo anders eine Zufluchtsstätte finden. Leute, die keine Arbeit scheuen, kriegen überall Brot. Vor allem andern müssen wir jetzt suchen, Hessen zu erreichen.“

Digitized by Google

„Ach, und was dann“, ſeufzte Gertraud.

„Was dann? — Nun, dann überlaſſen wir das andere dem lieben Herrgott und der Frau Holle, die auf dem alten Meisner hauſen ſoll“, fuhr Germar ſcherzend fort, ohne zu bemerken, daß ihm in dieſem Augenblicke ein uralte, verkrümmtes Mütterchen ganz nahe gekommen war.

„Von Frau Holle ſprecht ihr?“ fragte dieſes, „ei die wird euch auch nicht viel helfen.“

„Meinſt du, Alte?“ erwiderte Germar.

„Jawohl“, ſagte dieſe, „es gehen wohl viel gute Sagen in Heſſen herum von Frau Holle, aber noch viel mehr der ſchlimmen. Sie ſoll den Spinnerinnen zur nächtlichen Weile das Garn verwirren und den Flachs anzünden.“

„Ja“, erwiderte Germar, „denen, die lieber faulenzen als ſpinnen wollen.“

„Sie ſoll den Dirnen die Bettdecken vom Leibe ziehen und ſie nackend auf das Straßenpflaſter legen.“

„Ganz recht“, verſetzte Germar, „wenn ſie nicht früh genug aufſtehen mögen zur Arbeit.“

„Nehmt euch in Acht“, nahm hierauf die Alte mit leiſerer Stimme das Wort: „Sie ſoll auch die Kinder in Wechſelbälge verwandeln.“

„Die Böſen, ja, ſo ſagt man, die Frommen aber macht ſie zu Glückskindern, darum haben wir nichts von ihr zu fürchten.“

„Ihr habt einen feſten Glauben auf die Bergfrau“, ſprach hierauf die Alte, „aber ihr werdet ſehen, daß er an ihr zuſchanden werden wird. Nun, meinethalben tut was euch beliebt, ich habe es gut mit euch gemeint und euch gewarnt.“

„Darum danken wir euch auch für eure gute Meinung“, ſagte Germar, „und wollen euch eine kleine Wegzehrung nicht verſagen.“

„Aber bedenke doch“, rief Gertraud, als ſie Germar ſeinen mageren Geldbeutel aus der Taſche ziehen und denſelben öffnen ſah.

„Ei, was iſt da zu bedenken“, entgegnete Germar, „ein Pfennig mehr oder weniger macht uns nicht unglücklich

und die Alte ſcheint ihrem Äußern nach ſeiner wohl zu bedürfen.“

„Ach jawohl“, verſetzte das Mütterchen und nahm die dargereichte Münze. „Danke. danke viel tauſendmal für eure Gabe, möge euch der Himmel eure Mildtätigkeit belohnen.“ Nach dieſen Worten knixte und nickte ſie noch mehreremal mit freundlich grinſendem Geſichte und verſchwand ſodann hinter dem Gebüſche.

„Und nun laßt uns unſere Wanderung wieder fortſetzen“, ſagte Germar, „wir haben jetzt ausgeruht genug und noch einen hübſchen Weg bis nach Hauſſen zu machen.“

Auf dieſe Ermahnung erhob ſich die ganze Familie und ſetzte ihren Weg durch das wilde und unwegſame Gebirge fort.

Die düſteren Schatten, welche das Zweiggeflechte über ihren Häuptern verbreitete, bot ihnen eine angenehme Erquickung, nur bereute Germar, die alte Bettlerin nicht um den nächſten Weg nach Hauſſen befragt zu haben. Da es aber nicht geſchehen war, ſo ſetzten ſie ihre Pilgerfahrt auf das Geratewohl fort.

Sie mochten bereits mehrere Stunden durch die Wildnis gewandert ſein, als Germar bemerkte, daß ſie wirklich irre gegangen, und darüber nicht wenig bekümmert wurde. Er nahm die beiden Knaben auf die Arme und ermahnte ſein Weib und ſein Töchterlein, rüſtiger vorwärts zu ſchreiten.

Aber immer dichter und dichter wurde die Waldwüſte um ſie her, und immer dunkler und dunkler die Schatten der Bäume, deren Blätter im friſchen Abendwinde zu rauſchen begannen.

Ach, da entſchwand Germar alle Hoffnung und ſchon gedachte er, die Nacht mit den Seinen im Walde zubringen zu müſſen.

Plötzlich aber rauſchte es im Gebüſche und zwei leuchtende Augen funkelten auf Germar aus dem Dunkel.

Es waren die Augen einer ſchwarzen Katze, welche ſich gleich darauf zu ihm geſellte.

„Ei, ſieh doch das hübſche Tier —“ ſagte Germar,

„wie mag ſich nur die Katze in den Wald hierher verloren haben?“

„Wenn es nur auch eine wirkliche Katze iſt“, meinte Gertraud, „und nicht —“

„Und nicht eine Waldhexe“, ergänzte ihr Mann, „ei, laß dir doch ſo etwas nicht träumen. Sieh nur, wie ſie ihr ſeidenes Hälschen an meinem Fuße reibt und ſo zutraulich ſchnurrt und kollert. Gewiß iſt hier irgend eine Hütte in der Nähe, wohin ſie gehört.“

„Ach, wenn es doch ſo wäre“, ſprach Gertraud, „ich kann faſt nicht mehr weiter.“

„Und ich auch nicht“, ſekundierte ihr weinendes Töchterlein.

Aber ſchon lief die Katze vor den Verirrten her, ſah ſich nach ihnen um, kehrte ſodann zurück, als wollte ſie die Zögernden ermahnen, ihr zu folgen, und lief wieder voraus.

Germar und ſeine Familie hatten keine andere Wahl, als ihrer ſeltſamen Leiterin zu folgen.

Sie mochten aber kaum noch einige hundert Schritte fortgegangen ſein, als Germar laut aufjubelte, denn aus dem finſteren Gebüſche ſchimmerte ihm plötzlich das Licht eines Fenſters entgegen.

„Die Katze hat uns nicht angeführt“, rief Germar freudig aus. „Hier iſt eine Wohnung, hier finden wir auch Aufnahme; laßt uns nur ſchnell darauf losſteuern.“

Bald hatten ſie das einſame Häuschen erreicht, auf welches die ſchwarze Katze ſogleich losſprang und heftig zu ſchreien und zu miauen begann.

Die Türe tat ſich auf und eine junge, bildſchöne Frau mit bleichem Antlitze ſtand vor ihnen, eine Ampel in der Hand.

„Ihr habt euch gewiß im Walde verirrt“, redete dieſe die Wanderer mit wohltönender Stimme an. „Nun, tretet nur herein, ihr ſollt hier Nachtimbiß und Unterkunft finden.“

Mit vielen Dankſagungen folgte Germar mit den Seinen dieſer Einladung und trat in die geräumige Wohnſtube, welche einfach, aber höchſt zweckmäßig eingerichtet war. Nur konnten ſie ſich nicht genug über die vielen Katzen und Kätzchen wundern, von denen die Hausbeſitzerin eine ganz

besondere Freundin zu sein schien, denn überall sprangen und kletterten diese mutwilligen Tiere umher und trieben sich spielend und balgend durch die Stube.

Die wackere Hausfrau aber war indessen nicht müßig geblieben und hatte bereits auf dem Herde ein lustiges Feuer angefacht, auch zwei große Bahren mit saurer Milch und Butter und fettaugigem Käse herbeigebracht, welches sie alles ihren Gästen nebst dem Hirsebrei, den sie ihnen selbst bereitete, zum Nachtmahle vorsetzte.

Germar und die Seinen ließen sich's auf das beste schmecken und hatten sich lange nicht so fröhlich und wohlgemut gefühlt, als jetzt unter dem Dache ihrer gastlichen Wirtin.

Als sie ihr Nachtmahl verzehrt hatten, führte sie die Frau in eine kleinere Stube, in welcher fünf reinliche Schlafstellen, als wie eigens für sie bestellt, bereit standen, und ermahnte sie nun, ihrer Ruhe zu pflegen.

Die überglücklichen Wanderer dankten noch vielmals ihrer Wohltäterin und überließen sich bald einem wohltuenden Schlummer.

Die Morgensonne strahlte bereits zum Fenster ihres Gemaches hinein, als sie sich ihren Pfühlen entwanden, um ihre Wanderung wieder fortzusetzen, aber schon auch nahte die freundliche Wirtin mit dem Morgenbrote.

Als sie dieses zu sich genommen und sie den Kindern noch die Säcke mit rotwangigen Äpfeln vollgestopft hatte, fragte sie Germar: „Nun sagt mir, wohin ihr zu wandern gesonnen seid, damit ich euch Auskunft erteile und ihr euch nicht wieder verirret in dem großen Walde, denn nicht überall dürftet ihr eine gleiche Aufnahme finden wie heute Nacht."

„Wir wollen nach Hanssen", sagte Germar, „in der Hoffnung, dort Unterkunft und Arbeit zu finden."

„Da habt ihr noch einen weiten Weg zu machen", erwiderte die Frau, „und es wird am besten sein, wenn ich euch einen Wegweiser mitgebe." Nach diesen Worten schellte sie mit einer Glocke und rief in die Küche hinaus: „Kiezchen, Miezchen, Kiezchen, schnell herein!" und alsobald erschien eine rot und schwarz getigerte Katze unter der Tür.

„Geh sogleich mit diesen Leuten“, sprach sie zu der Katze, welche ihre Herrin mit klugen Augen anblickte, „und führe sie den nächsten Weg nach Haussen.“ — „Folgt nur der Katze“, fuhr sie zu Germar gewendet fort, „sie wird euch schon den rechten Weg geleiten. Auch könnt ihr sie als ein Angedenken an mich behalten. Ihr seht, ich habe der Katzen genug, welche mir die häßlichen Mäuse vertreiben, von denen dieser Berg seinen Namen erhielt.“

„Ach, wie können wir euch für alles danken, was ihr“ — sagte Germar.

„Spart euren Dank“, erwiderte die Frau, „es freut mich, gute Menschen unterstützen zu können. Doch lebet wohl, meine vierbeinigen Hausgenossen und Genossinnen haben heute ihr Morgenbrot noch nicht erhalten und rufen schon darnach.“ Und wirklich erhob sich auch ein lautes Katzengeschrei und Geschnurre in der Nebenstube, in welche sich die Hausfrau eiligst verfügte.

Germar und die Seinen verließen hierauf das Haus und folgten der Tigerkatze, welche schon eine kleine Strecke vorausgegangen war und sich nach ihnen umsah.

Lustig lief nun das leichte Tier vor ihnen her und ergötzte durch hundert possierliche Kreuz- und Quersprünge Germars Kinder, die mit ihrem neuen Gesellschafter bald gute Kameradschaft gemacht hatten, über die Maßen, so daß sie einmal über das anderemal laut auflachten.

So mochten sie bereits mehrere Stunden fortgewandert sein, als die Katze mit einemmale müde zu sein schien und langsamer vor ihnen herging. Ja, als sie in die Gegend des Haselbaches gekommen, ward sie so ganz und gar ermattet, daß sie sich die Quere hin über den Weg legte und wie leblos liegen blieb.

Die Kinder fingen laut zu weinen an, da sie meinten, das liebe Tier wolle sterben. Selbst Germar, der um die Katze besorgt wurde, trat zu ihr und wollte sie eine Strecke tragen, aber er fand sie so schwer, daß er sie kaum erheben konnte.

Als er sie aber kräftiger erfaßte, sah er, daß die Katze steif und tot, ja nach näherer Besichtigung fand er sogar,

daß es nicht einmal eine wirkliche Katze, ſondern ein getrockneter Katzenbalg ſei, der an Hals und Bauch mit Neſteln und Riemen zuſammengebunden war.

Voll Erſtaunen über dieſe ſeltſame Entdeckung löſte Germar die Neſteln und — o Himmel, der ganze Katzenbalg war mit eitel Gold und Silber vollgefüllt.

Da ſank Germar und ſein Weib auf die Knie nieder und beide dankten mit Tränen im Auge ihrer großmütigen Wohltäterin, in welcher ſie jetzt nur zu gut die Bergfrau vom Meisner, die berühmte Frau Holle erkannten, welche ſie wohl früher in der Geſtalt des alten Mütterchens auf die Probe geſtellt haben mochte.

Als aber ihr erſter Freudenrauſch verflogen war, verſchloſſen ſie das Geſchenk ihrer Wohltäterin wieder in den Katzenbalg und eilten fröhlichen Herzens und Gemütes nach Hauſſen, von deſſen Kirchturmſpitze ihnen der Hahn wie ein Glück verheißender Prophet über die Baumwipfel entgegenblitzte.

Nach wenigen Tagen ſchon kaufte Germar in Hauſſen ein reinliches, freundlich gelegenes Bauerngehöfte ſamt Ackerland an ſich und lebte in dieſem mit den Seinen noch lange ein ruhiges und zufriedenes Leben, als deſſen Stifterin noch Germars Enkel die wohltätige Frau Holle mit gerührtem Herzen verehrten.

Im gleichen Verlage sind erschienen:

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft

herausgegeben von Karl Glossy.

Jahrgang I—XI. 1890—1900. Preis geb. à K 10.—.

Aus Grillparzer's Tagebüchern

1808—1859

herausgegeben von Karl Glossy.

Preis K 4.—.

Briefe von und an Grillparzer

herausgegeben von Karl Glossy.

Preis geb. K 6.—.

Digitized by Google

Aus Bauernfeld's Tagebüchern

herausgegeben von Karl Glossy.

I. Teil: 1819—1848 . . . Preis K 4.—
II. „ 1849—1879 . . . „ K 2.—

in einem Band geb. K 6.—.

Wien 1848–1888.

Eine Denkschrift zum 2. Dezember 1888.

Herausgegeben vom

Gemeinderat der Stadt Wien.

2 Bände . . . Preis K 4.—, geb. K 8.—.

Quellen zur Geschichte der Stadt Wien.

Herausgegeben mit Unterstützung des Gemeinderates der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien vom Altertumsverein zu Wien.

Bisher sind erschienen:

I. Abtlg. Band I—IV . . . Preis à K 20.—
II. „ „ I, II . . . „ à K 36.—
III. „ „ I . . . „ K 24.—

b89004157293
b89004157293a

JULIUS HERZ
ANTIQUARIATS-BUCHHANDLUNG
WIEN I.
ROTHENTHURMSTRASSE 20

89004157293

b89004157293a